Gyn. 495 m/(10

Jos. Klein

<36606887650012

<36606887650012

Bayer. Staatsbibliothek

2 Bll. 41655
1 will. Sch.

Th. G. v. Hippel's

sämmtliche Werke.

Zehnter Band.

Kleinere Schriften.

Berlin,
bei G. Reimer.
1828.

Wb 163/896

I n h a l t.

Seite

Zimmermann der I. und Friedrich der II. 1

Freimaurerreden. 139

Pflichten des Maurers bei dem Grabe eines Bruders. . 255

Die ungewöhnlichen Nebenbuhler. Ein Lustspiel. . . . 281

Der Mann nach der Uhr. Ein Lustspiel. 371

Zimmermann der I.

und

Friedrich der II.

Von

Johann Heinrich Friedrich Quitenbaum,

Bildschnitzer in Hannover,

in ritterlicher Assistenz eines leipziger Magisters.

— qui se mirantur, in illos virus habe.

Martial.

London,

gedruckt in der Einsamkeit.

1790.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Der nunmehro aus einem rite-promovirten Doctor der Medicin (hoffentlich) eben so rite zum Edelmann promovirte Ritter, königlich-großbritannische Hofrath und Leibarzt von Zimmermann hat in seinem unsterblichen Werke über Friedrich den Großen die unverdiente Herablassung gehabt, auch unter andern nach meinem unwürdigen Puls zu fühlen, und (Seite 59.) des ehrlichen Bildschnitzers in Hannnover, Namens Quitenbaum, im Besten zu gedenken; so daß es die gröbste Unerkenntlichkeit von der ganzen Welt wäre, wenn nicht eine Hand die andere waschen, und eine Liebe die andere durch ein don gratuit vergelten sollte. Und da hab' ich dann in die Breite und Länge gedacht, wie hier Gleiches mit Gleichem zu berichtigen wäre? Den Arzt wäscht der Apotheker, den Autor der Recensent, und wenn's köstlich ist, der Mäcenas, den Portraitmaler der Bildschnitzer. Wohlan, dacht' ich, wenn man dem ritterlichen von Zimmermannschen Buche den Endzweck abgewinnt, so sind's eigentlich zwei Portraite, die dieser aus der Einsamkeit zum Hofmanne eingegangene Mann gezeichnet und gemalt hat, nämlich Sich, den großen von Zimmermann, und zunächst den großen König, Friedrich den Zweiten; und wie konnte mich wohl ein reputirlicherer Gedanke überfal-

len, als zu diesen beiden Gemälden Rahmen zu schnitzeln? Dictum, factum: und so stell' ich denn diese Rahmen, wie weiland der Maler Apelles seine Sieben-Sachen, vor die Augen des Publici; und da nicht dem Aderlasser, sondern dem Receptverschreiber die Ehre der Genesung des Patienten gebührt, so verhält sich mein Ueber gegen das von Zimmermannsche Ueber, wie der Mond zur Sonne, wie ein ehrlicher Rahmenschnitzer zum allgewaltigen Maler. — Bei diesem Abstande war es denn wohl kein Wunder, daß ich mich zu meinem Unterfutter sehr schnell entschloß, wogegen unser Schriftsteller mit dem Entschluß zum Ueberzeug und zu seiner Principalarbeit, so leicht nicht fertig ward. Es ist schrecklich und erwecklich zu lesen, was unser Ritter (S. 7.) für viele Drachenköpfe und Lindwürme zu überwinden, und was für unzählige Anfechtungen er zu bestreiten hatte, ehe er den Wettlauf dieses Werks anfing, um wenigstens so viel von seinen Drei und Dreißig Kabinetsunterredungen mit Friedrich dem Großen Preis zu geben, als er, ohne diesen König zu verrathen und zu verkaufen, durfte und konnte. Er bricht sein Brod mit dem Publico, und behält weislich die größte Hälfte für sich. In der That, es blieb unserm armen Ritter bei diesen Umständen nur übrig: entweder seinem Plagteufel das Tintenfaß an den Kopf zu werfen, oder sich kurz und gut zu diesem Schwarz auf Weiß zu entschließen. Io! dem ritterlichen Sieger, der den Weltüberwinder überwand, längst schon auf Obereitschem Staube stand und über diesen Goliath triumphirte, so daß er überall und auch allhier den Obereitschen Namen zur Schau stellen kann, und Zimmermann der Obereitsche genannt zu

werden verdient! — Mein Vetter, der Magister, glaubt, der Obereiter, oder in Beziehung auf das gegenwärtige Uebel und die ritterliche Würde unsers Herrn v. Z., der Uebereiter. O in U ist keine so große Licenz, und unsere vielgeliebte Muttersprache kann zu Zimmermanns Ehre wider diese Buchstabenkühnheit um so weniger etwas einwenden, da nicht zum erstenmal durch ein Sprach-Vitium grammaticale einem großen Manne ein Andenken gestiftet wird. Henri quatre! Hinrich vier, Féderic! Fiederich! Zimmermann der Ueberreiter oder Ueberritter, wenn Sr. Hochwohlgebornen es so lieber wollen. — Heil! dem Helden, der schon eine Höllenfahrt gehalten, und, quod bene notandum, die höchsten Höllenqualen (S. 285.) geschmecket hat. Heil! dem Sieger, der, sieggewohnt, keine Schwierigkeit achtet, sondern nach Art großer Männer, die, wenn sie nicht Schwierigkeiten haben, sich selbst Schwierigkeiten in den Weg zu legen, schöpferische Talente besitzen, sich selbst Festungen baut, um sie bonis modis einzunehmen!

Ich kann und darf mich freilich nicht auf diesem Vorgebirge guter Hoffnung verweilen, da große Sachen unserer warten, und noch weit größere unserer gewartet hätten, wenn Herr v. Z. dürfte und könnte; wer wird indessen nicht mit Brodsamen zufrieden seyn, die von einem so reichen, mit 33 Schüsseln (S. 3.) besetzten Tische fallen, und dagegen auf volle sechs bürgerliche Schüsseln Verzicht thun, denen man zwar nicht Saft und Kraft streitig macht, wohl aber jenen hohen und feinen Geschmack absprechen muß, worin unser Schriftsteller ein wahrer Ueberritter Apicius ist. Kein Wunder, daß bei so gestalten Sachen

ihn auch nicht bloß die gewöhnlichen Autorleiden krümmeten, sondern weit höhere Trübsale sein Autorherz schwer machten. Ich mag nicht (S. 4.) an die äußerste und komische Empfindlichkeit gedenken, welche die Unterredung des Herrn von Z. mit Friedrich dem Großen, im Jahr 1771 erregte. Unser Ritter wußte, wie schwer dergleichen Pillen für Menschen zu schlucken sind, die nicht gerne sehen, daß Andern etwas Merkwürdiges und Schönes begegnet, was ihnen nicht auch begegnet; und es schien unserm Leibarzt am menschenfreundlichsten zu seyn, wenn er diese Passion so gelinde als möglich einrichtete. Er begnügte sich (S. 5.) mithin alles dumme Zeug stillschweigend zu verachten. Ganz anders ging es ihm mit ein Paar Erscheinungen, deren er (S. 5 und 6) erwähnt, denn wenn er gleich behauptet: daß es ihm ein großer Trost und wahre Freude gewesen, die Krankheitsgeschichte Friedrichs des Zweiten von dem berühmten Herrn Professor Selle (Berlin 1786.) zu lesen, so ist es doch nicht zu glauben, daß diese Schrift, da Herr v. Z. sie verschlucket, ihm nicht einige Passion erregt haben sollte, indem eben diese, von einem wirklichen königlichen Leibarzt geschriebene, Krankheitsgeschichte unserm Ritter nur bloß einen Löwenzahn von (S. 6.) unbedeutendem und des Aufhebens nicht werthem Postscript verstattete. Ein Zimmermannsches Genie gehörte dazu, nach diesem Siege des Philippus (Selle) noch nebenher ein paar neue Welten zu entdecken. — Eine ganze weite politische und ganze weite gelehrte Welt, die ihm Selle in beliebter Kürze und Einfalt zu ückließ. — Diese beiden Welten standen nun

zwar unserm Ritter offen, so daß er nicht wie Alexander in der Verlegenheit war, sich nach einer Brücke zur Mondfahrt umzusehen; allein diese zwei Welt-Schauplätze, wo sich ein Ritter denn nun schon freilich herumtummeln kann, hätten doch auch wieder ihr Aber. Denn außerdem, daß das votum silentii schwer auf unserm Ritter lag; so spielte der Minister, Graf von Hertzberg, der zwei Tage vor der Abreise des Herrn v. Z. aus Potsdam (S. 172.) dem Herrn Oberstallmeister Grafen von Schwerin folgte, und den (den Minister von Hertzberg) er bei seiner Heimfahrt bei'm Könige zurückließ, unserm armen Ritter mit seinem Mémoire historique sur la dernière année de la vie de Frédéric II. Roi de Prusse, lû dans l'assemblée publique de l'Académie de Berlin le 23. Janveir 1787, einen so übeln Streich, als nur je ein Kabinetsminister auf des Teufels Erdboden, gespielt hat. Zum Unglück ist Graf von Hertzberg auch Curator der Academie der Wissenschaften, so daß die Gnadenthüren sowohl der gelehrten, als der politischen Welt, die unserm Ritter sich zu eröffnen schienen, auch eben so schnell für ihn sich verschlossen. Außerdem hat Graf von Hertzberg eine preiswürdige Gabe der Erzählung, indem er so manche Dinge vor dem Publicum rühmlichst aufgedeckt hat, welche Andere mit dem christlichen Mantel der Liebe, mit dem philosophischen Mantel der Enthaltsamkeit und mit dem politischen Mantel der Falschheit bedeckt haben würden. Der König zog ihn bei Friedensschlüssen, bei'm Fürstenbunde, und bei der deutschen Litteratur zu Rathe, und besonders käme ihm der Name West-Preußer, ad analogiam von Taurier und von Scipio dem Afrikaner u. s. w. zu, weil er

bei dieser Provinz, wie wir Alles aus dem reinen Munde des Kabinetsministers selbst wissen, einen förmlichen Gevatterstand hatte, und dem Kinde sogar selbst den Namen beilegte. Jetzt war freilich eine Art von Eingebung nöthig, wenn Herr v. Z. zum Worte kommen sollte, und dies Pfingstwunder trug sich denn auch wirklich etwas spät im Jahre, den 13. October 1787 zu, indem an eben diesem Tage der Wunsch, sein Buch zu schreiben, unserm Ritter wie ein Blitz in den Kopf schlug; und so entstand dies Werk, dessen wunderbare Empfängniß wir mit gläubigem Verstande und aufgeklärtem Herzen kürzlich und einfältiglich erwogen haben; dies Werk, das (S. 258.), trotz der Schrift von der Erfahrung in der Arzeneikunst viermal in deutscher Sprache herauskommen, und in die französische, holländische, englische und spanische Sprache übersetzt und zum fünften! sechsten! siebenten! und achten! mal in Paris, Amsterdam, London und Madrid gedruckt werden wird. — —

Es sey nun, daß diese Hindernisse und Schwierigkeiten, die vor dem 13. October 1787, als dem Tage der Pfingsten, unserm Ritter, so viel Kopf- und Herzleid zugezogen, ihn, des glorreichen Sieges ohnerachtet, so sehr entkräftet, oder daß er in der festen Hoffnung lebte, erhöhet zu werden, wenn er sich selbst erniedrigte; so ist und bleibt es immer eine schöne und merkwürdige Selbstbüßung, welcher unser Ritter sich (S. 3.) unterwirft, indem er die Aerzte nicht nur mit Kammerdienern paart, sondern auch den Kammerdiener demüthiglich vorsetzt, um dem geneigten und ungeneigten Leser die Wahrheit in die Hand zu spielen, daß Kam-

merdiener und Aerzte wenigstens von der Gemüthsart der Könige mehr wissen, als Etwa nach hundert Jahren ihre besten Schriftsteller. Da es indessen mit diesem Gemeinplatz, weil Friedrich der Zweite noch nicht hundert Jahr todt ist, und ein Kabinetsgeschichtschreiber (S. 6.) dem Herrn v. Z. vorgriff, auch nicht so recht fortwollte, siehe! da fiel es, bei dem wunderbaren Blitz in den Kopf, unserm Ritter ein, daß, wenn auch schon ein commandirender General die Geschichte einer großen Schlacht erzählet hat, es doch noch immer angenehm zu hören sey, wenn sie ein dabei gewesener Unter-Officier oder Soldat erzählet. Dieser Gedanke, den Herr v. Z. wegen seiner Kühnheit allmächtig nennt, begeisterte ihn so, daß er augenblicklich, den 13. October, Hand an's Werk legte, womit er (sans comparaison, wie das Pferd des Herzogs von Devonshire, welches nur 4 Minuten braucht, um 4 englische Meilen zu laufen, und Sätze von 23 Fuß macht) im November schon fertig war. Das nenn' ich einen Salto mortale, und mit einem Buch' herumspringen. Allein man verstehe ihn wohl (S. 7. 8.) und nöthige ihn nicht, es zweimal zu sagen, als Unter-Officier und Soldat, und auf keine andere Weise will er auch beurtheilt seyn. — Es ist bei den Musikern ein Kunstwort: vom Blatte wegspielen. Könnte man diesen Ausdruck nicht auf unsern Autor, unter den gehörigen Reservationen, deuten?

Ihr aber, stolze und aufgeblasene Schriftsteller, die ihr verliebt wie Narcisse in eure eigene Schatten seyd (was sind Bücher anders als Silhouet-

ten?), und auch ihr, junge Herren (S. 122.) von großer Aufklärung, die ihr entweder, wenn ihr mit einem einzigen Menschen in Unterredung seyd, niemals desselben Antwort abwartet, sondern in einem fort decidiret; wenn ihr aber alle beisammen seyd, alle auf einmal und Jeder vor sich so laut und so unordentlich schreiet, decidiret und krähet, daß einem alten bescheidenen Manne dabei Gesicht, Gehör und Sprache vergeht, o! ihr und noch viel Andere, die ich ad vocem Aufklärung zu Paaren zu treiben gedenke, lernet, da ihr es doch nicht aus eurer eigenen Schwachheit (ein so oft vernachläßigtes Philanthropin) lernen wollt, lernet aus der Stärke eines Ritters, mächtig in Thaten und Worten, sanftmüthig und von Herzen demüthig seyn, und euch erniedrigen bis zum Kammerdiener, ja zum Unterofficier und Gemeinen. Wollet ihr mir nach eurer aufgeklärten Naseweisheit einwenden, daß Herr von Zimmermann (S. 114.) den Oberhofmarschall galant dem Kammerdiener substituirt und behauptet, wie Oberhofmarschälle und Aerzte in gutem Vernehmen stehen müßten; daß er den deutschen Fürsten Sultansstolz (S. 52.), dem hannöverschen Adel aristokratische Steifigkeit und adlichen Uebermuth vorrückt und (S. 53.) unter andern in die eben nicht demüthig anscheinenden Worte ausbreche: der Herzog von York ist nicht so anmaßend und stolz, wie mancher kleine Bürger, mancher kleine Edelmann von einem halben Quartiere (beiläufig würd' ich mir das Wappen des Herrn v. Z. erbitten, weil mein Vetter daran zum Rit-

ter werden und es blasonniren will), der sich Ihr Gnaden durch seine Domestiken nennen läßt, und ein großer Schwarm von Bürgerweibern in Hannover; so sehe ich wohl, daß ihr so tief in den Schlamm der Aufklärung versunken seyd, daß ihr (S. 241) mit kleiner und ewig gerümpfter Nase und prutziger Stellung eurer Füße, immer von Aufklärung sprecht, und denn immer über eure kleine Achseln schnippisch und schnöde und mit höhnender Dreistigkeit auf alle Menschen hinabsehet, die noch in der Dämmerung leben, das ist, die noch so weit zurück sind, daß sie das Illuminatenwesen verlachen!

Wie aber, ihr sehet noch nicht ein, was zu eurem Frieden dient, und habt die Frechheit, zu behaupten, daß, wenn unser Ritter in dem Tone, wie er auf Geßners Freund, den Herrn Johann Jacob Hottinger (S. 290 und 291), losgeht, den er einen Schulmeister nennt, dem er ärger als einem Schulknaben begegnet, und den er noch im witzigen Nominalregister sub litt. H. verfolgt, wo er ihn Schulmeister und Husarenlieutenant in Zürich benamet, — wenn v. Z., sagt ihr, in diesem Tone sein ganzes Ueber geschrieben hätte, ihr ihm den Unteroffizier und gemeinen Soldaten nicht absprechen, sondern ihn vielmehr als Meister in seiner Rolle, trotz dem Garrick, der im Komischen und Tragischen und ex utroque Caesar war, verehren würdet, und daß ihr nur jetzt euch nicht in ihn finden könnt, weil er Kabinetsangelegenheiten des preußischen Hauses in Potsdam verhandelt, Vieles, wie wir über ein Kleines hören werden, sagt, was man nicht erwarten sollte,

und den größten Theil doch noch unter seinem Doctormantel verbirgt, so daß es euch vorkomme, als ob er völlig aus dieser Rolle geschleudert sey? — O ihr kleinen Philosophen, die ihr (S. 241) nicht an der alten Berlinschen und Potsdammschen Aufklärung, sondern an vielen andern nagelneuen Arten von Aufklärung wassersüchtig seyd, ihr thut, als ob es euch leid um das Publicum sey, weil es einen Unterofficier und Gemeinen suchen, und einen großen, mit König Friedrich dem II. Schritt haltenden, Mann finden werde! Ist denn aber dieser Tausch nicht angenehm? Muß man durchaus, wie Vater Gleim, als Grenadier singen, wenn man sich so auf dem Titelblatte anmeldet? Ist's euren unritterlichen Köpfen zu hoch, zu fassen, daß auch das edelste Schwert mit der Scheide vermittelst des Rostes in Verbindung trete, wenn man ihm keine bessere Beschäftigung anweiset? Wißt, Unterköpfe! dieser Ueberkopf, dieser Mann, an dessen Schönes und Merkwürdiges ihr kein Senfkorn Glauben habt, hat sich an Obereit, Hottinger und an dem Commissions-Rath Ettinger auf eine so eclatante Art gerächt, daß ich euch wohlmeinend rathe, euch auf Gnade und Ungnade zu ergeben, wenn euch sein Löwenzahn nicht ergreifen und zermalmen soll.

Was nun schließlich mein kleines ehrliches Ich betrifft; so weiß das Publikum schon, daß mich der höchstselige König einen Hallunken genennt, als weßfalls ich mich um so weniger schämen darf, als der Herr Ritter v. Z. die gelehrten und nicht gelehrten Herren um Vergebung bittet, weil der König ihn nicht auch so geheißen (S. 59). Sonst bin

ich der ehrliche Bildschnitzer in Hannover, Namens Johann Heinrich Friedrich Quitenbaum, sehr weit entfernt, mich mit dem Alcamenes, Phidias, Mich. Angelo, Bernini, Girardon, Tassaert oder auch mit dem deutschen Melchior Bartel zu messen. Ich habe, ohne daß mir ein Blitz den Kopf beschädigte, mir vorgenommen, Rahmen zu den beiden Portraiten, vom großen Friedrich und vom großen von Zimmermann zu schnitzen, welche beide Ehrenwerke Letzterer in seinem Ueber so meisterhaft zu malen den 13. October 1787 angefangen, und im November 1787 beendiget hat. Ein Rahmen und ein Register haben viel Aehnlichkeit, und da unser Ritter sein Werk mit einem witzigen Nominalregister schon selbst ausgestattet hat; so sey mir erlaubt, ein Realregister dieses Werks zu liefern, und nicht mehr nicht weniger soll mein Rahmen enthalten. Es scheint zwar, daß unser Ritter den Umriß zu seiner Schrift sich gar nicht vorgezeichnet, sondern in's Wilde gearbeitet habe; allein er und Friedrich der II. (ein Paar Einzige) sind und bleiben doch Bild und Ueberschrift. Sollten, wie ich's vermuthe, unsere Illuminaten mir vorrücken, wie es etwas ganz Uneigentliches sey, daß ich ein Buch in einen Rahmen fassen wolle, indem die Büchereinfassung Buchbinderarbeit ist, und wir uns kunstgemäß mit Statuen, Büsten, Armaturen, Vasen, Frisen, Rahmen und Schnitzwerk abzugeben nach Kunst und Gunst verpflichtet sind; so mögen sich diese kleine Hochsinnige (S. 241) merken, daß mein Rahmen dem Bilde angemessen sey: und wenn ein Unterofficier und Gemeiner dem Husaren-Lieutenant Hottinger (S. 300) wider die Subordinationsregeln zu begegnen scheint, und doch nicht be-

gegnet; wenn ein Doctor Medicinae, der außer dem Löwenzahn kein Recipe in diesem Ueber vorschreibt, vielmehr sich gelehrt und politisch darstellt, und dazu überwiegende Grundgründe hat; so wird es denn auch mir wohl erlaubt seyn, meinen Rahmen nach Zeit und Raum einzurichten. Daß ich übrigens auch einen Selle gehabt, der mir vorgearbeitet und mit Rath und That unterstützt hat, will ich anbei nicht verhalten, vielmehr, um klaren Wein einzugießen, beichtkindlich bekennen, daß mein Vetter, einer der Leipziger Magister, mir diesen Liebesdienst erwiesen, als an welche Gesellschaft der Zwölfe unser Ritter (S. 184) in allen Ehren denkt, indem er merkwürdig und schön behauptet, daß durch Gottsched und ein Dutzend Magisters in Leipzig seit 1740, ein helles Sonnenlicht über ganz Deutschland aufgegangen sey. Mit dieser Promotion läßt es indessen der Herr Ritter nicht bewenden, vielmehr erwähnt er (S. 188) rühmlichst, daß mancher deutsche Magister und Professor mit Schneidermanieren im Marmorsaale zu Sanssouci an der Tafel des Königs, zwischen dem Könige, Voltaire, Algarotti und d'Argens sehr verlegen, sehr trocken und sehr peinlich gesessen hätte, und wahrlich eher geneigt gewesen (was nun freilich ein Monsieur le Docteur aus der ersten Hand wissen kann,) zur Diarrhöe, als zu witzigen Einfällen. — Noch nicht genug, unsers Herrn v. Z. witzige Diarrhöe geht noch weiter (S. 189). Gleichwohl aßen einmal keine Magister, sondern Algarotti, Voltaire, d'Argens — und Ritter von Zimmermann? (nicht doch! der

König lockspeisete ihn mit einer Melone (S. 67) und mit einer Traube, die Se. Majestät auswählte und mit den Worten ihm gab, [o der schönen und merkwürdigen Worte!] „Essen Sie das“ (S. 99.) — gewöhnlich mit dem Könige. — Noch nicht genug, — die bösartige Diarrhöe ficht unsern Ritter (S. 190.) auf's Neue an, und ohne Zweifel, damit sich die Herren Magister in Halle nicht gegen die Leipziger das halten möchten, setzt unser Ritter so wahrheitsliebreich als wohlbedächtig noch einen Stuhlgang hinzu: „Friedrich hat also weder Magister aus Leipzig noch aus Halle zum Essen. — Nun wahrlich, so viel collegialisches Andenken konnte denn wohl meinen Vetter, wenn er auch nicht mein lieber Bluts- und Gemüthsfreund gewesen wäre, reizen, mir freundvetterlich beizuspringen, und hülfliche Hand an mein Schnitzwerk zu legen, welches, wie ich nach der Liebe hoffe, meine Leser nicht ungünstig vermerken werden. Meine Leserinnen dürften denn nun freilich mit den vetterlichen Beisätzen nicht völlig zufrieden seyn; indessen sind sie dagegen durch die außerordentlichen Galanterien, womit ihnen Herr von Zimmermann ritterpflichtig zuvorkommt, hinreichend entschädiget. —

Nach diesem lang- und kurzweiligen Exordio komm' ich denn zu dem Pfingsttext selbst, und nehme mir die Erlaubniß, wie es sich von selbst versteht, zuerst den Herrn Ritter von Zimmermann, königlich großbritannischen Hofrath und Leibarzt, in Rahmen zu fassen. Denn in Wahrheit, diese von Zimmermannsche übereregoistische Schrift ist so philosophisch angelegt, daß sie der alten Schuldemonstration von der Existenz Gottes, die von ego sich anfing, nicht im mindesten etwas nachgiebt.

Wie sehr wünscht' ich mir ein Winkelmann'sches Kennerauge, um hier jede Feinheit zu erschleichen, über die mancher Illuminat wie eine landverderbende Heuschrecke weghüpfen würde. Ritter von Zimmermann indessen versteht die Kunst, mehr zu geben, als er hat; unser einer muß seine Ohnmacht gestehen, und sich in seinen Schranken halten.

Da ich sonach meinen Kundleuten getreulich und sonder Gefährde angezeigt, was Herr v. Z. nicht sey, indem er dem Leibe seines Patienten, gerade zuwider dem Einladungsschreiben vom 6. Junius 1786, welches den **Monsieur le Docteur et Médecin** Zimmermann begehrte, außer dem einfachen Mittel, dessen sich die Griechen und Römer schon bedienten, den zur Honigdicke eingekochten Saft vom Löwenzahn (einem Medicamente, das so ganz für dem König gemacht schien, und das zu vielen artigen Redensarten Gelegenheit gab), nicht zu nahe kam, vielmehr sich ihm als Seelenarzt zeigte; so bleibt nach dieser Gustation mir noch zu bemerken übrig, was unser Ritter denn eigentlich nach seinem selbsteigenen Zeugniß sey? Zwar nach S. 257. war er ein kleiner Doctor und ein komisches Magistratsglied des kleinsten Städtleins der Schweiz; indessen sieht man, was aus Bethlehem kommen könne! Es läßt sich indessen die Natur selbst durch keine Kartätschen des jungen Seemannes Prinz Wilhelms (S. 52.) herausschießen, und es verräth allemal einen großen Mann, wenn er der Mutter Natur, auch in Purpur und köstliche Leinwand gekleidet, getreu bleibt; und wie? sollt' es unserm jetzigen Stern erster Größe, dem Mann, den König Friedrich **mon cher Monsieur, mon bon**

Monsieur, mon cher Monsieur Zimmermann (S. 99), **mon cher et bon Monsieur,** mit dem spaßhaften Zusatze: **je me recommande à vôtre protection et à vôtre bonne providence!** und sogar (S. 77) *mon Ami!* nannte, dem es ein fatales Wort war, wenn der König ihn **Monsieur le Médecin** hieß, und was ihm das größte Lob war (S. 128), **ce Zimmermann est un homme de probité,** sollt' es diesem schönen und merkwürdigen Manne nicht zur unzuverkennenden Ehre gereichen, wenn ihm noch immer, sowohl das komische Magistratsglied als das kleinste Städtlein der Schweiz, wie Muttermal und Heimweh ankleben? als wovon auf jeder Seite dieses großen Werks Spuren vorhanden sind. So tröstet z. B. unser Ueberritter sich (S. 8) mit der jetzt sogar auch gedruckten Unterredung zwischen Friedrich dem Großen und dem Pater Pavian (und man denke, wie dieses Alles zusammen kommt!), mit dem berühmten deutschen Buch: über Etwas, das Lessing sagte.

Doch es ist hohe Zeit, in dem Ipse fecit des großen Zimmermanns eine Vollständigkeit nach der andern, und zuerst seine besondere Frömmigkeit zu bewundern; denn als er aus dem Brandenburger Thore war (S. 16), und nun auf dem ihm bekannten einsamen Wege an dem ägyptischen Obelisk vorbei, gegen den Hügel von Sanssouci fuhr, warf sich sein Herz mit dem höchsten Feuer und der höchsten Inbrunst nieder vor Gott; wie er in diesen Augenblicken betete, ward vielleicht nie auf diesem Hügel gebetet. Der Satan indessen, der wie ein brüllender Löwe herum-

gehet, und suchet, welchen er verschlinge, nahm sich nun vor, unserm großen Beter, von dem er glauben mochte, daß er noch nicht fest im Glauben stünde, einen Streich zu spielen, und siehe da! unser Ueberritter hatte (S. 11) zum Nachtheil des christlichen Glaubens einen so großen Glauben an den König, daß er sogar mit dem unbezwingbarsten Unglauben des Königs an alle Aerzte das Gleichgewicht hielt. Dem verdammten Löwenzahn des Satans war diese Beute noch nicht genug, vielmehr verleitete er unsern gläubigen Zimmermann sogar (S. 61) zu dem Unglaubensbekenntniß, daß er keine Wunder, als die der König im siebenjährigen Kriege gethan, glaube — und so züchtigte er ihn mit mehr als einer Zweizüngigkeit, wovon wir noch so manche als einen Pfahl im Zimmermannschen Fleische erblicken werden. Herr v. Z. bedauert (S. 85), daß in diesen Zeiten, da die Philosophie so vernünftig wird, und da die Physik solche Riesenschritte macht, der Aberglaube sein Haupt nun wieder so emporhebe, als in den Jahrhunderten der dicksten Finsterniß, und hält die unbekannten Obern der geheimen Gesellschaften (S. 86) für abgedankte Hofmeister und bankerottirte Schriftsteller. Indessen ist es unserm Ritter (S. 85), der leider! weder Schüler noch Meister geheimer Wissenschaft ist, mitten unter der gnostischen und theosophischen Gährung, worin sich jetzt Deutschland befindet, sehr erfreulich, zu sehen, daß die ehrwürdige Gesellschaft der Freimaurer bei den Fürsten und Weltleuten in Deutschland den Sinn für Religion vielleicht am meisten offen

hält, und nicht ihr letztes Licht ausbläset, wie es seiner Meinung nach durch die sogenannten Aufklärer in Paris, in London und in Rom ausgeblasen ist.

Gegen die Kraft religiöser Gesinnungen, sagt v. Zimmermann (S. 160), kommt keine Furcht von keiner Art in den bedenklichsten Umständen unsers Lebens auf, und mit dieser Kraft, die allein von Gott kommt, und allein aus unserm Vertrauen zu Gott fließt, trat denn Herr v. Z. am Morgen des 24. Junius vor diesen schrecklichen König mit unerschrockenem Sinn, mit innerer Ruhe und wirklich so unbefangen, als wenn er einen lieben und guten Freund besuchte, und doch wußte Satanas die Karten so zu mischen, daß (S. 19) Herr v. Z. schon Alles, was ihn Menschenkenntniß und Menschenerfahrung in seinem ganzen Leben gelehrt hatten, zusammennehmen, und so gut er konnte und vermochte, den Herrn Kammerhusaren Schöning zu studiren und zu gewinnen suchen mußte, der sich ihm (S. 20) als ein Herzensfreund des Prof. Selle zeigte, und bald (S. 39) hätte Herr v. Z., aller seiner religiösen Empfindungen und Gesinnungen ohnerachtet, Blut schwitzen mögen, wenn man Blut schwitzen könnte. Ach! dachte er, da ihm der Neid einfiel, der nicht verträgt (S. 40), daß einem Andern etwas Merkwürdiges und Schönes begegnet, wüßte doch das arme neidische Pack (bestehend aus Aerzten, aus der niedrigen Klasse gelehrter Herren und Schulmeister,

die mit den Zähnen knirschen), wie mir jetzt ist, welche Angst, welcher Unmuth, welche Gefahren und welche Schrecken mich umgeben; o gewiß, es (dies Pack nämlich) würde gestehen, solches Glück wünschen wir uns nicht. Wahrlich, nach der unzubestreitenden Wahrheit, daß religiöse Gesinnungen keine Furcht von keiner Art (S. 160) in den bedenklichsten Umständen des Lebens aufkommen lassen, sollte man an der festen Frömmigkeit unseres Ritters gottesvergessen zweifeln; allein da ist wohl offenbar zu sehen, welchen Anfechtungen auch die Allergläubigsten ausgesetzt sind. Ich kann es nicht bergen, daß ich bei dieser Gelegenheit auf den Gedanken gefallen bin, ob nicht etwa Herr v. Z. das herrliche Brustbild des Marcus Aurelius aus weißem Marmor und vielfarbigem Achat, das neben dem Könige auf dem Kamin seinem Bette gegenüber stand, zu abgöttisch angesehen, und sich etwa durch dieses unchristliche Götzenbild verleiten lassen; indessen habe ich diesen Gedanken, den Marcus Aurelius nicht heidnischer haben konnte, sogleich in seiner Geburt erstickt, und bekenne offenherzig, daß dieser Vorfall zu hoch sey, um von einem ehrlichen Bildschnitzer in's Verhältniß gebracht werden zu können. Mein Vetter, der Leipziger Magister selbst, gebehrdet sich bei dieser heidnischen Gelegenheit so bescheiden, als wenn er bei Abraham, Isaak und Jacob zu Tische säße. Von Voltaire, Algarotti und d'Argens ist er diesseits des Grabes nie zur Tafel gezogen, auch ist wohl nicht anders zu denken und zu vermuthen, als daß er auch in der andern Welt vom Tische dieser witzigen Köpfe werde geschieden seyn und bleiben ewiglich. Was nicht zu lösen ist, mag ein Kno-

ten bleiben. Unser gläubige Ueberritter macht sich über seine heldenmüthigen religiösen Gesinnungen selbst einen Einwand. Schwärmerei sey dies? (S. 160) frägt er: wie alle religiösen Gesinnungen, die nicht gebadet sind in kaltem Deismus? — Wer darf das sagen? fügt er hinzu, und fordert den heraus, der Herz hat; — Er trete hervor, damit man ihn kenne; und nun sollte man freilich glauben, unser Ueberritter würde nach diesem Kartel an diesem Menschen aus dem kalten Bade, das, wie man sagt, die Nerven stärken soll, ein Exempel statuiren, und einem Jeden, der diesen Fehdehandschuh aufzuheben keck genug wäre, Hals und Kopf brechen; allein nein, er reißt den Degen aus der Scheide und — steckt ihn langsam wieder ein; und dann, sagt Herr v. Z., antworte ihm, wer will! Und so endet sich denn diese Ausforderung, ohne daß gelehrtes Blut, das heißt Tinte, vergossen wird. So trug weiland Ritter Hudibras, um seinen Durst nach Blut zu stillen, rothe Wurst bei sich. — Wer die warmen Bäder, die Herr v. Z. seinen hülfsbedürftigen Patienten anräth, nicht brauchen will, mag immerhin im kalten Bade des Deismus sein Leben an's Bein binden, und wenn's Noth thut, sich einen Doctor des kalten Wassers suchen; unser Ritter bleibt bei'm lauen? nicht doch, sondern bei'm warmen Wasser, wornach sich Jeder zu achten und für Schaden zu hüten hat.

Ich will bei weitem nicht alle und jede anscheinenden Zweizüngigkeiten bemerken, welche der Satan als Unkraut unter den frommen Zimmermannschen Waizen gestreut hat; wer kann indessen umhin, den Kopf zu schütteln, daß unser Lanzierer dem Könige Friedrich Wilhelm I.

(S. 194), den er doch als einen Christen verkündiget und anpreiset, keinen vortheilhaften Beinamen giebt, wenn er behauptet, daß er wahrlich für Friedrich II. kein guter Vater gewesen, wogegen er den Atheisten Friedrich II., da er von seinem sterbenden Vater kam, außerordentlich gerührt, schluchzend, und ganz in Thränen darstellt. Bei manchen possirlichen Anekdoten, welche unser Ritter von Friedrich Wilhelm I. mittheilt, schimmert der natürliche Mensch nicht etwa bloß durch, sondern strahlt sonnenklar in's Auge, und wenn man, nach dem, was Herr v. Z. über den Tod der beiden Könige Friedrich Wilhelm I. und Friedrich II. erzählt, zusammenhält, so ist's, als wüßte man vollends nicht, was von einem Schriftsteller zu denken sey, der einen mit genauer Noth zum Deisten bekehrten Atheisten merkwürdig und schön, dagegen Friedrich Wilhelm I. so christlich-komisch sterben läßt. Indessen kommt's auf's granum salis an, welches man auch durch geistlichen Löwenzahn übersetzen könnte, um dies Alles aus dem rechten Gesichtspunkte zu nehmen. Bis an seinen Tod, sagt unser Ueberritter (S. 235), blieb Friedrich der Große, wie jede große Seele, auf dem Thron immer fest und in sich selbst gewurzelt, immer sich selbst gleich an Größe und Güte, und Herr v. Z. (S. 236) sahe sich nothgedrungen, ehrwürdigen!! Theologen, die ihn gar sehr oft befragten, ob denn doch der König auf seinem Krankenlager nicht endlich in den Schooß der Kirche getreten sey? zu antworten: der König habe gar nicht an die Unsterblichkeit der Seele geglaubt, und an die christliche Religion noch kurz vor seinem

Tode eben so, wie an Aerzte und Arzneikunst.

Auch scheint es eine unchristliche Neckerei zu seyn, wenn unser edler Ueberritter (S. 233) bemerkt, daß an den kleinsten Höfen Deutschlands sogar, wo man doch nur wenig zu gewinnen und wenig zu verlieren hat (ob als Kammerdiener, als Arzt oder als Oberhofmarschall, bleibt unbestimmt), heute der Höfling ein Atheist sey, und morgen an Jesus Christus, an Lavater und den Teufel glaubt. Da indessen den Reinen Alles rein ist, so können dergleichen Aus- und Einfälle den christlichen Gesinnungen des glaubevollen Herrn v. Z. keinen Schaden noch Leides thun, und eben so wenig kann ihnen die Kleinigkeit zu nahe treten, wenn Herr v. Z. (S. 258) behauptet, daß er sich selbst ermordet hätte, wenn er nicht — ein Christ? Nicht doch; wenn er nicht verheirathet gewesen. Sollten dergleichen Mord- und Todgeschichten schwache Christen, die keinen Löwenzahn, oder kein Genie besitzen, ärgern, so will ich dieselben hiemit sammt und sonders dienstfreundlichst ersucht haben, dem leidigen Satan über sich nicht so viel Platz einzuräumen, daß sie etwa durch einen Verdacht wider das unverfälschte Christenthum unsers Ritters, der so viel Wesen mit dem Glauben treibt, den sechsten Sinn so meisterlich excolirt hat, und das Selbstdenken durch Lehr' und Beispiel sprengen will, überrumpelt werden; vielmehr ist hier in eine lebendige Erwägung zu ziehen, daß zwischen einem Christen, wie Ritter von Zimmermann, und einem Einfältigen wie ein Kindlein, ein so großer Unterschied, wie ungefähr zwischen Bischof und Küster, zwischen sublim und einfältig, zwischen Doctor Zimmer-

mann in Hannover und zwischen Professor Zimmermann in Braunschweig sey, und daß man nach der neuen von Zimmermannschen Auflage des Christenthums auf Imperialpapier leben und leben lassen müsse. Was ist denn auch das Verfängliche an der Geschichte oder vielmehr an dem Stabe, den Herr v. Z. über die Geschichte vom wüthenden oder gar rasenden Christen bricht, die unser begabter Schriftsteller aus seinem Füllhorn oder aus seinem Ermel schüttet? Man sollte freilich glauben, daß einem überzeugten Christen nichts angelegentlicher obliege, als Unchristen und mit genauer Noth zu Deisten bekehrte Atheisten auf den Weg zu leiten, der Trost im Leben und im Tode giebt, und daß der Geistliche, dessen Brief die Cabinetsräthe dem Könige (S. 246) mit Haut und Haar überreichten, es herzlich gut mit dem Könige gemeint habe, indem er ihn vom philosophischen Irrthum und Thorheit zur christlichen Lauterkeit und Wahrheit leiten wollte. Der König selbst nahm diesen Hirtenbrief nur aus eben diesem Gesichtspunkt, indem er ihn dem Marquis von Lucchesini mit den Worten übergab: Voyez comme on a soin de mon âme; indessen kann man auch diesen Ritt unserm von Zimmermann um so weniger übel deuten, da ihn die Physiognomie anekelte, und es doch immer einer der wüthenden und gar wahnsinnigen Christenstreiche ist, wenn (S. 246) dieser Heidenbekehrer wie Lindwurm Obereit, indessen doch mit mehr Milde, schrieb. Auch hat dieser Geistliche bei allem dem von Glück zu sagen, indem er gegen Herrn Doctor Obereit ungeschlagen davon kommt, und der überwundene Obereit mag sich selbst belehren, wer er sey, denn unser Herr v. Z.

begnüget sich fein christlich, den obigen mit mehr Milde schreibenden Geistlichen einen Stocknarren (S. 247) zu heißen, und es nach den treffendsten Regeln der Wahrscheinlichkeit herauszubringen, daß es ein wahnwitziger Geistlicher gewesen. Von allen scheint bei weitem die härteste Nuß zu seyn, wenn man auf die sublimen Trostgründe stößt (S. 248), womit Herr v. Z. den Marquis von Lucchesini ausrüstet, um sie dem Könige als eine Seelenmixtur beizubringen. Trösten Sie ihn, sagte er ihm (S. 249), mit der Unsterblichkeit seines Namens, mit dem unaussprechlichen Andenken alles Großen und Guten, das er that und wirkte, und das noch lange nach seinem Tode wirken würde. Da der König den Tod nicht fürchtet, sondern sich über ihn ärgert und ihn (S. 249) mit der Faust wegschlagen möchte, so lassen Sie ihn bis an sein Ende die Unsterblichkeit seiner Seele läugnen, denn über diesen Punkt bekehren Sie ihn doch nicht, und werden ihn, da Sie dies so oft unnütz versuchten, nie überführen. Aber sagen Sie ihm laut, rasch und keck, er habe alles Große gethan, was kein König vor ihm in solcher Lage vermochte und that, und nun habe Alles zu tief gewurzelt, um nicht bis in die späteste Zukunft zu gedeihen. (Doch nicht die Potsdam- und Berlinsche Aufklärung, denn diese sollte denn doch wohl nicht im Tode trösten können.) — Sagen Sie ihm laut noch, wenn er in seinen letzten Zügen liegt: nie, nie, nie wird Preußens Adler fallen. So sublim kann der christlich hochgefühlvolle von Zimmer-

mann trösten! Freilich könnte diese Stelle zu allerlei unholden Gedanken verführen, so wie man denn auch vom Adler, wenn ihn nicht ein Bildschnitzer gemacht hat, eher sagen müßte, daß er die Federn verlieren als fallen würde; allein wer nur die Kraft religiöser Gesinnungen recht kennt, wird wissen, sich in die Zeit zu schicken, denn es ist böse Zeit, und in der That, es macht unserm Ritter Ehre, daß er nicht nur einen politischen Arzt, oder einen medicinischen Politicus (S. 151), sondern auch einen politischen Christen oder christlichen Politicus zu machen vortrefflich versteht. Ueber diese Politik überhaupt muß ich mich noch näher erklären. Mein ganzes Verfahren, sagt Herr v. Z., bei dem Könige, außer den ernsthaften Vorstellungen, die ich ihm so oft machte, war im Grunde nichts und wieder nichts, als medicinische Politik. Mein nur etwas zu deutscher Magister vermeinet zwar, aus dieser Stelle geradezu ableiten zu können, daß, wenn der König nach dem Todtengräber des Doms gesandt hätte, dieser Ehrenmann ihm in Beziehung seiner Krankheit die nämlichen Dienste erwiesen haben würde, als unser königlicher Leibarzt; sind denn aber ernsthafte Vorstellungen nichts und wieder nichts? Und wenn ich gleich nicht ganz in Abrede stellen will, daß der Todtengräber des Doms, Kraft seines Amtes, dem Könige nicht minder ernsthafte Vorstellungen hätte machen können, so würden sie doch, wäre auch der Todtengräber des Doms ein unmittelbarer Descendent des Todtengräbers im Hamlet, nicht so witzig, als die von Zimmermannsche sich gebehrdet haben. Doch, wieder zur überpolitischen Politik unsers überritterlichen Ritters, derentwegen mein Ma=

gister nicht aufhören kann, den Kopf zu schütteln; und warum denn? weil Staatskunst und Verstellung, wie Klugheit und List sich unterscheiden; weil jedem denkenden edlen Manne die Verstellung im Wege ist; weil der Gerechte sicher ist, fest tritt und es dem Blödäugigen gern überläßt, mit Vor- und Rücksicht zu schreiten. — Alles gut, lieber Vetter; allein der Zuschauer sieht mehr als der Spieler, und die Politik ist einem Strome gleich, der das Schwere versenkt und das Leichte hebt. — —

Gewiß müßte man alle Verdienste verkennen, wenn man nicht den Politicus en gros und en détail im Herrn v. Z. bewundern sollte. Ich will nur etwas Weniges von diesem v. Zimmermannschen Nichts und wieder Nichts berühren. Herr v. Z. (S. 64) wußte weit besser, als der König, daß die Kaiserin von Rußland gesund sey, obgleich Herr v. Z. so wenig der Arzt der großen Kaiserin ist, daß er so in Petersburg wie in Berlin keine Doctorrollen macht (S. 63). Ob er sie machen könne? — O! des unpolitischen Magisters! Hat er denn nicht die Ehre, unsern von Zimmermann als den Erfinder der Windepidemie (S. 296) und der fürchterlichen Weiberepidemie (S. 297) zu kennen, und sollte ein Mann, der solche Krankheiten erfindet, in Doctorrollen nicht stark seyn, wohl zu verstehen, wenn keine höheren Pflichten ihn abhalten? —

Einer der größten politischen Züge ist denn wohl unstreitig der, den Herr v. Z. gegen den König, welcher seine Finger gegen ihn lächelnd (S. 120) aufhob, laufen ließ. Es behauptete nämlich Herr v. Z., daß das russische Reich unter seiner Größe erliegen würde (s'écrouleroit sous sa masse), und sich einstens so zertheilen würde, wie Alexanders

Reich nach seinem Tode; daß Gouverneure einzelner Provinzen sich zu Königen dieser Provinzen aufwerfen, und sich mit andern Gouverneuren von eben solchen Gesinnungen schlagen würden. Wahrlich viel, viel gesagt von einem Manne, den die so große russische Kaiserin mit einer ausgezeichneten Gnade beehrt, viel und mehr gesagt, als man nach der Situation der russischen Monarchie denken und verstehen kann. — Allein was thut dies zur Sache? Je unglaublicher, je erstaunlicher! Zur guten Zeit fällt es unserm Ueberritter noch ein, daß er am 14. Decbr. 1787 ein ganz natürliches Schreiben von der Kaiserin erhalten, und so ruft er denn selbst über sich das Wort, setzt flugs den Zeitpunkt der Zerstörung der russischen Monarchie, vom 14. December 1787 an gerechnet, nach Jahrhunderten hinaus, und verfehlt nicht, in einer Note zu versichern, daß so lange und bis dahin Rußlands Macht und Größe steigen, und nie weniger in Gefahr kommen könne, als jetzt, da der Divan (mit welchem Herr v. Z. wohl nicht in Correspondenz zu stehen scheint) faselt, die furchtbarsten Heere gegen die Grenzen der Osmanen im Anzuge sind, und da (ein schönes und merkwürdiges Da; ein Da über alle Da's..!) die erhabene Monarchin dieses größten Reichs auf Erden am 14. Decbr. 1787 ganz natürlich an Herrn v. Z. geschrieben hat (S. 121). Ob unser Ritter hier jenes leise Zurückhalten beobachtet, dessen er sich rühmt? Ob unser Ritter diese ganze Scene nicht so, wie Vieles von der Fürsten-Revüe verschweigen sollen, scheint um so mehr zweifelhaft, da trotz des Codicills von Note, wodurch Herr v. Z. die Erfül-

lung seines Testaments über Rußlands Reich noch Jahrhunderte zurücksetzt, ihm doch einfallen sollen und können, daß **Catharina die Zweite** für Ewigkeiten baue! Allein was kann denn unser Hariolus dafür, wenn der Blitz des prophetischen Geistes ihm, wie den 13. October 1787 der Wunsch, dieses Buch zu schreiben, in den Kopf fährt? Auch ist dieser politischen Kanne, wenn sie gleich vergossen wäre, durch das Henkelchen der Note so ausgeholfen, daß sie gewiß ihre Liebhaber finden wird! — Ich gehe zu andern politischen Zügen, die ich indessen nur berühren will.

Als der König eine ordentliche Fürsten-Revüe hielt (S. 83), bei der aber Herr v. Z. gewiß mehr als einen Unterofficier oder Gemeinen vorstellte, so antwortete er doch mit dem größten Bedacht und immer so, als wenn die Fürsten gegenwärtig wären, von denen er sprach. Man weiß nun zwar gar wohl, daß Herr v. Z. auch in seiner gegenwärtigen Schrift, troß dem Könige (S. 83) gewaltig eingehauen, und wahrlich bisweilen so, daß der Hieb den armen Fürsten vom Kopf bis zu den Beinen spaltete; indessen ist's ein großer Unterschied, mit der Welt, die Fürsten einsetzt, zu sprechen, und mit einem Fürsten selbst, dem es bei dieser Gelegenheit freilich nur allein zustand, über sie so laut zu urtheilen. Das aber konnte freilich dem Herrn v. Z., dieser Politik unbeschadet, von Seiner Majestät nicht verdacht werden, daß er bei allem diesem leisen Zurückhalten lachte. Wahrlich, so politisch hat selten Jemand gelacht; denn man kann es nehmen als Beifall, als Tadel, oder wie man will. Noch ein größerer Lichtstrahl verbreitet sich über diesen Umstand, wenn man in politische Erwägung zieht, daß unser Ritter

(S. 84) lächelte und lachte, und daß der König nach dem alten Sprichwort: variatio delectat, dieses Lachen und Lächeln wohlgefällig bemerkte. Herr v. Z. hat überhaupt das überseltene Glück, daß Regenten ihn mit Beifall aufmuntern. So schrieb er (S. 296) auf Befehl des Polizei-Ministers Freiherrn von Gemmingen die bekannte patriotische Abhandlung über die Windepidemie in Hannover, auch mit nachher zu seinem größten Troste erfolgten allergnädigstem Beifall Seiner großbritannischen Majestät — und Friedrich II. bemerkte wohlgefällig sein Lachen und Lächeln, obgleich er den Herrn v. Z. immerfort durch und durch blickte (S. 84), wahrscheinlich um sich zu überzeugen, ob unser Lacher und Lächler inwendig weine. Giebt es einen bessern Hausrath für den Politiker, als lachen und weinen? Da der höchste Schmerz lacht und die höchste Freude weint, so kann der politische Chamäleon vermöge dieser Hülfsmittel mit sich und mit Andern machen, was er will. Zwar sind lachen und weinen die Pas und Coupées des politischen Tanzmeisters, mit denen er seine Seelentanzstunden anfängt; allein sie können und müssen ihn auch nicht verlassen, wenn gleich er den höchsten Tanzgipfel erschwungen hat, — selbst auf dem Seile nicht, auf welchem sich jetzt wirklich sans comparaison unser Ueberritter befand! — Man sage übrigens, was man wolle, so wie mit dem Doctor Zimmermann, hat der König, der einst, wie unser Ritter versichert (S. 92), sagte: „ich wollte mein Hemde verbrennen, wenn es wüßte, was ich weiß“ (Sagte dies der König wirklich einst? wenn dieser Umstand wahr ist, so sagte dies der König

blos nach Aurelius Victor de Vir. illust. c. 61.), — mit keinem Doctor gesprochen, mit keinem Fremden, — fast hätte ich Lust zu sagen, mit keinem Menschen, und wüßten wir erst, was wir nicht wissen, und was Herr v. Z. allem Vermuthen nach selbst nicht weiß, o! —— Wem der feine Unterschied zwischen Politik und Lebensart nicht bekannt ist, kann freilich sehr leicht in den Fehler des verstorbenen Schmucker fallen, der dem Herrn v. Z. nach seiner Unterredung mit dem Könige im Jahr 1771 (S. 292) Vorwürfe machte, daß er zu nahe vor dem Könige gestanden, zu lebhaft, zu unbefangen, zu frei gesprochen, und sogar — dies sey unerhört in Deutschland — vor dem Könige gesticulirt habe: vor einem Könige, sagte Herr Schmucker, müsse man steif stehen, und sich nicht rühren. O du steifer Schmucker mit deiner deutschen Lebensart, fiel es dir denn nicht ein, daß ein Genie über die Regel ist, und daß ein Politicus sich nach Zeit und Umständen richten müsse? Ich kann diesen Abschnitt über die von Zimmermannsche publike und Privat-Politik nicht schließen, ohne noch zuvor den Uebergang zu jener politischen Unterredung zu verehren, die wirklich verdient, auf die Nachwelt gebracht zu werden. Herr v. Z. kommt auf dieselbe unmittelbar von der Rhabarber-Tinctur (S. 118 u. 119) und nun fing die Unterredung an:

König (in tiefer Meditation und den Kopf ganz seitwärts an seinen Lehnstuhl lehnend). Die Uebersicht einer großen und sehr verwickelten Sache ist doch äußerst schwer.

Herr v. Z. Diese Kunst hat von Anbeginn der Welt Niemand besser verstanden,

als Ew. Majestät. — Entweder ich verstehe die ganze Sache nicht, oder der König hat in dieser tiefen Meditation sich zu dieser Unterredung mit Herrn v. Z. vorbereitet, und schade, ewig schade, daß es eben diese Unterredung ist, von der Herr v. Z. das Allermeiste nicht erzählen kann und darf. Ich würde, sagt Herr v. Z. (S. 218), die Sarcasmen, die ich aus seinem Munde gehen hörte, alle erzählen, wenn sie der König auf mich abgeschossen hätte; aber er schoß sie ab (und man weiß wie er schießen konnte) auf Fürsten, auf Große und auf Gelehrte. Fürsten und Große können vielleicht bisweilen Sarcasmen vertragen; aber für Gelehrte, deren Existenz so oft bloß von der Meinung abhängt, die man von ihnen hat, wären Friedrichs Sarcasmen tödtend. Wer sollte nicht nach dieser von Zimmermannschen Bemerkung geglaubt haben, Herr v. Z. würde in Absicht der Gelehrten großmüthigst schweigen, und in Absicht der Fürsten und Großen wenigstens wieder erzählen, was ein Fürst, wie Friedrich der Große, von Fürsten sagte, ohne hinzuzufügen, was Herr v. Z., nachdem ihn der König lebhaft und feurig, gleichsam fragend ansah, rasch, keck, unbefangen und frei, dem Könige zum Wohlgefallen antwortete (S. 122); allein leider geht nichts über die politische Discretion unseres Ritters (S. 143 und 144). Man unterließ nicht, den Herrn v. Z. möglichst auszuforschen, allein er hatte sich besprochen, ließ die Frage abprallen, antwortete entweder gar nicht, oder so, daß man ihn gewiß nicht wieder fragte, und Hofleute und Weltleute müssen es ihm zum Nach-

theil des Publici eingestehen, daß er ein völlig zugeknöpfter Mensch sey. Nun wahrlich, wenn sich ein Mensch in der Welt aufknöpft, so ist's Herr v. Z. Ist's? — Scheint's, wollte ich sagen. Denn man lese nur den gerechten Feuer- und Schwefeleifer, den unser zugeknöpfter Politicus bei der Verrätherei zeigte, die man bei seiner Reise gen Potsdam an ihm verübt hatte (S. 18). Vor Erstaunen war er fast außer sich, weil er glaubte, hier in Sans-souci auf dem geheimnißvollsten Fleck in ganz Europa zu seyn, und siehe da! ein Herr (S. 17), den Herr v. Z. nicht kannte, hatte in seiner Tasche ein Gedicht der Frau Karschin über die hohe von Zimmermannsche Ankunft in Potsdam, die doch so geheim gehalten werden sollte. Diese Ankunft ward verrathen (S. 18) durch den Kanal, durch den Alles in der Welt geht und durch den Alles in die Welt kommt, nämlich durch eine sehr vornehme!! Dame, die Schwester eines Herrn, der wissen konnte, daß der König an Monsieur le Docteur et Médecin geschrieben. Diese sehr vornehme Dame erfuhr dies insgeheim, und so erfuhr es denn auch insgeheim der ganze Hof und die ganze Stadt Berlin, und in der Stadt Berlin die Frau Karschin, so daß jener Herr, den Herr v. Z. nicht kannte, die von Zimmermannsche Ankunft in Person in der Tasche hatte! — —

Ob nun gleich bekanntlich die Politik eine sehr artige Garderobe hat, deren sie sich nach Zeit und Umständen bedienet; so ist doch die Galanterie das Alltagskleid, das sie gebraucht, ihr tägliches Brod, und

ihre andre Hand, würde ich hinzufügen, wenn ich nicht die Versuchung des Galimathias befürchtete, und so ist es denn wohl kein Wunder, wenn unser Ritter, der, was er anfängt, auch vollendet, sich in der Galanterie rühmlichst auszeichnet. Nur ein Pröbchen will ich abschneiden.

(S. 103.)

Herr v. Z. Es ist zu viel Sonnenlicht hier. Befehlen Ew. Majestät, daß ich eine Fenster-Gardine zuziehe?

König. Nein, nein; ich habe immer das Licht geliebt.

Herr v. Z. Auch haben es Ew. Majestät immer um sich her in der Nähe und Ferne verbreitet.

(S. 113.)

Herr v. Z. Der Küchenmeister Ew. Majestät ist ein großer Mann in seiner Art; aber ich halte ihn für einen gefährlichen Mann. (Dies ist Monsieur Noel, den Herr v. Z. Küchencommandant im witzigen Namenregister nennt.)

Der König. Niemand versteht besser, gute Köche zu ziehen, als Ihre Herren Minister in Hannover. Mein bester Koch ist aus dieser Schule. (Wie fein sticht diese Antwort des Königs, dem Herr v. Z. den Großen verleidete, indem er den Monsieur Noel zum Collegen des großen Königs recipirte.)

(S. 137.)

Herr v. Z. Das beständige Gefühl meiner Schwäche, die tiefe Ueberzeugung von Allem, was mir mangelt, von Allem, was ich nicht bin, und was doch jeder Arzt

seyn sollte, verließ mich hier keinen Augenblick. (O! ihr deutschen Magister, wenn ihr Lust und Liebe zum Dinge habt, um euch auszubilden, mit Voltaire, d'Alembert, d'Argens und andern Franzosen, in diesem Jammerthal zu Tische zu sitzen, lernt hier ein feines Compliment machen, und empfangt mein Bekenntniß, daß ich einen geschnitzten Mercur, der nicht aus jedem Holz wird, d'rum gegeben hätte, um die Gesticulation unseres Ritters bei diesem Compliment zu sehen. Guter Schmucker! ein paar Monate bei unserm Großmeister [Doctor, Magister sind Kleinmeister] Unterricht hätte dich geschmeidig gemacht, wie man das Beispiel hat, daß Bildsäulen zur Ehre der Bildhauerkunst lebendig werden.) —

(S. 137.) Ein Bedienter Ew. Majestät hat mir eben ein Merkmal der Zufriedenheit Ew. Majestät auf Dero Befehl überreicht, wobei ich, wie bei Allem, was mir Dieselben anjetzt sagen, erröthe und verstumme. Es waren tausend Thaler in Bankozetteln, die der zweite Kammerhusar dem Herrn v. Z. im Namen Sr. Majestät (S. 133) übergab. Das nenn' ich über Ein Tausend Reichsthaler, schreibe Ein Tausend Reichsthaler, galant quittiren! O! was für ein Rahmen müßt' es werden, wenn ich alle die Galanterien einfassen wollte, die der Herr v. Z. wie ein Säemann ausstreuete. — Die Complimente unsers schnellzüngigen Politici sind zum Scandiren abgemessen, sind Wechselbriefe auf Sicht, auf Hör, die der König augenblicklich honorirte und bezahlte. Mag immer jener Biederphilosoph behaupten, der Lügner sey keck gegen Gott und furchtsam gegen Menschen, und mag immer mein Magister hinzufügen,

daß Herr v. Z. in dieser Bemerkung des Biederphilosophen zum Entsetzen getroffen sey, so weiß ich doch, was ich mich zu den lebhaft empfundenen religiösen Gesinnungen unsers Ritters zu versehen habe. —

Eine politisch=galante Antwort in optima forma findet sich z. B. S. 68, von der man in der That nicht weiß, ob sie im Schimpf oder im Ernst zu verstehen sey.

König. Finden Sie Potsdam seit den funfzehn Jahren, da Sie hier gewesen, sehr verändert? (Hätte der König gefragt: Finden Sie in Potsdam neu angelegte Apotheken, so hätte Herr v. Z. nicht gründlicher antworten können, als wie folgt.)

Ich. Zum Erstaunen. Euer Majestät haben in der Zeit eine sehr große Menge neuer Häuser bauen lassen. Die Stadt ist von allen Seiten verschönert. Mir ist so, ich sey nicht in Deutschland, sondern in Rom, in Vicenza, in Venedig.

Bei Vicenza ein Nagel und folgende Note. Eine Schmeichelei war dies nicht. Die Schmeichelei hätte sich sehr listig verstecken müssen (merkt euch dies, ihr Leipziger Magister und auch ihr aus Halle!) wenn sie sich Friedrich dem Großen hätte nähern wollen. Es war vielmehr (hier ist der Schlüssel, den sich kein Kammerherr aller Kammerherren, kein Hofmarschall aller Hofmarschälle zu benutzen schämen darf; hier ist mehr als sie!) das Gegentheil, und das wußte ich sehr wohl: denn ich wußte, daß der König einst einen aus Vicenza, der Vaterstadt des Palladio, gebürtigen jungen Gelehrten, den Abt Michelessi,

fragte: hat die Stadt Vicenza noch ein ehrliches Ansehen? Sire, antwortete Michelessi, wir haben über zwanzig Häuser in Vicenza, die alle schöner sind, als der neue Palast in Sanssouci. — Diese kecke Antwort, setzt Herr v. Z. hinzu, hatte wahrscheinlich der König auch nicht vergessen. — Etwas Feineres von Zweideutigkeit, von Schmeichelei wüßte ich nicht von unserm Ritter je gelesen zu haben, es wäre denn die gewandte Vertheidigung, welche er sich zum Andenken in der Berlinschen Monatsschrift in puncto der trefflichen Fürstin von Dessau, deretwegen Herr v. Z. einen politischen Zeitungsschreiber agirt hatte — setzte. Wie sticht da der Abt Michelessi ab! Hie ist mehr als Abbé! Feinheit über Feinheit!

Nach diesen Turnieren will ich Alles, was ich sonst noch auf meinem Herzen und Gewissen habe, zusammenfassen, und den Herrn v. Z. von der Seite eines großen Lehrers darstellen, sein Bild sodann kurz und gut einpassen, damit es aufgehangen werden könne für die Ewigkeit der Ewigkeiten.

In dem Worte Lehrer liegt nun aber freilich etwas so Erhabenes, so Göttliches, daß man unter diesem Worte sich einen Wohlthäter, einen Erlöser und Befreier, einen Vorurtheilshelden und Sieger denken kann, und seht! das ist Ritter von Zimmermann. Zwar sollte man glauben, daß er dem Euclides einen Zirkel oder ein Dreieck machen lehre, wenn er dem Könige (S. 65) beibringt, wie die Kaiserin von Rußland ein Gesetzbuch für Rußlands Adel und ein Gesetzbuch für Rußlands Städte mit ihrer eigenen Hand (soll wohl mit eigenem Kopfe heißen) geschrieben, und

ein erstaunendes Werk in ganz philosophischer Absicht, nämlich ein vergleichendes Glossarium aller Sprachen und Mundarten auch mit ihrer eigenen Hand übernommen, und daß sie einige Lustspiele zur Beschämung der Schwärmerei und des Aberglaubens, voll lachender Satyre, voll Witz und Laune Selbst verfertigt habe; indessen kommt doch hierbei der höchstwichtige, dem lehrbegierigen und zu Gamaliels Füßen sitzenden Friedrich II. unbekannte neue Umstand vor, daß unser Ritter diese drei Lustspiele, 1. der Betrüger (Cagliostro), 2. der Verblendete, 3. der sibirische Schaman, aus der Kaiserin Hand zum Geschenk erhalten. — Unser Ritter kam in aller Rücksicht zu spät, des Königs Leibarzt zu seyn; allein wie schön und merkwürdig wußte er den Seelenarzt unterzuschieben, und wie so manches Recept verschrieb er (bis auf die Atheisterei und Deisterei, die ihm als ein unheilbarer kalter Brand vorkam), das dem Könige troz dem Löwenzahn herrliche Seelendienste erweisen können, wenn er nur gewollt. Es ist freilich wahr, daß leider! viel auf einen Felsen gefallen, wofür aber Herr v. Z. nicht kann. Ich weiß, ihr aufgeklärten Thoren, daß ihr noch so manchen Einwand aufbewahrt, um zu viel Schatten in das Zimmermannsche Conterfei zu tragen; allein ich weiß auch, weß Geistes Kinder ihr seyd. Nicht wahr, ihr findet es unerklärlich, warum die Abgesandten fremder Mächte in Berlin (S. 142), diese privilegirten Spione, kein Geld und keine Künste gespart, um jede Abänderung in dem Befinden des Königs und zumal jede Verschlimmerung desselben gleich aus der ersten Quelle zu fischen? Allein ihr ziehet nicht in

Erwägung, was Herr v. Z. bei Gelegenheit der vermeintlichen Krankheit der Kaiserin sagte (S. 64): Ew. Majestät wissen am besten, wie unzuverlässig in solchen Fällen oft die geheimsten und ganz aus der Nähe kommenden Nachrichten sind; — oder glaubt ihr, daß nach der Lage der Sachen der Tod des Königs bei seinen Zufällen von den privilegirten Spionen ohne Kosten zu berechnen gewesen, so kennt ihr den Löwenzahn nicht. Wundert ihr euch aber, daß Herr v. Z. auch außer dem medicinischen Fach ein magnus Apollo, ein großer Lehrer sey, so liegt ihr mit König Friedrich II. an dem unverzeihlichen Wahne krank darnieder, daß nämlich Herr v. Z., wenn er mit regierenden Häuptern correspondirt, blos wegen ihrer Gesundheit um Rath gefragt wird. Lernt, ich bitt' euch, lernt, daß ein Mann wie Z. mit der Kaiserin von Rußland nicht als Monsieur le Médecin correspondirt. Literatur, Menschenliebe und Philosophie sind der Inhalt der Briefe, womit die Kaiserin ihn beehrt. Große, erhabene Frau! die Welt glaubte und glaubt noch, du habest in diesen Materien keines Correspondenten nöthig, da dein edles Herz mit deinem großen Geiste über diese Gegenstände in beständiger Correspondenz steht! Mein Magister bemerkt, das, was Herr v. Z. der Kaiserin nachtrüge, könne doch rein wahr seyn, denn der Ocean verschmähe auch selbst eine Pfütze nicht, die ihm ihr Tröpflein Wasser aufdringt. —

Den Gesandten fremder Mächte würde man es denn nun endlich doch noch vergeben, daß sie die Verschlimmerung des Königs am liebsten aus der ersten Quelle zu fischen gewünscht, oder zu wünschen Ursache gehabt hätten; allein wer sollte wohl denken, daß man Leute

aus höhern Ständen in Berlin!!! die Friedrich dem Großen Alles zu verdanken hatten, blaß um die Nase werden sah (S. 231), wenn sie nur etwa hörten, der König habe gut geschlafen, oder wenn sie vollends befürchteten, die Motten möchten in ihre längst gekauften Trauerkleider kommen! Natürlich empörte dieses Kopf und Herz des Herrn v. Z., der nun freilich mit keinem Fuß in Berlin war, der indessen doch aus sicherer Hand seiner selbst eigenen Herren Gesandten und Spione diese Nachricht vom Blaßwerden, nämlich um die Nase, und von der Furcht, daß nicht Motten in die Trauerkleider kommen möchten, erhielt, obgleich er doch in Potsdam (S. 231) einige Beispiele von der Möglichkeit des edelsten Benehmens in dieser äußerst delikaten Lage sah. Unser einem kommt diese Lage nicht delicat und sublim vor, da das Gegentheil geradezu ein Bubenstück ist; indessen, wer kennt auch so aus der ersten Hand, als ein Freund der Oberhofmarschälle, die Art der Hofleute, ames eunuques (S. 232), die bei solchen Veranlassungen mehrentheils in Verwirrung kommen. Die beständige Furcht in dem einen Falle, entweder aus dem Sattel geworfen zu werden, oder in dem andern, gar nicht in den Sattel zu kommen, macht solche Menschen doppelzüngig und oft zu wahren Verräthern. Sie verdrängt in Köpfen und Herzen, die nicht so groß und so gut sind als ihr Adel, alle Rechtschaffenheit und alle wahre Größe der Seele, alle Festigkeit in Denkart und Gesinnungen. Hofluft ist immer ein wenig pestilen-

zialisch. (Der Würgengel geht indessen den, der seinen medizinisch-politischen Essig bei sich hat, wie es sich von selbst versteht, vorüber, oder macht mit ihm Brüderschaft.) Da werden die stärksten Köpfe schlaff und schwach, da schwindet oft der edelste Hochsinn und jede anderswo geprüfte Kraft; da verwandelt sich kriegerischer Muth in politische Weisheit, die größte Entschlossenheit in weibische Zweifel; da wird die Mannheit entmannt; da spricht der verworfenste Bösewicht von Redlichkeit, von Treue, von Ehre; da lügt jeder Tropf, jeder Wurm und jede Gans (nicht von der großen, guten Familie der berühmten Gänse, die das Capitol retteten, denn diese Familie soll ausgegangen seyn), Gefühle, die sie nicht haben, weil solche Familien keines haben, als für ihr Interesse. — Eine Stelle, die einer Capitol-Gans würdig wäre, voll Hochsinn und Hochkraft! —

Oeffentliche Blätter bemerken dagegen, daß, als die Nachricht von dem Tode Friedrich **II.** nach Berlin kam, eine allgemeine Stille sich dieser Königsstadt bemächtigte. Es war eine erschreckliche Feierstunde! Ist Feuer? fragten die, so diesen großen Todesfall noch nicht wußten. Ach, hieß es, es ist ein großes Feuer ausgegangen! So empfand Berlin und so empfand jeder Patriot in den preußischen Staaten, so empfand jeder Mensch; denn wahrlich, ein König der Menschen war dahin! Wie verschieden von jenem Hofbilde, welches uns v. Z. schildert, wie gar anders als jener schleichende, heuchlerische, süßliche, ränkevolle Hofwurm (S. 233), (der bei Leibe und bei Seele nicht etwa Herr v. Z.

selbst ist, sondern den vielmehr Herr v. Z. zu schneiden rühmlichst beabsichtigt!) —

Ob nun gleich unser großer Hofwurmschneider von Zimmermann (S. 234) um Gotteswillen bittet, von diesem unedlen Hofgefühl nicht auf das Nationalgefühl (wo und wie hat denn unser nationalstolze Zimmermann das preußische Volk über diesen Punkt zu erforschen Gelegenheit gehabt?) zu schließen, indem unter dem Gewicht der allgemeinen Traurigkeit das Gefühl von allen kleinen Beschwerden verschwand, unter welchen zuweilen die Liebe der Unterthanen Friedrichs erkaltete; so sollte man doch fast behaupten, es sey ein Wurmstich, wenn Herr v. Z. behauptet, daß die Nation (S. 235) sich erst selber vergessen müssen, um sich dem Strome des öffentlichen und allgemeinen Trübsinns zu überlassen. Unser Ritter vergaß sich sicher in dieser Stelle nicht, denn man muß wissen, daß Herr v. Z. kein Gemüthsfreund von Berlin und Potsdam sey, und in Beziehung seiner jetzigen religiösen Gesinnungen auch nicht seyn könne, und so wird denn auch jeder Berliner und Potsdammer, der Spaß versteht, ihm freilich diesen kleinen Zug eines heimlichen Unwillens verzeihen, und man sage selbst, wenn man die Aufklärungskrankheit in Erwägung zieht, mit welcher diese Königsstadt übel geplagt ist, ob es einem königlichen großbritannischen Leib- und königlichen preußischen Seelenarzt, wie unser v. Z. ist, zu verdenken sey, daß, da er durch kein Kraut und Pflaster die preußische Aufklärung heilen konnte, er wenigstens über Berlin und Potsdam in ein erbärmliches Wehe! ausbricht?

Große Betrübniß macht stark und hart, sanfte Traurigkeit verzärtelt und erweicht. Ach! daß Berlin und Potsdam bedächten, auch noch zu dieser ihrer Zeit, was zu ihrem Frieden dienet! Wer Ohren zu hören hat, der höre! Wie unendlich besser wäre Köhlerglaube und jene Unwissenheit, die so ausnehmend gutherzig ist, daß Priester mit ihren Gläubigen machen können, was nur das Zeug hält! — Man strauchelt, man fällt, nicht weil man nicht weiß, sondern weil man wissen will, oder weil man zu viel weiß. Da entsteht denn unter unsern selbsteigenen Gedanken gar oft und viel eine Katzbalgerei und Zweifelsucht, und wenn noch die Gedanken Anderer mit den werthen unsrigen zusammenstoßen, so kommt's unter diesen Wechselbälgen gar zu Mord und Todtschlag und zu jener Trostlosigkeit, nach welcher man des schrecklichen Dafürhaltens ist, daß die Tugend durchaus eine Schwäche der Natur und eine Stärke des Willens erfordere; daß man gut werde, indem man Gutes thue; daß nicht der Beifall eines Hofmarschalls, sondern unsere eigene innere Werthschätzung uns ein Zeugniß ausstellen könne, das im Leben und Sterben gilt; daß alles Verdienst, das außer uns ist, unserm Werth keinen Zuwachs geben könne, und daß, wenn selbst die allgemeine Meinung uns heilig spreche, und wir mit Ehrenzeichen besternt wären, und vor dem Händeklatschen unserer Zeitgenossen kaum unser eigen Wort hören könnten, wir doch nichts, rein nichts gewinnen würden, wenn wir uns nicht selbst in unserm Kämmerlein bei verschlossenen Thüren werthschätzen könnten. O! des schlüpfrigen Weges zum Verderben, zu welchem diese Grundsätze leiten, nach denen man wohl gar auf den Gedanken fallen könnte, daß selbst drei und dreißig Un-

terredungen mit König Friedrich dem Zweiten unserer Größe keine Elle zuzusetzen im Stande wären! —

Mit theilnehmender Herzensbeklemmung komm' ich nach diesen Irrlehren zu den so wohlgemeinten von Zimmermannschen Wegweisern über Aufklärung, und wie sehr wünscht' ich, daß meine Worte hier Hämmer würden, um Felsenherzen zu splittern! Denn es giebt nun einmal Leute, die bis an den Hals in die irrige Meinung versunken sind, daß Aufklärung nichts Kleineres als die Verbesserung des Verstandes und die Veredlung des Willens beabsichtige, und daß der Stifter der christlichen Religion keine andere Absicht als Aufklärung gehabt, die sich nicht mit dem Begriffe verträgt, daß man durch gottesdienstliche Handlungen, durch Tempeldienst und Aeußerlichkeiten das göttliche Wesen und den Lehrer, den es uns zugegeben, das Gewissen, befriedigen oder hintergehen könne, sondern Gott im Geist und in der Wahrheit verehrt werden müsse. Sogar erdreisten sich diese Indifferentisten, zu behaupten, daß Religiosität in Lust und Liebe zu guten Handlungen bestehe; daß kein Weg zum Willen zu kommen sey, als der des Verstandes; daß Glauben nicht abgezwungen und abgedrungen werden könne, sondern das Nettoprovenü sey, was man aus der Wahrscheinlichkeit zieht; und daß, wenn im Ganzen das Gute, die Pluralität und das Uebergewicht erreicht wäre, das Reich Gottes vorhanden seyn würde. Es gehen diese Naturalisten wohl noch weiter und behaupten, daß, wenn man die vergangene Zeit mit der gegenwärtigen zähle, wiege und messe, die Gegenwärtigkeit in Absicht des Guten die Vergangenheit übertreffen würde; daß ein tugendhafter Wandel vor Gott und seinem Gewissen das Ziel der

Christenthums sey; und daß diejenigen den Stifter desselben, wenn er noch unter uns wandelte, auf's Blut verfolgen würden, welche sich jetzt zu seiner Ehre zu brüsten scheinen; daß Alles, was ein Gegenstand des Denkens ist und werden könne, nicht heidnisch blind angenommen, sondern christlich sehend geprüft werden müsse; daß Denkfreiheit und ihr Schooßkind, die dreiste Presse, alles von Schlacken reinige und das ächte Gold herausbringe. Weg mit euch, ihr kleinen Philosophen, ihr kleinen Hochsinnigen, ihr alten Berlinschen und Potsdamschen Aufklärer, und ihr vielen andern nagelneuen, ihr Illuminaten und Illuminaten-Genossen, ihr Niedersachsen und wer ihr alle seyd, weg mit euch! wenn ihr behauptet: Gott sehe auf das, was in eurem Innersten vorgeht; Christus habe wider nichts so sehr als die Heuchelei geeifert, und der, welcher sage, was er denkt, sey unendlich dem Heuchler vorzuziehen, der Andere und sogar sich selbst zu hintergehen sich unredliche Mühe giebt. Wißt! das Wesentliche von den Schlacken des Zufälligen reinigen, heißt das Kind mit dem Bade ausgießen, und ohne die Behauptung, daß man nichts wisse und nichts könne, welche Behauptung nicht eine natürliche Ab- sondern Zuneigung zu allen Bestrebungen Gutes zu thun erreget, ist man kein Christ und kann keiner seyn. Wißt! wenn man glaubt und in Potsdam an dem Hügel betet, so kann man den Hottinger einen Schulmeister und Husarenlieutenant nennen, die Rechte der Gastfreiheit an Doctor Obereit schändlich entheiligen, und dem Commissionsrath Ettinger wie einem Meuchelmörder begegnen, weil sein Commis einen Doctor (o des Bubenstücks!) einen Professor gescholten. Seht,

das sind Vortheile der Gläubigen, die auffallend sind, und wie breit ist der Weg, der zu diesem Leben führt und der daher auch von so Vielen gewandelt wird. Denn außerdem, daß ihr euren Rosenkranz vom Glauben betet, dürft ihr nur, zum Nachtheil der Aufklärung, den Leuten frommen Sand in die Augen streuen, brave Männer beschänden und belästern; thut nichts zur Sache, ob's wahr oder falsch, ob's links oder rechts sey! Durch diesen Hocus-pocus verwandelt sich eure Unwissenheit in Hochsinn, Hochverstand und Hochgefühl, eure Ungezogenheit und Plumpheit in Eifer für des Herrn Haus. — Wollt ihr schwarz auf weiß? kommt und nehmt's zu Herzen. (S. 237) Der König wollte, daß man denke, aber er verbot sich selbst alle Herrschaft in Dingen, wo ein edler Mensch keinen Zaum leidet. Er predigte Freiheit, und Alles artete in Ungebundenheit aus, bei Hofleuten, Großen und Bürgern, in Denkart, in Sitten und im Glauben, dessen sich Friedrich der Große nie bemächtigen wollte. (Sollte er's denn etwa? sollte er denn nicht blos über die Handlungen, sondern auch über den Verstand seiner Unterthanen befehlen? Hierdurch würde er sich selbst und seinem Volke sehr im Lichte gestanden haben.) Unchristenthum ward Mode und Deismus guter Ton. Eine bescheidene Freiheit wollte der König; die Aufklärer des Glaubens und der Sitten trieben Alles bis zur zügellosen Frechheit; Aufklärung ward in Berlin, was neuerlich Patriotismus in Holland (etwas Neues vom Jahre!). Die aufgeklärten Männer sträubten sich gegen allen Geisteszwang, die aufgeklär-

ten Weiber gegen allen Zwang ihrer Herzen. Unter den Augen ihrer Gattinnen ließen sich Jene am hellen Morgen ein Paar Freudenmädchen in's Haus holen, eben so unbefangen, wie sich der Pöbel eine Bouteille Wein oder für einen Groschen Schnupftabak holt. (S. 238). Die Weiber krönten dann ihre Männer nicht etwa nur aus Lust und Liebe der Sache, sondern aus lauter Freude und Enthusiasmus über das Licht der allgemeinen Berlinschen Aufklärung. Viele sonst übrigens sehr ehrbare und sehr gutherzige Damen machten ihre Männer zu Hahnreien, weil sie Deistinnen, das ist, Damen von großer Aufklärung waren. (Wer hätte das gedacht!) Ehescheidungen, Weibertausch wurden aber so gewöhnlich in Berlin, als in den verderbtesten Zeiten des alten Roms. Die aufgeklärtesten Weltleute erlaubten sich zuweilen nackte Tänze (die ärger als Herodes-Tänze sind. Hatten die Tänzerinnen nicht etwa nebulas, zu deutsch Nebel, umgeworfen?). Kostbare, unerhörte und vielleicht anderswo beneidete Anstalten errichtete man für alte, fette und wohlgenährte Damen von Aufklärung. — (Ein Räthsel für mich.) Auf Dorfkanzeln sogar krähte man den Deismus aus. Da traten junge geistliche Herren auf, mit den Brodsamen, die sie als Hauslehrer von ihres gnädigen Herrn Tische in Berlin aufgefangen. Sie verlachten das Consistorium, schmissen mit Mantel und Kragen allen Priestertand weg, und pre-

digten im Zopfe, freilich nicht wie Kapuziner, aber so ungefähr doch, den Zopf mitgerechnet, wie deistische Corporale. So wurden die Städte, und auch allmählig das Land, aufgeklärt. Aber nirgends ging die Aufklärung, vermuthlich aus Hoffnung zum Avancement, so weit, wie in Potsdam. Da waren die deistischen Grundsätze so allgemein, und die Aufklärung so groß, daß in Potsdam allein, wie dem Herrn v. Z. Officiere aus der Suite des Königs versichert haben (S. 241), in den letzten zehn Jahren dreihundert Menschen sich selbst ermordeten. Zwar, wenn man einigen ehrlichen Leuten glauben will, so kommt bei diesen Soldatenselbstmorden nicht der Deismus, sondern der Stock der Vorgesetzten einzig und allein in Anschlag, und da nun doch die Subordination die Seele des Dienstes bleibt, so mußte selbst der menschenfreundliche König Friedrich der Zweite diesem Moloch manches Menschenopfer gestatten; allein jene ehrlichen Leute liegen an Jesuitenriecherei und an Deismusepidemie krank, denn gleichwie der Löwenzahn ein Löwenzahn ist, also sollen auch wir in einem orthodoxen Leben wandeln. Unser Controverseprediger v. Z., werth des unsterblichen Eichenlaubs, schließt mit seinem Hauptschlüssel oder Dietrich „Deismus" alle Schand' und Laster auf, so daß es glaublich wird, Cain selbst sey der erste Deist gewesen, und habe den orthodoxen Abel aus bloßem kalten Deismus todtgeschlagen! Alle Königs-, Vater- und Brudermörder waren Deisten, wenn gleich die dummdreiste Bigotterie lichterloh aus ihrem Frevel hervorstrahlt; alle vergiftete Hostien, mittelst deren Könige und andere brave

Leute auf Extrapost gen Himmel reiseten, waren kurz und gut — deistische Hostien! — Fiel es indessen unserm großen Ueberritter nicht ein, daß diese 300 Menschen, die sich in den letzten zehn Jahren in Potsdam allein ermordeten, nicht etwa ungeheurathet gewesen? Wenigstens (S. 258) haben wir doch dem Hausmittel der heiligen Ehe allein zu danken, daß unser undeistischer Ritter dem Selbststrick entging! O! der Barbarei der Aufklärung! Gegen diesen Greuel ist die Rotte Korah, Dathan und Abiram eine Akademie der Wissenschaften, und eine Mördergrube à la Cartouche ein Hörsal der Moral. Wer auf dem Felde ist, der kehre nicht um, seine Kleider aus Berlin und Potsdam zu holen! Wehe aber den Schwangern und den Säugern zu der Zeit, weil sie sich bei ihrer Flucht nicht entlasten können! Ach und wehe über sie! — Doch wer da? Trügt mich Alles, oder ist's unser Ritter selbst, der, all' dieser Greuel unerachtet, wie die Kinder Israel nach Aegyptens Fleischtöpfen lüstern ist. Er ist's selbst, der (S. 140) Potsdam, das geliebte, ihm in so tiefem Andenken auch jetzt noch immer dargestellte, immer noch vor seinen Augen schwebende Potsdam nennt, und von Berlin (S. 142) versichert, daß es ihm eine unvergeßlich liebe Stadt sey. Er ist's selbst, der (S. 295) schreibt: ich verließ die Stadt Berlin, wo ich das höchste Maaß von Großmuth, Milde, Nachsicht, Sanftmuth, Menschenfreundlichkeit und Menschenliebe unter Menschen von allen Ständen gefunden hatte. — Wer zittert nicht für unsern Ritter, daß es ihm kein Haar besser mit Berlin und Potsdam, wie Lots Weibe mit

Sodom und Gomorra, gehen werde! — Es war gewiß der gefährlichste Mörder, der sich zu Cäsars Füßen warf, um ihn desto sicherer zu erwürgen; sollte unser Ritter etwa zum Scherz ihm diese Rolle nachspielen wollen? — Wie ich dieser Widersprüche Menge in Rahmen setzen würde? frägt mein Vetter. Wer sie fassen kann, setzt er hinzu, der fasse sie! Ihm geht seine Kunst wie ein Licht aus, das der Zugwind verhaucht; und eben so unerklärlich ist ihm die Stelle (S. 244): Der König, der in Absicht der Religion (in der Religion? das heißt doch, in der Art, Gott zu verehren? Ist nicht, wer recht thut, Gott angenehm?) keine Regel, keine Vorschrift, keine Schranken hatte, denn man weiß, wie er über Religion dachte, hatte (S. 242) an diesem Berlin- und Potsdamschen Unfug keine Schuld, denn was seine Unterthanen durchaus wollten, und was er nicht ändern konnte, das ließ er gehen. Widerspruch über Widerspruch! ruft mein Vetter, der mehrgedachte Leipziger Magister, und freut sich drob, weil er des partheiischen Magister-Dafürhaltens ist, daß der Heuchler, wie er sich fast zu aufrichtig ausdrückt, wenn gleich er tausend mal tausend den Ton der Tugend annimmt und sie noch so gut und mit Beifall agirt, nicht nur keinen zur Tugend bringen, sondern auch selbst nur vom Heuchler auf's Plaudite! Anspruch machen könne, indem er, ehe er's sich versieht, wie der leidige Satanas, den Pferdefuß zeigt, wenn ihm gleich ein langer rother Mantel von den Schultern bis auf die Schuhe hängen und eine Alongen-Perücke mit vielen Knoten sein Haupt zieren sollte, — das gerade Gegentheil vom Zopf. — So mein Vetter; — allein,

wenn man erwägt, daß unser Ritter Berlin und Potsdam wegen der wenigen Gerechten lieben könne, daß Bedauern und Lieben Brüder und Schwestern sind, so kann man es so arg nicht nehmen, als mein Vetter, der Magister, der überhaupt in dieser Schrift so Manches anders genommen hat, als ich, obgleich er am Ende doch auch die Hand auf den Mund legen und erröthend verstummen muß, wie unser galanter v. Z. bei der Quittung über die tausend Reichsthaler (S. 137). Auch ist und bleibt es doch immer ein gewaltiger Unterschied, wenn Cain seinen Bruder Abel erschlägt, und Herr v. Z. den Doctor Obereit durch eine Keilschrift entseelt: wenn der Pharisäer an den Altar sich stellt und wenn unser Ritter am Obelisk betet; wenn der Zöllner gerechtfertigt in sein Haus geht für jenen, und der Husarenlieutenant Hottinger, als Geßners Freund, und als ein Mann, der keinen Geßner zur Empfehlung braucht, um geachtet zu werden, auch am Ende bleibt, wer er ist! — — — Da man endlich Alles aus den Früchten erkennen soll, so sage man, was man will, es ist und bleibt doch schön und merkwürdig, daß unser Ritter, durch Gebet gestärkt, mit seinem Löwenzahn zum Lämmlein Friedrich dem Zweiten geht, das ihm aus der Hand aß. — Alexander der Große hätte sich das nicht rühmen können, wenn er seinem Seitenverwandten Friedrich dem Zweiten einen Besuch gemacht hätte. —

Mein lieber Herr Vetter, dem ich übrigens für seine Subsidien höflichen Dank erstatte, ist zwar leider! mit meinen Rechtfertigungen, so wie an verschiedenen andern Orten, so auch hier, nicht ganz zufrieden, und wird keck genug, unserm Ritter in Wiederholungen nichts nachgeben zu wollen, indem er die Sache des

Commissionsraths Ettinger mir hier wieder in's Gewissen schieben will. Wenn es noch der Doctor Zimmermann an der Vogelberger Grenze wäre (sagt mein Vetter, der Magister), der nach dem Journal von und für Deutschland, 5ter Jahrgang, 1788. 2tes Stück, No. XXVIII. S. 206, ruhig und wohlgemuth als Urinprophet und Bauerndoctor sich blähet und auf seine Siebensachen stolzirt, so hätte doch noch unser Ritter, der das Brunnenwasser in Pyrmont besieht, und nicht, wie jener, Cremor tartari und Sennesblätter, sondern Löwenzahn verschreibt, sich räuspern können; jetzt aber, da es einen Zimmermann betrifft, der keinen andern Fehler besitzt, als daß er nicht seit gestern sich ein von zu seinem Namen gesetzt und ein Ritter ist; so sollte man schier glauben, es habe unserm Ritter ein böser Genius die Verstandskarten vertauscht; doch muß man Licht und Schatten untersuchen, um sonnenklar und nicht dunkel zu finden, daß Ritter von Zimmermann nicht über einen andern Zimmermann, er wohne nun in Braunschweig als braver Professor, oder an der Vogelberger Grenze im Dörflein G. als Wasser-Doctor, sondern über einen Buchhändler in gerechten Eifer gediehen, wohl wissend, daß diese saubern Handlanger am Wort und an der Lehre sich honorarienkeck über den Schriftsteller wegsetzen: — und da ist denn, Urbanität hin, Urbanität her, nicht viel Federlesens mit solchen Verlegern zu machen; wenigstens sollte Gott den meinigen trösten, wenn er sich einfallen ließe, einen Brief, den er etwa an den Orgelbauer Quitenbaum gestellt hätte, an mich, den Bildschnitzer Quitenbaum, zu addressiren! Ich hoffe, Se. Edlen werden Mores verstehen. —

Nach diesen Anklagen und Exceptionen, Repliken und Dupliken, hoffe ich meinen Ritter um so mehr schußfrei gestellt zu haben, als in puncto puncti der Aufklärung der Sucher und Finder nicht Alles, was er fand, sogleich der Welt bekannt machen kann, im Fall er sich nämlich überzeugt hat, daß die von ihm entdeckten Sätze Sätze als Gegner haben, die bis jetzt den Menschen wirklich wohlthätig gewesen, oder dafür angenommen worden. Mein Vetter, als Helfer, der, wo er nur das Wörtlein Aufklärung wittert, redselig wird, verlangt den Zusatz, daß es Seelenmord sey, der Forschbegierde Schranken zu setzen, und das Interesse der Menschheit und ihre heiligen Rechte gegen die Befürchtung von Schädlichkeit für den schwachen Bruder aufzugeben. Auch behauptet er, daß das Wort Aufklärung das Unglück gehabt, Kinderspott zu werden, wenn nämlich dem Zuwachs an nützlicher Erkenntniß, so wie jeder Aufforderung zum eigenen Nachdenken über Gegenstände, die allgemeines Menschenwohl betreffen, der ehrwürdige Name Aufklärung eignet und gebührt, welcher sonach entgegen zu arbeiten, eine Sünde wider den heiligen Geist genannt zu werden verdiene, und die am wenigsten mit einem: Kahlkopf komm heraus, geneckt werden sollte. Doch gelten Worte wie Münzen; — und es giebt auch Münzen von Papier, — die, wenn's an Thaten gebricht, herrliche Dienste der Liebe und der Noth erweisen. — —

Wenn ich nicht befürchten müßte, meine Leser zu sehr von der komischen Schrift unsers Ritters von der lustigen Gestalt abzuleiten; so würde auch ich, trotz meinem Vetter, mich gar zu gerne noch über die Aufklärung, die nun so eigentlich zur Farce keinen Stoff

abwirft, auslassen; — warum aber eine Gelegenheit zum Lachen länger aussetzen, da das Lachen ein so herrliches Specificum ist, und mehr Leute, als das Weinen und Heulen, curirt hat? Wohlan denn wieder zu den Füßen unsers großen Lehrers, des komischen Gamaliels, der in die Note (S. 238) so viel Hochkraft legt, daß die Herren Franzosen, Holländer, Engländer und Spanier schon ihretwegen allein deutsch lernen sollten, wenn auch das Buch unsers Ritters über die Einsamkeit nicht in der deutschen Welt wäre; denn vor allen Dingen läßt unser Ritter Ehre dem Ehre gebührt, und sprach den vormaligen Damen in Paris einen Aufklärungsvorzug vor den jetzigen Berlinern zu, obgleich ihre Aufklärung aus gleichen Beweggründen entstand. Vom Deismus zur Atheisterei ist unserm Ritter nur ein Schritt; allein da scheint ihm wirklich seine Reisekarte ungetreu zu seyn, indem die Erfahrung gelehrt hat und noch lehrt, daß von verstandsunverdaulichen Religionslehren der Weg zum Atheismus führe, und Viele sind in katholischen Staaten, die ihn finden. Eine dergleichen Atheistin hat zweihundert Pariser Gelehrten jährlich zum Beweise ihrer Aufklärung ein Paar schwarze sammetne Hosen geschenkt. Allein sie ließ es bei diesen schwarzen sammetnen Hosen nicht bewenden, sondern that noch mehr als das, denn sie bewies ihre große Aufklärung durch ihre Soupers, und gab jede Woche eins den Künsten, eins dem Witze und eins für Atheisten (die können also doch Gott Lob! nach der Ritterlogik unsers Schriftstellers weder kunsterfahren noch witzig seyn, so daß die Bildschnitzerei zu meinem Trost immer und ewig vor Atheismus gedeckt ist). — Außer dem

außerordentlich schönen und merkwürdigen Umstande, daß nach dem Tode dieser Atheisten die französische Literatur in einen Zustand von Nacktheit gefallen (eine Literatur ohne schwarzsammetne Hosen!), giebt unser freigebiger Ritter noch eine Geschichte zum Besten, der diese ganze scheckige Note wohl ihre Existenz zu verdanken zu haben scheint (unsers Ritters Pegasus ist überhaupt eine Schecke, und wie es am Tage ist, ein stolzes Thier!), und diese Geschichte selbst (S. 239), hier ist sie, zu reden mit unserm Ritter, mit Haut und Haar.

Eine sehr verbuhlte Dame aus der Familie der in Deutschland nur zu beliebten Frau von Warens sagte einst zu einem Schweizer von der Bekanntschaft des Herrn v. Z., einem jungen und sehr schönen Officier: Es ist kein Gott. Madame, erwiederte dieser, Sie haben zwei oder drei Liebhaber, aber daraus fließt noch nicht, es sey kein Gott, denn haben Sie auch wechselsweise immer einen von diesen Herren bei sich im Bette, so beweiset das, wenigstens mir, nichts gegen das Daseyn Gottes. Wer hier nicht einsieht, daß eine solche Geschichte nicht eine, sondern zehn Noten und wohl gar ein ganzes Ueber verdiene, und daß es (salvo meliori) eine extrafeine Bescheidenheit unsers Ritters sey, uns nur mit einer Note abkommen zu lassen, der ist nicht werth, daß ihn Zimmermann kurirt! — Nach der Note, welche unser Ritter (S. 241) verschreibt, giebt es zum Exempel kleine Philosophen nach gerade in mancher kleinen deutschen Stadt, die fast nichts als unsere Journale und Zeitungen lesen, und denn doch ihr Lichtlein herum-

tragen in alle Gesellschaften. Solcher kleiner Hochsinn gründet sich zum Exempel in Niedersachsen immer auf Mode, oder Alles was da Mode zu werden beginnt. Keiner dieser halb gebildeten jungen Herren will das seyn, wozu ihn die Natur und sein Amt gemacht hat (ein Doctor medicinae zum Exempel will einen Staatsmann vorstellen, welches doch nur einem Hofrath, einem Leibarzt, einem Ritter von gebühret) sondern immer das, wozu ihn die Mode verleitet. — Als Freimaurerei und dreifache Dreieinigkeit unter uns Mode gewesen ist, wurden sie alle Freimaurer, und jetzt, da Aufklärung (das ist verbessert seyn sollende Freimaurerei oder das Illuminatenwesen), endlich auch in Niedersachsen zu grassiren anfängt, sind alle unsre Knaben — Aufklärer. Eine notenwerthe Bemerkung! die aufgeklärteste Aufklärung über die Aufklärung! Was war in der Welt, das solche schädliche Wirkungen hervorbrachte, als die grassirende Pest der Aufklärung? Heillose! konntest du nicht lieber in alte Damen fahren, die jenen gleich sind, welche in Hannover (S. 260) mit George dem Zweiten Caffee getrunken hatten, und Aerzte für Knechte hielten, oder in jene (S. 261) wüthige Feinde, die das Verdienst nicht kennen, oder in jene immer mehr zur Wuth gereizte Damen, deren unaufhaltsame geschwätzige Unwissenheit, Jahre hindurch, wie ein Feuerstrom vom Vesuv über den armen Fremdling von Zimmermann sich ergoß, weil sein Gegner ein sehr schöner und sehr robuster

Mann war? Weit eher schickst du dich zu jener fürchterlichen Wind= und Weiberepidemie in Hannover, da du selbst lichterloh Epidemie bist; auch würdest du dort eher zu heben seyn, da dein Arzt mit seinen Löwenexperimenten dir so nahe ist.

Noch ein Wort der Belehrung; bei Gelegenheit, daß eine gnädige Gräfin sich ein Recept zu dem köstlichen Räucherpulver ausbat, das unser Opferpriester dem Könige verschrieben hatte. (Meint die gnädige Gräfin nicht vielleicht gar die köstlichen Schmeicheleien, die unser Ritter den König riechen ließ?) Man sieht hieraus, setzt unser Ritter (S. 92) hinzu, wie keine Sache, so klein sie auch immer seyn mag, um einen König herum vorgehe, die man nicht (obgleich immer falsch) wieder erzählt. Immer falsch? Ein schlechter Trost für die gläubigen Leser des gegenwärtigen Zimmermannschen Werks, das man ein Ueber und Ueber nennen könnte. Auch versichert unser Lehrer l. c., daß die Gesandten Alles an ihre Höfe berichten müßten, was sie sehen, hören und riechen (überhaupt scheint unser Ritter den Sinn des Geruchs sehr excolirt zu haben, daher die Erfindung des Worts Jesuitenriecherei! Was er nicht Alles riecht!) und daß sie ihre Cabinetsgeheimnisse aus der dritten! vierten! fünften! und sechsten! Hand (warum nicht auch siebenten?) schöpfen (aus der Hand schöpfen? Noch nicht genug!) und vorzüglich immer aus dem bekannten Kanal — der Weiber. — Außer den wichtigen Wahrheiten, die unser Lehrer hier vergießt, welch ein schönes Deutsch! als wenn man den Schuster=Meister Thomas, den Lehrer unsers Lehrers, leib=

haftig sprechen hörte, dessen Pech unser Ritter oft angegriffen zu haben scheint, um seine gegenwärtige Schrift damit zu besudeln oder wohlriechend zu machen. So kommen einem oft Reime in die Hand, man weiß nicht wie.

Unter allen Belehrungen unsers Ritters ist denn nun wohl aber ohne allen Streit jene die vorzüglichste, wodurch wir, wenn ich so sagen darf, in einem Augenblick aus der ägyptischen Stockfinsterniß zum hohen Mittage des Lichts und der Klarheit gelangen. Es werde Licht! und es ward Licht. Wenn doch die After-Aufklärer so aufklären könnten, als unser Ritter von der hellen Sonne; ich stehe dafür, dieses geschwächte Wort würde zu Schutz und Trutz wieder unter die Haube kommen. Zuerst das Factum. Herr v. Z. belehrte vor Allem den großen Friedrich den Zweiten, und zunächst einen Jeden, der sich berufen und erleuchten lassen will (S. 86), daß ein Schwärmer aus Berlin nach Hannover gekommen, in alle Weiber verliebt gewesen, für geheime Obere geworben, gegen alle Schwärmer geeifert, und doch selbst der größte von allen gewesen, nach der Beschreibung dieses Menschen, der die Augen verdreht, blaß und roth geworden, in dem Hause des Herrn v. Z. so jämmerlich grimassiret und gesticuliret, daß unser Ritter mit dem Glauben befallen werden können, unter allen seinen Schränken, Büreaux, Commoden, Tischen, Stühlen, Oefen und Betten, unter dem Dache, im Keller und unter dem Feuerherd in der Küche — (wie unvermerkt Herr v. Z. dem großen Könige sein Hausinven-

tarium insinuiret!) steckten Jesuiten! Dieser Schwärmer bat den Herrn v. Z. um Gotteswillen, und wenn er unendlichem Mord und Todtschlag vorbeugen wollte, doch eiligst an die Kaiserin von Rußland zu schreiben, um sie vor diesem, allenthalben im Finstern schleichenden, Jesuitischen Nattergezüchte zu warnen. Quot verba tot pondera! wird Friedrich der Zweite, besonders bei den Schränken, Büreaux, Commoden, Tischen, Stühlen, Oefen und Betten gedacht haben; und wir sollen noch mehr dieser güldenen Worte in einer silbernen Schale empfahen. Bei einem Aufwande, der nur selten wiederkommt, kann und muß man glänzender und prächtiger als gewöhnlich seyn. —

Jesuitenriecherei, fährt Herr v. Z. fort (S. 87), oder Argwohn einer unter der Herrschaft und Leitung unbekannter Obern allenthalben, unsichtbar wie die Pest im Finstern schleichenden Allmacht; der Argwohn eines jetzt mehr als jemals großen Kitzels zur Verbreitung des Katholicismus; der Argwohn einer vorzüglich jetzt unwiderstehlichen Begierde zum Anlocken protestantischer Fürsten unter die reizende Schürze! der römischen Kirche; — dies Alles ist die Erfindung eines Herrn Leuchsenring. Dieser Herr Leuchsenring ist ein sehr gelehrter, sehr welterfahrner, und in alle Weiber sehr verliebter Mann. Er fand daher allenthalben bei Gelehrten, und zumalen (ein nicht alltägliches Zumalen) bei Weltdamen Eingang. Seine Erfindung, wie er den Herrn v. Z. selbst versichert hat,

brachte er zuerst nach Berlin, und war glücklich oder unglücklich genug, dort verschiedene vortreffliche Köpfe davon zu überzeugen. Mit scharfsinniger und witziger Ausstaffirung kam die Hypothese nach Göttingen, Gotha, Weimar und Jena, auch wieder auf die Toilette mancher Dame, und zu manchem Schriftsteller und Recensenten in sein Mauseloch! Nun ward die Fackel des Mißtrauens, des Argwohns, des Religionshasses, der Zwietracht und der Intoleranz über Deutschland geschwungen. Jesuitenriecherei ward Mode, und fuhr schnell wie der Blitz wieder zwischen die Weiber! (ja Weiber!) Gelehrte und Weiber (was unser Ritter zusammenfügt!) gingen nun in Schaaren auf die Jesuiten-Jagd. Nicht in Wien, — sondern durch diese von scharfen und modischen Nasen nun allgemein geübte und schändliche Jesuitenriecherei, entstand die vermessene Lüge: der Prinz Friedrich Ludwig Carl von Preußen, zweiter Sohn des Königs, sey bei der Coadjutorwahl zu Mainz in Vorschlag gebracht! Aus dieser Jesuitenriecherei entstand die Mähre, der König in Schweden sey katholisch. Aus dieser Jesuitenriecherei entstand die schändliche Lüge, man wolle den Erbprinzen von Weimar in der katholischen Religion erziehen! Aus dieser Jesuitenriecherei entstand die alberne Sage, der Fürst von Dessau sey ein großer Beförderer der Katholicität! Aus dieser Jesuitenriecherei entstand der stockdumme und allenthalben durch ganz

Deutschland verbreitete Schnickschnack: die Fürstin von Dessau, eine geborne Prinzessin von Brandenburg, die mit ganzem Herzen und allen Kräften ihrer erhabenen Seele die reformirte Religion bekennet, habe in Zürich, unter Lavaters Leitung, die katholische Religion angenommen! Ich spare meine Dinte — und sage weiter nichts. Denn Leuchsenrings Hypothese wird, wie alle Hypothesen, sterben und vergehen, und liegt vielleicht in dem Moment, da ich dieses schreibe, schon in ihrer Agonie.

Nun freilich kann der Doctor seine Dinte zum Recipe sparen, wenn der Patient mit dem Tode ringt. — Da haben also alle jene Untersuchungen und Befürchtungen, die man mit so viel Muth und Blut angestellt, ob nicht der Katholicismus im Finstern schleiche, und den protestantischen Leuchter von der heiligen Stätte nehmen wolle, ihr unsanftes und unseliges Ende genommen. — Requiescant in pace! — Dir aber, großer von Zimmermann! und deinem Schnickschnack, verdankt die Welt und Nachwelt diesen Geniehieb, wodurch du den gordischen Knoten zum Narren gemacht hast! und die Herren in Berlin, Göttingen, Gotha, Weimar und Jena, und in jedem andern Mauseloch, mögen sich kratzen, wo es ihnen juckt. Zwar kann mein Vetter, der Magister, abermals sich nicht entbrechen, mit einigen Zweifeln Hof zu machen; allein er mag nur immerhin unter Schränken, Büreaux, Commoden, Tischen, Stühlen, Oefen und Betten, unter'm Dach, im Keller und unter dem Feuerherd in der Küche, Jesuiten oder Zweifel suchen, — er wird derer keines finden.

Was hat es denn zu sagen, daß ein Herr Leuchsenring, in öffentlichen Blättern, im Herrn Ritter von Zimmermann seinen Freund, den Hofrath Zimmermann, so völlig vermißt, daß er noch daran zweifelt, ob der Ritter von Zimmermann der Hofrath Zimmermann sey, obgleich er ihn beantlitzet. Aus Kindern werden Leute, hätte Herr Leuchsenring erwägen sollen, und was thut's zur Sache, daß unser Ritter einem Herrn Leuchsenring seine Freundschaft warm versicherte, daß er ihm mündlich und schriftlich versprach, er würde ihn immer verehren und lieben? Witzhandel leidet, so wie kein Handel, Freundschaft; und was die Leipziger Magister eine blinde Ehrwuth heißen, ich aber als patriotische Aufopferung verehre, ist, wenn man nur die Sache bei'm rechten Zipfel erfaßt, eine Autor-Größe, die Vater und Mutter verräth und verkauft und verläßt und versäumt, und an seinem Weibe, seinem Büchlein, hängt, denn sie werden seyn ein Geist. — Was wollen doch jene Empfindsamkeiten, nach welchen man behauptet, daß der wahre Freund sich selbst dem Freunde nachsetze, und daß es ihm weit lieber sey, wenn er seinem Freunde, als wenn er sich selbst Gutes erweisen könne? Gesetzt, diese Empfindeleien sollten auch gelten, so muß es ja einem wahren Freunde lieber seyn, wenn er sieht, daß sein Freund sich selbst mehr Gutes thue, als ihm, und wie will man denn wohl zu Herzensanekdoten und zur Menschenkenntniß kommen, wenn man nicht seinen Freund herzet und küsset, und so lange im Vertrauen einwiegt, bis er sich bis auf den Grund sehen läßt? Was hilft uns Menschenkenntniß, wenn wir sie nicht zum allgemeinen Nutzen und Frommen joco congruo auskramen und feil halten? Sollte es nicht Fälle geben,

wo man thäte, als liebe man seinen Freund, und wo man ihn auf Kosten der Wahrheit, wie soll ich sagen, haßt? oder hassen muß?

Mag denn auch in den meisten Fällen die Wahrheit nur bloß der philosophische Mantel des eigenen allerhöchsten Selbst seyn, wer ist's, der dir so tief in's Herz sehen kann, wenn du es nicht willst, als du deinem Freunde bis auf den Grund sahest, wenn, im Taumel der Zärtlichkeit, er sich dir ganz überläßt? Heroismus oder Ritterpflicht geht über Freundschaft, und ist keine Tugend für kleine, unbedeutende Leute, sondern eine Tugend für Hochmüthige und Hochsinnige, die sich nicht nach verjüngtem Maßstabe zeigen, und es mit der Freundschaft, Nächstenliebe und andern dergleichen Kleinigkeiten nicht zu genau nehmen können.

Nun ist es zwar auch nicht zu läugnen, daß ein Herr Leuchsenring sogar in öffentlichen Blättern behauptet, daß in dem, was unser Ritter in Rücksicht seiner geschrieben, schreckliche Fehler sich eingeschlichen, und daß in jeder Zeile, die ihn betrifft, wenigstens!!! eine Unrichtigkeit sich befinde; und ich kann es nicht läugnen, daß ich durch diesen Magistereinwand in die Enge getrieben war, alldieweilen ich als ein ehrlicher Bildschnitzer erschrecklich für's Wort bin. Ein Wort, ein Wort! ein Mann, ein Mann! Wenn man doch aber dagegen erwäget, daß, wo Holz gehauen wird, auch Späne fallen, und daß ein großer Geist aus gegebenen Worten die ungegebenen herauszubringen verstehen müsse; daß es Fälle geben kann, wo Andere etwas, was Niemand als uns selbst bekannt ist, besser, als wir selbst, wissen können, und daß endlich unser Leib- und Seelenarzt von Zimmermann es gut gemeint und diese Unrichtig-

keiten als Medicin gebraucht haben könne, um den Herrn Leuchsenring, der, wie er sagt, in Ruhe leben wollen, in diätetische Bewegung zu bringen; so wird sich Vieles bei dieser gallenbittern Beschuldigung von selbst heben. Auch ist nicht zu läugnen, daß, je vornehmer man wird, je mehr Titel, Ehren und Würden man erhält, je mehr muß sich Alles auf uns concentriren. — Würden bringen Bürden und setzen den Bewürdeten in die Nothwendigkeit, sich mit aller Gewalt wider die Bürden zu vertheidigen. Je mehr der Bewürdete Freunde verliert; je mehr hält er sich an das, was ihm doch kein Satanas rauben kann, an sein beehrtes Selbst. Er sammelt alle seine Hitze um sich herum, und alle Bande, wären es auch die heiligsten Bande der Freundschaft, schneidet er los, um sich desto besser an sich selbst zu knüpfen! —

Endlich (wer kann die Schlußfolge so geradezu unrichtig finden?) kommt man auf die kecken (ein beliebtes, ritterliches Beiwort) Gedanken, daß, da unser Ritter in Absicht seines verrathenen Freundes Leuchsenring sich so viel Unwahrheiten zu Schulden kommen lassen, daß in jeder Zeile, sit venia verbo, wenigstens eine Unrichtigkeit hervorragt, seine drei und dreißig Unterredungen mit dem großen Könige Friedrich dem Zweiten an der nämlichen Windepidemie laboriren werden. Dies wird um so wahrscheinlicher, da erschrecklich viel Cruditäten, Malignitäten und Unglaublichkeiten in diesen drei und dreißig Auftritten vorfallen, und da der große König an seine Frau Schwester, die verwittwete Herzogin von Braunschweig, über Zimmermann weit kürzer, als Zimmermann über den König schreibt: Il m'a été inutile. Il vouloit se faire valoir auprès de vous — ohne

seines Freundes von Zimmermann mit lautem Beifall zu gedenken, der in drei und dreißig Stunden, die er dem Könige gab, ihm gewiß nicht unnütz war, wenn gleich er sich, außer dem Löwenzahn, nicht als Leibarzt zu offenbaren das Glück hatte, als woran der große Erfinder der Windepidemie keine, der Unglaube des Königs an Aerzte und Arzeneien dagegen alle Schuld hatte. —

Wenn man indessen unschwer bedenkt, was ich in Beziehung eines Herrn Leuchsenring angebracht, so wird das herrliche von Zimmermannsche Werk über den König Friedrich den Zweiten nicht ein Wort von seinem Hochsinn einbüßen, wenn auch, wie man fast glauben sollte, wenig Worte darin wahr und richtig seyn sollten. Wo viel Licht ist, da muß auch viel Schatten seyn, und am Ende bleibt eine grobe, offenbare Lüge von dieser frommen, absichtlichen Art doch immer schöner und merkwürdiger, als wenn z. B. Semler der Privatreligiöse sich jetzt im Luftsalzwasser badet und des güldenen Kälberdienstes schuldig wird. — — Das sind die Früchte der Privatheterodoxie, und sind sie das am grünen semlerschen Holz, was will am dürren — — werden? Ueberhaupt kommt es bei so geistreichen Schriftstellern, wie Zimmermann, nicht auf hinfällige, wankelmüthige Worte, sondern auf ewig feststehende Gedanken, nicht auf's Sichtbare, sondern auf's Unsichtbare an, und dies muß auch allerdings in Dingen, die auf facta beruhen, gelten. Denn da sie doch auch anders, und so wie der Autor sie nöthig hat, vorfallen konnten, so beweiset es immer einen Geistesschwung, sich über das gemeine Wirkliche wegzusetzen und in's Reich des Wahrscheinlichen und

des Möglichen hinüber zu luftsegeln, wenn gleich Leute, wie unser einer, sich über dergleichen moralische Luftschiffung kreuzen und segnen sollten. Die Unwahrheiten der Kaufleute bringen Gewinn, die Erdichtungen der Poeten Ehre. Auch wissen wir von Mahomet, dem großen und kleinen Propheten, daß es eben so sehr verschieden nicht sey, als es scheint, entweder den Hügel zu sich kommen zu lassen, oder sich Hochselbst zum Hügel zu bemühen. Die Unwahrheit ist gemeinhin die Gelegenheitsmacherin der Wahrheit. Unser sattelfester Ritter hat, wie wir wissen, bei seinem Buch die edle Absicht, dem Christenthum fortzuhelfen und selbiges vor der Irrlehre in heldenmüthigen Schutz zu nehmen; und da dächt' ich, müßte schon diese Absicht, und wenn die Mittel auch immerhin Verläumdung und Lügen wären, doch alles Andere aufwiegen, was sonst ein Deist und ein ungeheuchelter Christ dagegen auf seinem Herzen und Gewissen haben möchte. — — —

Ich breche ab, denn wenn ich an das Avertissement des Herrn v. Z., wie Herr Hofrath Brandes in Hannover (S. 182) alles Schöne ohne Ausnahme besitze, was jemals in der Welt gedruckt worden, und an tausend dergleichen Dinge mehr denken wollte, so würde es mir mit meinem Rahmen, so wie der braven Frau Predigerin zu Wackefield mit ihrem Familienbilde, gehen, das nicht durch die Thüre konnte. Auch liegt mir noch ein Rahmen von einem andern Großen ob, auf dessen Rechnung unser von Zimmermann in dieser Schrift groß ward, obgleich er diesen Großen bei weitem zurückließ und zurücklassen konnte. Die Frau Predigerin in Wackefield warne indessen, wie sie will; ein Hauptwort über die Tulpimanie von Schreib-

art, oder über die schöne und merkwürdige Schreibart unsers Ueberritters muß ich mir noch erlauben; denn wenn gleich in der Regel bei der Nachahmung kein Genie bestehen kann, so wird es doch unerreichbare Ehre für Tausend und abermal Tausend seyn, in der Schreibart unserm Meister von Dinte und Feder auch nur die Schuhriemen, vom Schustermeister Thomas in Berlin verfertigt, zu lösen. — Dieser Schreibart wird ein ganzes Dutzend Leipziger Magister, und eben so viel aus Halle, ein gewisses „man weiß nicht was" nicht absprechen können. Sehr Wenige werden selbst von diesem Ueber des edeln Ritters, ehe sie solches bis auf den Hefen ausgeleeret, abzulassen im Stande seyn; und woher diese anziehende Kraft? In den Gedanken liegt sie gewiß nicht, sagt mein Magister, der mit männlicher Entschlossenheit behauptet, daß dieses Ueber schwerlich auch nur einen einzigen Gedanken im Vermögen habe, dem das Recht zustünde, auf Adel und Ritterwürde Anspruch zu machen. Die Gedankenoriginalität hat überhaupt nur eine enge Pforte und einen schmalen Weg; kein Wunder, daß nur Wenige mittelst dieses Weges und dieser Pforte zum Leben eingehen, und wem die Gedankenoriginalität zustehet, der hat auch Hüll' und Fülle von Worten. Was indessen Garrick von seinem Abgott Shakespear sagte: er tunkte die Feder in das Herz, kann zu einiger Aufklärung der Zimmermannschen amuletischen Kraft, in Hinsicht seines Vortrags, wiewohl mit dem großen Unterschiede dienen, daß Shakespear in's menschliche Herz, unser Ueberritter aber in sein selbsteigenes Herz tunket. Wer sahe je schwärzere Dinte? frägt mein Vetter, als wäre er mit Obereit, außer der Brüderschaft im Apoll, noch leiblich

verbrüdert. — Unser Ritter wußte, wie leicht uns die Einbildungskraft mißleitet, wenn man den Menschen treffen will, den man im Allgemeinen, das heißt, im Ganzen, kennt, und so begnügt er sich denn wohlbedächtig, sein Sich so seel- und leibhaftig zu treffen, daß man ihn von Angesicht zu Angesicht zu sehen glaubt, — und war je sein Herz entfaltet, erschien je sein Geist, so ist's im gegenwärtigen Ueber. Aus eben dieser Ursache haben viele Stellen in den unsterblichen von Zimmermannschen Werken, obgleich die Hauptsache, in der Nähe betrachtet, nur ein Rosenkranz an einander gereiheter Anekdoten, Aus- und Einfälle und zu Sentenzen gebildeter Schooßgedanken ist (vorzüglich im gegenwärtigen Ueber), etwas Treffendes und Auflösendes. Auch scheint, was unser Ritter schreibt, in einem Geiste, in einem Zuge, — in einem Feuer geschrieben zu seyn, denn sich selbst hat man doch immer bei der Hand. Dieser Vorzug hilft sogar mancher holprichten Stelle aus, und zieht einen Vorhang über viele andre, an denen nichts zu verstehen ist, als ihre Unverständlichkeit. — Selbst die sich brüstende Selbstgefälligkeit, welche uns jeden Menschen im gemeinen Leben unerträglich macht, trägt hier zu dem Reiz der Aehnlichkeit bei weitem das Meiste bei, wonächst diese Unerträglichkeit bis zur Hälfte und drüber verliert, weil wir den aufgeblasenen Ueberritter nicht sehen und hören, — sondern lesen.... Daß dieser ganze Abschnitt das Eigenthum des Leipziger Magisters sey, bedarf wohl keiner Bemerkung, und eben so wenig hab' ich an dem Namen Antheil, womit Magister diese von Zimmermannsche Schreibart taufet. Er heißt sie, die Pyrmontsche. Ich selbst habe mich, am Ende, seiner Behauptung auf Gnade

und Ungnade ergeben müssen, daß nämlich die Reisen gen Pyrmont die Gelegenheitsmacher dieser Schreibart gewesen, die allerdings denn auch wässerigt ist und bleibt; allein nicht schlecht Wasser ist ihr Ingredienz. — In der That, setzt mein Vetter hinzu, die Unterhaltung in den von Zimmermannschen Schriften ist nicht mehr, nicht weniger, als eine Brunnenkur=Unterhaltung, wo man den Kopf nicht angreifen muß, und doch aufgeweckt zu seyn verpflichtet ist. Ob nun gleich die Reise aller Reisen, die Reise gen Potsdam, sich von den Reisen gen Pyrmont unendlich unterscheidet, so konnte doch unser Ritter sich nicht unterscheiden; die Gewohnheit wird andere Natur, und Ritter blieb Ritter, außer daß er sich aus guten Gründen gegen den König Friedrich den Zweiten für, und nach seinem quasi=deistischen Ableben, wider die Aufklärung erklärte, als bei welcher Bekehrung sich denn auch Herr von Zimmermann je länger je besser befinden wird, indem derjenige, welcher einmal dem angreifenden Selbstdenken und dem unverdienstlichen Selbsthandeln entsagt, und sich in behaglichen Seelenschlaf einwiegen läßt, es weit bringen kann, — versteht sich, körperlich! — und was hilft's dem Menschen, wenn er die ganze Seele gewönne, und nähme doch Schaden an der Welt, nämlich der Großen, wo man nicht hölzerne Treppen auf= und absteigen darf (S. 11). — Genug!

Diejenigen, die an diese von Zimmermannschen Belehrungen keinen lebendigen Glauben fassen können, mögen wohl erwägen, was unser Ritter (S. 47) bei der Frage des Königs: was hat Gibbon geschrieben? bemerkt! Ich erzählte nunmehr den Hauptinhalt von Gibbons Werke über die Abnahme und

den Sturz des römischen Reichs. Der König hörte mich mit großer Aufmerksamkeit, und ließ mich lange reden, ohne mich zu unterbrechen. Es schien, als wenn ihm meine Erzählung angenehm wäre. Ist das der Fall mit einem Könige, in dem Salomo und Alexander, Mark Aurel und Karl der Zwölfte wie Leib und Seele in einander wirkten; ist das der Fall mit Friedrich dem Zweiten, der noch obenein zu dieser Zimmermannschen Zeit brummisch und verdrießlich war (S. 11), mit Friedrich dem Zweiten, diesem außerordentlichen Kranken (S. 146); wie glücklich kann sich Welt und Nachwelt schätzen, von unserm außerordentlichen Arzte zu lernen, wenn er lehrt! Ich für mein Theil finde das Loos, das mir bei dieser Gelegenheit fiel, lieblich, obgleich mein ungläubiger Vetter den Ritter von Zimmermann inständigst zu bitten sich nicht entbrechen kann, seinen epitomirten Gibbon herauszugeben, indem diesen Ritt wohl schwerlich irgend Jemand unserm Ritter nachthun dürfte. Den Hauptinhalt von Gibbon erzählen! angenehm erzählen! so angenehm erzählen, daß diese Erzählung Friedrich dem Zweiten, der, wie man allgemein sagt, einer der ersten Erzähler in der Welt gewesen, angenehm war! O sancte Zimmermanne, ora pro nobis! — Schließlich sey mir die Bemerkung erlaubt, daß ich meinen Rahmen nur zu der schlechtern Ausgabe geschnitzelt, denn an die Imperialausgabe sich zu wagen, überlass' ich größern Bildhauern, als Johann Heinrich Friedrich Quitenbaum, Bildschnitzer in Hannover, ist! —

König Friedrich der Zweite gehört nicht zu jenen großen Menschen, die ein Seculum gestorben seyn müssen, ehe sie ein Schriftsteller auferweckt; vielmehr hatte er das Glück oder das Unglück (wie es gewöhnlich Sieger zu haben pflegen), im Leben und nach seinem Tode Alles, was denken und schreiben konnte, in Athem zu setzen. Zwar entgingen schon Viele, in den ersten enthusiastischen Augenblicken, als sie große Handlungen vollbrachten, den bittern Deutungen und anzüglichen Anmerkungen des Neides; allein dieser Enthusiasmus verrauchte, und der neidische Würgengel ging nicht länger die großen Thäter vorüber, ohne sie wegen seines zeitherigen Stillschweigens doppelt zu entschädigen. König Friedrich der Zweite indessen hatte Etwas an sich, wodurch er den Neid besiegte, entfernte, bestach; — ich weiß nicht, wie er's machte. Unter andern war's eine Menge Beinamen, die man diesem Könige opferte. — Da hieß er der Große, der Größte, der Einzige, der nordische Salomo. (Herr v. Z. versichert (S. 209), daß er, nach Anzahl der Finger beider Hände, zehnfach den Namen des nordischen Salomo verdient habe.) Breitenbauch erweiset ihm die Ehre, ihn mit dem jüngstverstorbenen höchstseligen sinesischen Kaiser Kien-long zu vergleichen. Knüppel mit dem Julian. Büsching mit Hadrian; und wer kann alle die Arten von Apotheosen nur nennen, geschweige denn beschreiben, welche man nach der Beendigung seines langen, thatvollen und vom Neide selbst nur selten angegriffenen Lebens seinen Diis Manibus heiligte. Es starb in ihm ein großer Mensch, und die Menschen konnten bei diesem Tode unmöglich gleichgültig bleiben. In dem Kupferstiche, seinen Einzug gen Elysium vorstellend, stehet

eine himmlische Heerschaar höchstseliger Helden, als woll-
ten sie von ihm die Parole holen, oder, um es noch na-
türlicher zu geben, ihm ihre Lection aufsagen. Johann
Melchior von Birkenstock aus Mainz, kaiserlich-
königlicher Hofrath und Mitglied der Bücher-Censur-
Commission in Wien, beschrieb einen Leichenstein, wo
nur ein Paar Errata, in Hinsicht des bayerischen Erb-
folgekriegs, vulgo bayerischer Prozeß genannt, und we-
gen des deutschen Fürstenbundes, der doch, wie Graf
Hertzberg, der Westpreuße, nach dem Ableben Friedrich
des Deutschen, versichert, nicht durch König Friedrich
den Zweiten, sondern durch den Credit des jetzt regie-
renden Königs, Friedrich Wilhelm des Zweiten, getrof-
fen worden, vorfallen. Guibert hat dem Könige (das
wäre das Beste, ihn immer und ewig schlechtweg den
König zu heißen) eine Lobrede gewidmet, von der ich
wünschte, daß sie der König gehört oder gelesen hätte.
Und was soll ich von allen Lebens- und Sterbensschrei-
bern und allen Anekdotensammlern und Zerstreuern sagen,
die sich des Königs halber in Kosten gesetzt? Unser Rit-
ter würzt auch sein Werk mit Anekdoten; allein diese
sind auserwählt und der Oelfarbe gleich, die nicht nur
das Holz erhebt, sondern auch gegen die Fäulniß schützt.
— — Ein vieleckig geschliffener Stein strahlt am besten,
und was will dagegen eine bescheidene Perle, deretwe-
gen man, nach jener Gleichnißrede, Alles zu verkaufen
angewiesen wird? Sollte unserm Ritter denn auch ein
unedler Barbierausdruck (S. 257) entspringen, und
unser großer Doctor in den Feldscherer-Ton und
Styl (S. 287) fallen; sollte er, anstatt begeistert —
besessen scheinen, so erwäge man, daß, wenn gleich zwei

harte Steine nicht rein mahlen, Wort und Gedanke doch gleich und gleich seyn müssen.

Eine Anekdote gehört hierher, die für tausend gilt, die von Vestris, dem Operntänzer in Paris, welche unser Ritter erzählt. Es wollte nämlich dieser Vestris nur drei Männer in Europa anerkennen, den König von Preußen, Voltairen und sich, und nach dieser Geschichte das Porisma unsers Ritters: aber Vestris war ein Narr, und der Satyr Voltaire ein Schurke (S. 209). Diese scharfrichterliche Execution in Absicht des Voltaire verdient eine Parenthese, die ich meinem Magister, wiewohl nicht ganz am schicklichen Orte, bewilligen muß, wenn ich auch nicht will. Ist dies etwa, frägt der Magister, aus Eifersucht, da Voltaire le familier des princes war? „Wäre ich an der Stelle des Kaisers gewesen," schreibt Friedrich der Zweite, „ich wäre nicht durch Ferney gereiset, ohne den alten Patriarchen zu hören, um wenigstens zu sagen: ich hab' ihn gesehen und gehöret. Zu Folge gewisser Anekdoten glaub' ich, daß Theresia ihrem Sohn verboten, den Patriarchen der Toleranz zu sehen." Wenn nach den Gesetzen der Schwere der Körper der Planet, dessen Laufbahn der Sonne am nähesten steht, desto schneller fortschreitet, und hingegen nach dem Maaße seiner Entfernung sich träger und langsamer um sie bewegt, so war es freilich kein Wunder, daß Mercur Voltaire ward, was er war. Wir wissen Alle, daß König Friedrich der Zweite über ihn ausruft: „Gott! wie kann so viel Genie und so viel Schlechtheit gepaart seyn!" allein bei allem dem ist denn doch auch nicht abzuläugnen, daß Voltaire Voltaire, und Zimmermann Zimmermann bleiben wird. In Wahrheit, obgleich Clement Voltairen

zum Donatschüler herabsetzt, und obgleich Voltaire selbst keinen Hehl daraus macht, daß er par und pour die Comödianten gelebt habe, so sollte doch Herr v. Z. durchaus mit dem Scheltwort Schurke nicht so freigebig gewesen seyn, sondern wohlbedächtig erwogen haben, daß der Enkel des großen Franklin, des nordamerikanischen Weisen, um den Segen dieses Schurken bitten mußte. **Mon fils, mettez-vous à genoux devant ce grand homme,** sagte Franklin: und der Voltairsche Seegen: — (giebts einen bessern?) **Dieu et la liberté!** — Buttler — ich glaube fast — würde Voltairen überflügelt haben, wenn er **le familier des princes** geworden wäre, und wenn man ihm Brod statt eines Steins gegeben; indessen war Voltaire nun einmal bestimmt, Voltaire zu werden, und hat denn dieser **familier des princes** sein Pfund im Schweißtuch vergraben? Ich glaube, nein. Auch hat sein Kopf und seine Feder, wie ich nach der Liebe hoffe, mehr Gutes als Böses gestiftet. — Nach diesen Magisterparenthesen **in usum Delphini** will ich nicht bergen, daß ich mir von den Nicolaischen Anekdoten viel Gutes verspreche; und was soll man von Büsching sagen? Nach meinem Dafürhalten ist sein Buch gleichfalls ein **lignum**, aus dem ein Mercur geschnitzt werden wird. — Es ist ein Hausmittel bei'm Votiren, etwas von eigener Meinung beizufügen, wenn man Anderer Meinung beitritt. Das feinste Lob muß mit Tadel gewürzt seyn, und wer Menschen vergöttert, setzt sie, anstatt sie über Menschen zu setzen, weit unter sie herab. Kleine Fleckchen, wie Damen mit und ohne Aufklärung wissen, treten einer schönen Gestalt so wenig zu nahe, daß sie vielmehr oft Reize zu erhöhen im Stande sind. Die gesunde Ver-

nunft rächt sich schrecklich an dem, der sie neckt, und wer Fehler verbirgt, oder gar als Schönheiten berechnet wissen will, verlangt, daß alles Verhältniß gehoben werde. Muß denn Friedrich der Zweite darum gleich ein Ulysses, Theseus und Hector werden, wenn man über ihn schreiben will? — Die Menschheit ziert ihn gar zu sehr. Die Königin Elisabeth wollte ohne Schatten gemalt seyn, und ließ durch ihren Schuster ihrer Länge eine Elle zusetzen; allein wie viel verliert sie durch diese Eitelkeit! Hat nicht Zimmermann der Erste gewonnen, daß mein Vetter, der Magister, in dieser Schrift weder sein noch mein Schildträger ist, sondern den Opponenten macht?

Es ist nicht zu bezweifeln, daß das Amt, womit ein Fürst im Staat belehnt wird, das wichtigste sey, was der Staat zu vergeben habe. So lange Vorurtheile und Rohheit der Leidenschaften den größern Theil der Menschen beherrschen, so ist eine Gegengewalt nöthig, dies Alles, in so weit es möglich ist, bonis modis in Ordnung zu erhalten. Des Bösen halber sind Regenten nöthig, und wenn sie also nur diesem Zaum und Gebiß in den Mund legten, und Gotte das Gute überließen, ohne sich in diese göttliche Regierung, die Gott durch Vernunft und Gewissen so weise und gütig, das heißt, gerecht bewirken läßt, zu mischen, so sind sie wirklich Götter der Erden, so tragen sie Gottes Bild, und verdienen Dank von Welt und Nachwelt. Wer sich nach diesen Umständen einbildet, es gehöre etwas Uebernatürliches, etwas Uebermenschliches zum Regieren, der kennt weder Regierungen noch Regenten. Der König behauptet: „daß etwas mehr Thorheit, etwas mehr „Weisheit bei'm Regenten auf Eins herauslaufe, und

„daß der Unterschied so gering sey, daß es das Volk, „im Ganzen genommen, kaum bemerke." — — Schlachten und Siege indessen waren und sind noch gemeinhin Dinge, die auf Dichter, Redner und Geschichtschreiber stark wirken. (Etwa weil diese Herren selten Herz haben? Das war einmal eine Frage, die meinen Vetter unvermuthet in die Flucht schlug.) Sitten, Aufklärung, Künste und Wissenschaften hingegen sind die **Dii minorum gentium**, denen die Autoren als Priester dienen; allein es ist nicht gut, daß es also ist.

Wer König werden soll, müßte nicht zum Regieren, sondern zum Gehorchen angewöhnt werden. Erziehen, heißt gehorchen lernen. Wer zum Befehlen Unterricht erhält, wird verzogen, und so, wie von jeher diejenigen Beherrscher die größten waren, die nicht schon die Krone auf die Welt brachten, und im Mutterleibe und von Kindesbeinen an zum Thron erkohren waren, sondern durch unvorhergesehene Umstände zu dieser Würde gelangten, so muß man durchaus der Vernunft, man habe sie selbst, oder suche sie in Andern auf, zu gehorchen verstehen, wenn man die Ehre eines guten Regenten verdienen will. Catharina die Zweite kann in den neuesten Zeiten als ein großer unsterblicher Belag zu dieser Bemerkung gelten; und mußte der König nicht auch in der strengsten Schule seines Vaters, in der praktischen Wissenschaft des Gehorsams, es — weit bringen?

Freilich, wenn man den Redner, oder gar den Dichter, einen Regenten loben hört, so wird man auf die Zinne der Versuchung geführt, um zu glauben, daß der belobte König Gott dem Herrn insgeheim Rath ertheile, und daß nichts klüger's sey, als den lieben Gott aus

dem Titel zu lassen, welchen Gedanken Friedrich der Zweite, nach Büsching S. 114, (wer weiß, aus welcher Ursache?) im Ernst gehabt haben soll; allein nur näher darf man den gekrönten Häuptern kommen, um sich zu überzeugen, daß ihr im Staat so höchst ansehnliches als nützliches Amt bei weitem so schwer nicht sey, als es scheint, und daß Jeder, dem es Mühe macht, nicht zu regieren verstehe. Dem Menschen ist's eigen, sich mit Allem, dem er sich nähern kann, zu familiarisiren. Selbst für das, wovon er weiß, daß er es nur fassen und begreifen könne, wenn gleich er es zu fassen und zu begreifen noch nicht angefangen, hat der Mensch weniger Ehrerbietung, als für Etwas, das sich ihm bloß in einer Wolkensäule zeigt, — und nun kam es von jeher darauf an, ob Regenten bloß bewundert, oder auch geliebt werden wollten, und ob und in wie weit ihnen an beidem gelegen war. — Dichter und Redner sind nicht auf nackte Wahrheit berufen! Hörten sie je diese Stimme, ehe sie dem Beherrscher Odenlärm schlugen und Opfer anzündeten? — Freilich ist's zuweilen gefährlich, das Volk zu hören, und wenn es auch nur die Notablen wären; allein sehen kann man es doch ohne Gefahr, und so ist die erste und untrüglichste Folge und Probe einer guten Regierung natürliche Vermehrung der Menschen, welche ein gewisses Leibes- und Seelenwohlbehagen voraussetzt. Dies wissen Monarchen und ihre Staatsmänner so gut, daß sich erstere eben darum nirgend so herzlich gerne, als in diesem Punkte, in Zahlen hintergehen lassen, und daß letztere in keinem Stücke so stark im Multipliciren, als hier sind, — versteht sich en blanc, und auf dem Papier. — Würden Regenten geruhen, mehr die Erziehung der Kinder in

ihrem Staat zu beherzigen, wie viel künstliche Mittel, die Menschen zu vermehren, würden sie entbehren können! Ein schon erwachsener Mensch war nöthig, da die Welt begann, und wenn ein Staat anfängt, sind reife Menschen als Stammkolonisten nothwendig. Ist aber dieser Grund einmal gelegt, so muß man seinen Wachsthum durchaus nicht übertreiben. Die Bevölkerung muß, wie die Aufklärung, oder geistische Bevölkerung, allmählig zunehmen, und durch eine gute Regierung von selbst, ohne Gebot und Verbot, ohne Hagestolzenstrafe und Drei-Kinder-Privilegium kommen. Der Bürger im Staat, welcher an Recht und Gerechtigkeit, welcher an Sitten und an die Aussicht glaubt, Weib und Kind ernähren zu können, wird, da die Natur ihn zum Nest und zum Brüten aufmuntert, schon von selbst ringen, seine natürliche Neigung zu befriedigen, auf diesem Wege eigener Lust und Liebe den Staat beglücken und den Regenten rechtfertigen. Im Staate, wo man an Leibes- und Seelennahrung und Nothdurft verzweifelt, wo man weder auf unverletzte Seelen- oder Gewissensfreiheit, noch hinlängliches Auskommen sich Hoffnung machen kann, wird man der Bevölkerung durch Colonien so wenig forthelfen, daß man ihr vielmehr entgegenarbeitet; man giebt ihr Arzenei, anstatt natürlicher Nahrung, Löwenzahn, anstatt Hausmannskost. Der Erdboden ist nur nach dem Verhältniß, wie er behandelt wird, erkenntlich. —

Als die römische Monarchie gegründet ward, konnten Vagabonden gebraucht werden, vielleicht waren sie sogar erwünscht, um Weiber desto beherzter zu stehlen, und sich von ihnen veredeln zu lassen, und durch diese Mischung den Grund eines echten Römers zu legen.

(In der That, diesen Mädchenraub kann der Römer nirgends, und selbst nicht in seinen ersten Werken des Witzes und Verstandes, verläugnen!) Greifen doch noch jetzt Mädchen am liebsten nach Vagabonden, und befinden sich in den wenigsten Fällen übel dabei. Wenn aber ein Staat sich gesetzt und seine Parthie genommen hat, so sind Colonisten eine Pest, die man in's Land zieht, um zu den alten moralischen Uebeln, welche das Vorurtheil des Alterthums für sich haben, noch neue hinzuzufügen, und die Originalspeisen mit auswärtigem Reiz zu verwürzen, so daß zuletzt im Lande selbst die Polenta des Lord Marshal (S. 72) noch emendiret und corrigiret werden. — Es ist kein Stand im Staate so geschickt, als der der Geistlichen, das Volk zu zählen, und neben der Ordnung des Heils, die sie treiben, auch die Ordnung der Sterblichkeit und der Geburt zu beobachten, und es hiebei bis zu einer gewissen politischen Arithmetik und einer solchen Lebensprobabilität zu bringen, daß es so aussieht, als wenn Alles auf Leibrentenkontrakt lebe. Fällt diese Berechnung in politische Hände, so ist von mehr als einer Seite zu fürchten, besonders jetzt, da die Zeit des Rechnens in die Geschichte, in die Staats-, Finanz-, Commerz- und in alle brodlose Künste eingetreten ist. Immerhin! nur verhüte man, daß die politische Arithmetik nicht mit einem Entdeckungseifer betrieben werde, welcher den feinen historischen und politisch-statistischen Schätzer gewisser Dinge, die nicht zu berechnen waren, zum Lügen und Trügen bringt. — Man verhüte die Herzog-Michelsche Multiplikation, nach welcher aus einem Vogel ein Herzogthum, mir nichts, dir nichts! herausgebracht wird.

Auf die Zahl kommt es denn nun auch am Ende in Hinsicht der Menschen nicht an, sondern weit mehr auf den Werth der Menschen, und so giebt's nicht nur eine Phalanx im Kriege, sondern auch im Frieden, und diese ist nicht anders, als durch Tugend und Einsicht zu werben. Der Regent kann seinem Volke das Glück der Tugend nicht faßlicher beibringen, als durch sein Beispiel, welches unendlich mehr, als alle Gesetze, gilt. Der Mensch ist frei. — Es gehört Feinheit und künstliche Abhärtung zu einem braven Volke. Abhärtung und natürliche Härte sind nicht Bein von einem Bein, Fleisch von einem Fleisch. — Bedarf es noch der Bemerkung, daß durch verbreitete Publicität ein gewisser Muth dem Volke zur andern Natur werde, und eine allgemeine patriotische Theilnehmung, ohne die allen gemeinnützigen Anstalten Sicherheit, Zutrauen, Fortdauer, und die möglichste Vollendung ihrer Existenz mangeln muß? Was befürchtet ihr, Furchtsame! von der Seelen-Nahrung und Nothdurft, der Preßfreiheit? — Betrifft sie Sachen, so sey es Jedem erlaubt, zu sagen, was er will. Die Religion hat gewiß, so wie Alles, was groß ward und zu werden verdiente, mehr durch Feinde als Freunde gewonnen, und so werden auch die Wächter des Staats aus jeder Schrift Vortheil ziehen, welche die Staatsverwaltung, es betreffe ein Fach, welches es wolle, angeht. Aus seinem Umgange wähnt man Menschen beurtheilen zu wollen; allein ein weit sicherer und untrüglicherer Schlüssel zum Herzen des verschlossenen Mannes ist, ihn aus seinen Feinden zu beurtheilen. Was müßte das für eine Wahrheit seyn, die das Licht nicht vertragen kann? Was für Begriffe von der hohen menschlichen Natur und ihrer erhabenen Bestimmung

würde man verrathen, wenn der Spielraum unsers Nachdenkens, unserer Forschung, von den engen Grenzen unserer jedesmaligen armseligen Einsichten für immer eingeschlossen wäre, und wenn es Todsünde würde, die Grenzen zu überschreiten, die uns Blödsinn oder Stolz vorgezeichnet hat? Wer hat das Recht, die Vernunft als ein Lehn, als Fideicommiß, als ein ihm vertrautes heiliges Depositum anzusehen? Sie ist ein Pfund, das nicht vergraben werden kann, sondern das circuliren muß. Kann Vernunft (Vernunftschwäche) sich verbürgen, daß diese oder jene nähere Einsicht dem menschlichen Geschlecht schädlich werden würde? Oder giebt's nicht vielmehr Arzeneien, die im Anfange die gegenseitige Wirkung zu thun scheinen und wirklich thun, und die doch nachher ihre wohlthätige Wirkung beweisen? Der Regen ist morgen schon schädlich, der heute noch erquickte; der Blitz (wenn er nämlich nicht in den Kopf fährt) richtet freilich Verwüstungen an, indessen reinigt und läutert er die Luft. — Selbst die beste Absicht (die doch rara avis bei den Vernunftstürmern ist), kann sie wohl irgend Jemanden zur Einführung von Irrthümern berechtigen? Gewiß nicht; es müßte denn dieser irgend Jemand den ganzen Zusammenhang der Dinge und jeder Folge einer Handlung nicht etwa bloß bis in's dritte und vierte, sondern bis in's tausendste Glied übersehen und bis in Ewigkeit. — Herr Kant ist und bleibt ein großer Denker; wer lebt indessen des philosophischen Glaubens, daß dieser vortreffliche Mann symbolische Bücher in der Philosophie geschrieben? Wer dem menschlichen Geschlechte sagt: so weit, und weiter nicht! hat ihm den Kopf abgesprochen; und müßte nicht ein allgemeiner Stillstand der menschlichen Erkenntniß

entstehen, wenn irgend eine weltweise Dogmatik (die Kantische, die alle Dogmatiken verdrängte oder zermalmte, wie der selige Moses Mendelssohn sich ausdrückte, nicht ausgenommen) ohne Polemik hinfort immerdar triumphiren, und die Geschichte vom Hute, dem es bis jetzt wie der Philosophie ging, widerlegen wollte? — Man lasse jeden Irrenden und nicht Irrenden, jeden reichen und armen Ritter, jeden von fröhlicher und trauriger Gestalt in's Reich der allbeglückenden Wahrheit so weit, als er nur will oder kann, eindringen, und hemme kein Verlangen, sie von Angesicht zu Angesicht sehen zu wollen. — Am wenigsten befürchte man, durch Forschen und Prüfen dem zu nahe zu treten, der nur von seinen vernünftigen Geschöpfen verlangt, daß sie *recht thun* sollen, um ihm angenehm zu seyn. Wie kann doch der Mensch, und wäre es selbst der große Zimmermann, sich des lieben Gottes annehmen und seine Sache vertreten? In der That, wir führen Gottes Sache, wenn wir die Sache der Menschheit führen: denn wir sind — Menschen. Kann *der* Gott lieben, den er nicht sieht, der seinen Bruder nicht liebt, den er sieht? Aus dem Kopf in die Hand, aus der Hand in den Mund, geht des Menschen Wissen; was indessen drüber ist, ist darum nicht vom Uebel, vielmehr kann es ergötzen und auch — wirklich nutzen. Niemand sahe Gott, und wer kann ihn, der ein Geist ist, sehen? Die ältesten Vorstellungen von Gott, und dem, was man göttlich nannte, begriffen alles Große, Ungewöhnliche, Auffallende, Unerreichbare in sich, was eben daher Bewunderung, Erstaunen und Furcht erregte. Der Stifter der christlichen Religion stellte die Gottheit unter dem Bilde eines *liebenden* Vaters vor,

der nur Menschenliebe verlange, — und in der That, nicht Unbegreiflichkeit, sondern Gemeinnützigkeit ist das Kennzeichen der Wahrheit, und nicht stolze Verstandsaufgeblasenheit, sondern Tugendthätigkeit ist Aufklärung.

So mein Vetter, der sichtbarlich eine jede Gelegenheit vom Zaune bricht, um das Toleranz-Evangelium zu predigen; — allein es ist doch gewiß kein caput mortuum von Gedanken, wenn unser Ritter in Religionsangelegenheiten auf Ziel und Maaß dringt, und den Regenten jene päbstliche Schlüssel behändigt, um vermöge dieses hohen Schlüssel-Amts sagen zu können: bis hieher und weiter nicht! Wollte man behaupten, daß das menschliche Verstandsauge, so wie unser körperliches, schon von selbst und ohne jene Schlüssel, sich die Grenze bestimme, wie weit der Mensch gehen könne; daß die Schwäche eines Systems oder Lehrsatzes um des Allgemeinen willen verhehlen, Hochverrath wider die menschliche Vernunft sey, und daß ein dergleichen Verfahren am Ende in eine Zigeuner-Zweideutigkeit ausarten müsse; wollte man wähnen, daß es bei'm Christenthum nicht auf Wort- oder Gebehrdenspiel oder Empfindungsdünkel, sondern auf's Herz ankomme, wobei die Vernunft präsidirt; nicht auf Glückseligkeit, die man Gott, dem Anfänger und Vollender der Natur und des Glaubens, anheim stellen kann und muß, sondern auf persönlichen Werth, als welches das höchste Gut eines jeden freien Wesens sey, so merkt man wohl, daß dies Alles nicht mehr, nicht weniger, als Lockspeise und Lockgetränke, und obendrein ein Paar schwarzsammtne Beinkleider sey, womit der Deismus Jünger und Jüngerinnen zu seiner Fahne wirbt. Die Vernunft ist immer

unsicher, und hat kein privilegium de non appellando' wohl aber der Glaube, und wenn hier nicht Männer von so ausgemachtem Verdienste, als unser Ritter von Zimmermann, entscheiden sollen, — so möcht' ich wohl wissen, wer am Ende die Entscheidung sich zueignen werde? — Lasset euer Licht leuchten vor den Leuten, daß sie eure guten **Worte** sehen, und euren Vater im Himmel preisen. — Jetzt nur weiter in Ihrem Text, lieber Vetter Magister, doch so, daß Herrn v. Z. und mir das ultimatum zustehe. V. N. W.

Nichts darf der Regent hindern, als Unfleiß und Unmäßigkeit, nichts befördern, als Mäßigkeit und Fleiß; alles Andere sey der Vorsicht überlassen, und Umständen, in denen sie sich offenbaret. —

Es ist nichts ausgemachter, als daß Wohlstand des Landes und einzelner Glieder vom Fleiße abhange, der im Glück vor Uebermuth bewahrt und das Unglück so wenig, als nur möglich, empfinden läßt. Selbst die Bitterkeit des Todes kann der Fleiß vertreiben; denn der Tod hat Achtung für den, den er bei seinen Cirkeln findet, und macht es kurz und gut mit ihm, um ihn nicht aufzuhalten. Es ist ihm so, als ob er bloß ein Blatt umkehre! Fleiß gründet und befördert die Ordnung, und Ordnung ist die Firma der Tugend. — Ich weiß, daß der Fleiß auch aus Geiz, Eitelkeit und Ehrsucht entstehen könne, und von ihm auf reine Tugend nicht immer ein richtiger Schluß zu ziehen sey; ich weiß, daß Peinlichkeit alsdann sich das Ansehn der Ordnung beizulegen gewohnt sey; allein ich weiß auch, daß Tugend nicht ohne Fleiß und Ordnung bestehen könne.

Legt der Staat es nächstdem noch auf Mäßigkeit bei seinen Bürgern an, so hat er seine Pflicht vollen-

det, denn die Erfahrung setzt außer Zweifel, daß Aufwand Alles rings um sich her zu Grunde richtet, den sowohl, der ihn macht, als den, der ihn nicht machen kann, und selbst den, der ihn nicht machen will. — Mäßigkeit mildert den grausamen Unterschied unter den Menschen, den Reichthum und Armuth zu bewirken pflegen, und bringt Alles in's Geleise. Die Pracht ernährt Arme, sagt man, allein nachdem sie sie arm gemacht hat. Sie wird selbst denen, die sie als ihre Lieblinge mit Kostbarkeiten überhäuft, ekelhaft oder mindestens lästig, so daß sie sich, über kurz oder lang, mit den Aermern einverstehen und dem Geschmack Ehre geben, weil ihm Ehre gebührt, und dieser will durchaus nichts Kostbares, sondern etwas Mäßiges, etwas Wohlfeiles, etwas, dem man es ansieht, daß es nicht Stolz, sondern Verstand verräth. Bloße Zierrathen und Prahlereien lassen immer noch Wünsche übrig, weil noch Grade zu größern Uebertreibungen übrig sind. So kann z. B. unser Ueberritter von Z. noch geheimer Rath und Prinzipalminister —— werden, da ohnehin Ritterwürde, Hofrath und Leibarzt nur bloße Titel sind, die bei'm Doctor Zimmermann zu Tische gehen. — (Herr Vetter, warum vergessen Sie, daß selbst unsere Kirchen Glocken haben? ... Uebrigens gestehe ich dem Herrn Vetter ganz gerne zu, daß der Geschmack Alles so anpasse, daß nichts abzunehmen und zuzulegen mehr angänglich ist.) Wer sein Vermögen zeigt, und das geschieht doch durch Pracht, der zeigt auch sein Unvermögen, denn es konnte noch prachtvoller seyn; wer aber Geschmack zeigt, legt es immer auf eine Absicht an; und wäre es auch nur die Bequemlichkeit, so ist selbst schon dieser Vortheil so klein nicht, als man glauben sollte. Könnte man nicht

behaupten, daß nichts in der Welt unbequemer sey, als Pracht? Wie lästig sind Ehrenbezeugungen, da man sie durch Zwang erringen muß! Kann ich mich doch von der Mäßigkeit nicht trennen, ohnerachtet ich die Gefahr selbst fühle, über ihr Lob unmäßig zu werden! — Nur noch die Bemerkung: daß Fleiß und Mäßigkeit, dies Paar Staatsradicaltugenden, durchaus nicht durch Gesetze, sondern durch Beispiel der Regenten in Umlauf gebracht werden müssen; denn etwas dem gemeinen Manne verbieten, wodurch sich der Regent und seine Gesellschaft, es sey nun in Purpur und köstlicher Leinwand, oder im alltäglichen herrlich und in Freuden leben, auszeichnet, hieße geflissentlich die Begierden reizen und der Sache einen unbändig hohen Werth beilegen. Nichts in der Welt, selbst die größte körperliche Krankheit nicht, macht die Menschen so unglücklich, als Phantasie, — und Faulheit und Unmäßigkeit ist eben die Ruhebank, wo die Phantasie brütet. —

Das wäre denn nun so etwas vom Herzen weg im Allgemeinen geredet; ob ein Wort zu seiner Zeit, oder zu seiner Unzeit? das mag der günstige Leser beurtheilen. Wenn ich meinem Vetter den freien Lauf lassen wollen, so würde dies Wesen in eine ordentliche Abhandlung ausgeartet und unter vielen andern der Umstand an- und ausgeführt seyn, daß, wenn ein Regent ohne Glauben wäre, dies nur bloß ihm selbst, nicht aber Land und Leuten zum Nachtheil gereichen könne. Desto unpartheiischer, desto gerechter würd' er in dieser Welt seyn. Wie kann aber ein Leipziger Magister auf den unseligen Gedanken kommen, daß ein Landesherr zum Teuf— fahren müßte, damit sein Volk zu Gott käme! — Transeat cum caeteris erroribus.

Auch will mein Vetter noch (den Wegweiser!), daß dieses vom Herzen weg nur ein Aestchen von einem großen Stamme wäre, als ob sich das nicht von selbst verstünde? —

Wie soll ich aber diese vorstehenden Grundsätze auf Friedrich den Zweiten anwenden? Oder soll ich diese Anwendung einem Jeden, der dazu Lust und Liebe hat, selbst überlassen? Ich denke, das Letzte. — Einen König, wie dieser eigentliche König war, loben wollen, heißt fast so viel, als sich gröblich an ihm versündigen. Er bedarf keines Lobes, sondern nur Gerechtigkeit. In keiner Beziehung bedurfte er der Aufmunterung: halte, was du hast, damit Niemand deine Krone nehme. Er war überall König! Sein Leben hält die Prüfung aus, die man über jeden Regenten im Todtengericht anstellen sollte: was that er für die Menschheit? — That der König nicht mehr für sie, als je ein König gethan hat? und war darum nicht auch die eigentliche Majestät sein Theil? Furcht und Liebe im Glück und Unglück! Hätte er je gegen etwas Vorliebe haben können, so wär's die Aufklärung gewesen; allein nahm er sich ihrer mit der mindesten Partheilichkeit an? Im Stillen wirkte sie, und selbst Philosophie und Musen konnten den König nicht verleiten, ihnen mehr zu bewilligen, als — sein Beispiel. Wenn andere Regenten sich wohlbedächtig alles Gute, den Unterobrigkeiten dagegen desto freigebiger alles Böse zuschreiben lassen; wenn Feldherren sich die Ehre der Siege zueignen und mit der Schande der Verluste ihre Untergebenen überhäufen, so brauchte Friedrich dieser Kunstgriffe nicht. — Der Gerechte, der Weise verlangte nur das Urtheil von Gerechten und Weisen, und

hatte einen starken Glauben an die Kräfte der Nachwelt, die das Andenken eines Königs nicht entheiligen lassen würden, der über seinen Staat war, doch so, daß das Gesetz über beide ging. Hielt er je sich selbst für etwas mehr, als was er von Gott und Rechtswegen war: für den obersten Richter der Handlungen, nicht aber des Verstandes? Wirkte er sonach je anders, als mittelbar, durch Verbreitung vernünftiger Grundsätze? Ueberzeugt, daß die Gesetze der Vernunft die unabänderlichen Bedingungen unserer menschmöglichsten Glückseligkeit und Vollständigkeit enthalten, forderte er nie Versprechungen, die das Gewissen in eine grausame Collision der Ueberzeugung und des Versprechens setzen, vielmehr galt bei ihm der ehrliche Mann über Alles. Seine wahrhaft großen Fähigkeiten verwandte er zu wahrhaft großen Zwecken, und durch sein Beispiel lehrte er, nach eigenen Erfahrungen und eigenen Einsichten zu urtheilen, und nicht nach blindem Vertrauen, und dies nannte er aufklären. Theorie war seine Sache nicht. Seine Wissenschaft ging geradezu auf Anwendung im Leben. Was er wußte, war entweder schon practisch an sich selbst, oder ward es durch ihn. Allem gab er diese practische Stimmung. Seine Regierung war Lebensweisheit. Nie überließ er sich seinen Subalternkönigen, wie er sie nannte; allein von der Vernunft hing er ab, wie ein gehorsamer Sohn von seinem Vater. Seine Worte, er mochte reden oder schreiben, waren darstellend, und hatten so etwas Eigenthümliches, daß man seine Art sich auszudrücken, Königsstyl nennen konnte. Dieser Königsstyl hatte Geist und Leben, so wie der von Zimmermannsche Hand und Fuß hat. — Der König führte Krieg, und blieb Men=

schenfreund; er machte Frieden, und hörte nicht auf, ein Feind des Unrechts zu seyn. „Beide Kaiserinnen,“ versichert er, „würden gestehen, daß ohne ihn ein, ja „wohl zwei, allgemeine Kriegsfeuer in Europa entstan„den wären, und daß er nur Kapuzinerdienste gethan „und die Flamme ausgelöscht hätte.“ Er irrte; und wer irrt nicht? Er war ein Mensch, und wäre er nicht weniger als Mensch gewesen, wenn er mehr hätte seyn wollen? Der Tod, der solch ein Leben endete, war zum Küssen schön. Wer ist nicht geneigt, zu solchem Leben und zu solchem Tode da capo zu rufen? — So Jeder, der Friedrich den Zweiten zu verehren versteht; und wie unser Ritter?

Wahrlich es ist Zeit, daß ich jetzt den Rahmen zu dem Bilde Königs Friedrichs des Zweiten, welches Ueberritter von Zimmermann nagelneu gezeichnet hat, anpasse. Mein Vetter will ihn vergolden. Immerhin! Man hätte glauben sollen, Herr von Zimmermann würde es auf meliorem compositionem von Alexander und seinem Leibarzt, dem Hofrath Philippus, angelegt haben. Da indessen bei diesem Bilde Friedrich der Zweite die Hauptperson gewesen seyn würde, indem Alexander die vermeintliche Giftmixtur nahm, und seinem Arzt den Brief überreichte; Friedrich der Zweite indessen weder zu Aerzten noch zu Arzeneien Zutrauen fassen konnte, und nur mit genauer Noth sich der Protection des Löwenzahns empfahl, so konnte unser Ritter von dieser Alexander-Philippus-Geschichte keinen passenden Gebrauch machen, und eine Friedrichs-Zimmermannsche daraus emendiren und corrigiren.

Zur Sache. Nachdem Herr von Zimmermann sich schriftlich darzustellen die Güte gehabt (denn münd-

lich belästigt er (S. 147) doch keinen Menschen mit dem, was ihn angeht, und erzählt, wie es sich gebührt, von sich selbst nichts in Gesellschaft; dazu gehört ein starker Glaube!), so ist es ihm wohl zu erlauben, weil es doch überhaupt nicht gut ist, daß der Mensch allein sey, und ein Abstich sehr förderlich und dienstlich zu seyn pflegt, die Hauptsache in ihre eigentliche Gerechtsame zu setzen, den König Friedrich den Zweiten zu conterfeien. Ein Eisen schärft das andere; ein Diamant hilft dem andern zum größern Glanz. Wenn indessen gleich die linke Hand ein Pendant der rechten ist, so ist und bleibt die rechte Hand doch die rechte, — und Zimmermann, Zimmermann! — — Freilich soll man denken, ein politicus in superlativo würde des Königs Grundsätze mit der Lage seines Staats, so wie er den Staat aus den wahrhaft frommen Händen seines Herrn Vaters, der ihm kein guter Vater war, erhielt, und so wie er ihn Sr. jetzt regierenden Majestät zurückließ, balanciren, und auf diesem Wege so Mancherlei und Manches zu bemerken sich die Mühe gegeben haben. Wie viel Stoff, des Löwenzahns unsers Ritters würdig! Tiefe und Höhe, in's Innere der Natur des preußischen Staats dringende Blicke, scharfe Bemerkungen, feine Entwickelungen, die den Charakter des Königs von allen Enden und Seiten psychologisch und überhaupt keck-philosophisch aufgeschlossen haben würden, hätten hier zeigen können, wes Geistes Kind unser Schriftsteller sey. Da wäre ihm die Bemühung des Königs nicht entgangen, seine zum Theil unzusammenhängenden Provinzen zu einem so großen Eins, als nur möglich, auszubilden, um diesen seinen Staat so zu sichern, daß die Pforten großer Reiche ihn zu überwältigen nicht im

Stande waren. — Das gewöhnliche Mittel, kleine Staaten gegen größere zu decken, ist denn wohl freilich die Zusammenverbindung kleiner Staaten; allein es giebt noch probatere, wenn man den Kräften der Staatsbürger zur menschmöglichsten Ausbildung verhilft; wenn man durch Frugalität, durch Uebung in Waffen, durch Muthsprämien, durch scharfe Disciplin und durch herablassende Vatergüte sein Volk groß macht und zum Ziele bringt. Und that dies nicht der König? Da hätte unser Ritter die Charakterzeichnung des Königs nach den feinsten Nüancen ausformen, treffen und genau bestimmen können; da hätte er ihn durch eine glückliche Zusammenstellung der Begebenheiten handgreiflich schildern müssen! Selbst wenn er auch jenen Ton redlicher Alten nachahmen wollen, welche den Zusammenhang der Thaten großer Männer überschlagen und sich an zeitvertreibende Anekdoten halten, was für ein Feld wäre ihm selbst alsdann noch geblieben, falls er sich an einen festen Plan gehalten, und sich z. B. etwa bloß mit einigen Hauptgruppen beschäftigt hätte! — Denn freilich giebt es auch von diesem wunderlichen Heiligen Legenden, denen man es aber fast an der Stirn anzusehen im Stande ist, daß es Legenden sind. — Ex ungue leonem. — König Friedrich hatte bekanntlich, wie weiland Janus, zwei Gesichter, ein Gesicht der Härte und ein Gesicht der Milde, des Königs und des Menschen, ein Gesicht der Erhabenheit und der Liebenswürdigkeit, und diese Gesichter in eins und in Uebereinstimmung nicht etwa bloß mit sich selbst, sondern mit dem Staat zu bringen, dies wäre doch noch ein Stück gewesen, der Stärke unsers vielvermögenden Pinslers würdig. Kurz und gut! man erwartete von einem Zimmermann die Physiognomie des Königs,

indem der Staat und der König doch nun einmal zur Beurtheilung des Ueberritters von Zimmermann verurtheilt waren. Da indessen Arabesken jetzt Mode sind, so wollte unser Maler diesen Geschmack, und zwar nicht à la Raphael, sondern à la Zimmermann, sich eigen machen. Zu weit getriebene Kriegsübungen schwächen den Muth, zu viel Grammatik das Genie, und zu viel Ordnung den Geschmack. Unser Schriftsteller erzählt gewiß nicht bloß chronikenmäßig seine drei und dreißig Unterredungen mit dem Könige, sondern verbindet diese Erzählung mit so viel extrafeiner Philosophie und Politik, daß sein Hochgefühl und seine lebhaft angeregte Denkkraft, wie Stroh bei'm Feuer, lichterloh in Flammen gerathen, und mal auf mal in Feuersbrünste von Begeisterung ausbrechen. Rom brannte so kläglich schön, als Nero es ansteckte. Mögen kleinstädtische Gelehrte durch ihr grünes Glas sehen: — hier ist ein Berg und keine Maus. Ihr ABCschüler, ihr Leipziger Magister, die ihr im Zimmermannschen Werk Auswahl, Ordnung, und die vierhundert Bücher vermißt, welche der Verfasser der Vie de Frédéric II., Roi de Prusse gebraucht hat, gönnt der Wahrheit die Ehre, und gestehet, daß es euch an Athem fehle, den Zimmermannschen Ehrenberg zu erklimmen, und an Geschmack, den Ehrenkranz zu beurtheilen, den die Hellanodicae ihm zuerkennen. Kommt es denn etwa bloß auf Kopfbrechen an? und giebt es nicht große Sachen, die man aus dem Ermel schüttet? Was soll denn eure Logik und eure Menschenkenntniß, wenn ein Mann wie Zimmermann mit Seele in die Seele, mit Herz in's Herz malt? Kommt es denn nur auf's bloße Neue vom Jahr an? oder ist's nicht genug, wenn ein Schriftsteller bekannte Thatsachen so

neu motivirt, anordnet und anwendet, daß, wenn der König sie lesen sollte, er Höchstselbst weder seinen Industrie-Ritter, noch sich, kennen würde. Redet, von Zimmermannsche Neider! Kann man neuere Neuheit zu Markte bringen? Will man denn im Homer mehr, als den Homer? Gilt solch' ein Dichter nicht mehr, als ein ganzes Jahrhundert von Geschichtschreibern? — Ist nicht Alles im Zimmermannschen Ueber fast so neu, daß man de credulitate zu schwören geneigt ist, es sey dieses prosaische Werk ein Gedicht, versteht sich, Helden- oder Ritter-Gedicht! O! es fehlt auf keinem Blatte an dieser sublimen und Original-Weise in dem von Zimmermannschen Berg — Werk.... Ein Ausdruck, den der Zufall mischte, und den ich um Vieles nicht streichen würde. Sehen geht vor Sagen!

Einer der ersten und Hauptzüge im von Zimmermannschen König Friedrich dem Zweiten ist denn wohl unstreitig, da der König (S. 139) seinen Hut mit unbeschreiblicher Würde, Huld und Freundlichkeit abzieht, sein Haupt neiget, und spricht: Adieu, mein guter, mein lieber Herr Zimmermann, vergessen Sie den guten alten Mann nicht, den Sie hier gesehen haben! als welche Worte den Herrn von Zimmermann in eine außerordentliche Bewegung setzten. Seine Brust war wie zerrissen. Es schien ihm, er müßte auf der Stelle ersticken. Er ging nach der tiefsten Verbeugung nur um einen Schritt zurück, stand sodann aber noch gerade vor dem König, stieß einige Worte der zärtlichsten Rührung aus, beugte sich noch einmal, so tief er konnte, eilte mit blutendem

Herzen nach dem Vorzimmer, und verging fast vor Betäubung, Wehmuth und Schmerz. Mein Vetter wünscht zu wissen, wie doch dem Könige diese Pantomime gefallen habe; allein was kann denn nun Herr von Zimmermann dafür, daß er einmal des Königs cher Monsieur, bon Monsieur und Ami war; wenn gleich Herren mit weißen und gelben Ringen um die Nasen allgemein in Deutschland und in der Schweiz jubilirten, als in allen Zeitungen stand: der König habe gleich bei seiner Abreise aus Potsdam den Hofrath Fritze aus Halberstadt nach Sanssouci berufen; denn sie wähnten, mit diesem plötzlichen Rufe habe der König dem Herrn von Zimmermann eine Nase gedrehet. O der Herren mit weißen und gelben Ringen, die nicht wissen, daß Herr von Zimmermann in der Person des Herrn Fritze eine Art von menschenfreundlicher Revolution zum Besten der preußischen Armee veranlaßte (S. 126). Ueberhaupt wird so leicht Niemand auftreten, der in so kurzer Zeit so viel in Berlin bewirken können, als der Revolutions-Ritter von Z. Und wem hat König Friedrich der Zweite je in einem fort gesagt (S. 289): das ist sehr gut, das ist vortrefflich gedacht und gesagt; — ich freue mich, zu sehen, wie sehr unsere Denkart zusammenstimmt? Schön und merkwürdig sind die Worte des Königs (S. 91) zum Grafen Lucchesini und den übrigen Herren von der Abendgesellschaft: Zimmermann ist ganz und gar kein Scharlatan; er ist ein ganz anderer Mann, als alle!!! Aerzte, die ich kenne.

Man kann mit ihm sprechen, worüber man will. Ich bin ihm Dank schuldig, und bin unendlich!!! mit ihm zufrieden. Wem fällt hier die äsopische Fliege ein, die auf der Speiche eines Wagenrades sich brüstete, und zu sich selbst sprach: Wie viel Staub mach' ich! Mögen indessen die Herren mit weißen und gelben Ringen, mit jenen Allen (in ihrem untern Revier) (S. 127) schreien, bellen, schreiben, lügen, schimpfen, schänden und verläumden, und aus einer Entfernung von 300, 400 und 600 deutschen Meilen recht amüsante Momusgesichter machen. Mögen sie doch! —

Eine nicht minder erhebliche Denkwürdigkeit vom Könige ist, daß Herr von Z. ihn nicht in Rheinwein baden lassen (S. 147), als welche Mähre nach der Schweiz, nach Hannover und durch ganz Europa ging, wobei indessen dem Herrn von Z. bloß für den armen deutschen Journalisten leid that, dem der Mund wohl jämmerlich nach diesem schönen Bade mag gewässert haben. Ja wohl gewässert! Weg mit diesen feldscheerisch dummen Einfällen (S. 148) und jenem vermessensten Lügenbrief, den ein Feldbarbier oder Arzt aus der allerniedrigsten Classe (vielleicht ein berühmter Doctor), dessen Namen Herr v. Z. nicht kennt, auf seinen, des Herrn v. Z. Namen, zu taufen sich erfrechte. Herr von Zimmermann, der, was er in medizinischer Absicht von dem Könige erzählt (S. 150), nur bloß die kleine Lücke ausfüllt, die Herr Professor Selle die Gütigkeit hatte,

in seiner Krankheitsgeschichte offen zu lassen, (andere Leute finden diese Ritze nicht) und übrigens Alles bestätigt, was Selle gesagt hat, ist nun zu Rückblicken gefaßt, und will Anmerkungen und Schlüsse über das Ganze seiner Erzählung machen (S. 149), oder daraus folgern, zwischendurch denn auch mancher anderen Charakterzüge des Königs erwähnen. Wer Augen zu sehen hat, lese. Hier und da sagt er auch wohl etwas, das zu der Geschichte des Königs gehört, vorausgesetzt, daß man etwa solche nach Plutarchs, oder (wenn man lieber will) nach irgend eines königlichen Kammerdieners Manier aufgefangen, und selbst gemachte Beobachtungen bei der großen Darstellungskraft unsers Zeitalters und bei dem hellen Sonnenlichte unserer großen Aufklärung verachtet. Selbsteigene Worte unsers Ritters; zu lesen S. 149 und 150. Wer sie fassen kann, der fasse sie! — Von mir armen Bildhauer heißt's: manum de tabula! Mein Magister selbst bückt sich abermals tief und bewundert! — Schon ist's viel, sehr viel, in neun Reihen Plutarch! Kammerdienermanier! große Darstellungskraft unseres Zeitalters! und helles Sonnenlicht unserer Aufklärung! gemächlich unterzubringen. — Wie fein und lieblich doch die heterogensten Worte bei einander wohnen. Wer darf so etwas den Gedanken bieten? — —

So wie Ritter Hudibras nur einen Sporn führte, indem, wenn er die eine Seite stach, die andere sich von selbst ergab, so scheint auch unser Zimmermann mit der Seelen-Arzenei den Körper zu heilen; und in

der That, wenn die Herren Aerzte es auf die Seele anlegten, wie viel könnten sie über den Körper ausrichten, da ihnen das vice versa so viel Dienste thut! — Eine nagelneue Kurart, die unser Ritter an Friedrich dem Zweiten nicht ohne allen Segen versuchte, und die ihn auch in Stand setzte, zwischendurch mehr von der Seele des Königs, als von seinem Leibe zu saalbadern. — Dafür war Ueberritter von Zimmermann auch ein ganz anderer Mann (S. 191), als alle Aerzte, die der König kannte. Darum war er ihm auch Dank schuldig, und unendlich mit ihm zufrieden.

Der König wollte (heißt's S. 151) selbst nur im Grunde erleichtert seyn, wollte höchstens, daß man für seine Eßlust, für seinen Stuhlgang und für seine Verdauung sorge, und unmittelbar darauf lauten die Worte, wie folget:

Von mir (dem Herrn von Zimmermann) verlangte der König übrigens weiter nichts, als ein Mittel, das ihn auf der Stelle heile. Wahrlich, diese Stellen müssen mit medicinischer Politik zusammenpassend gemacht werden, sonst sollte man in Verlegenheit kommen, sie als Widerspruch anzusehen.

Magen und Unterleib, und die, Gott weiß wie, mit beiden so mächtig zusammenhangende Imagination hatten mehr Gewalt (S. 153) auf den König, als man sich wohl vorstellt. Eine üble Verdauung drückte ihn gewaltig nieder, und kaum war der Druck weg, so loderte sein großer Geist wieder hoch empor. Uebler Laune war zwar der König oft in seiner Krankheit, indessen hatte sie

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

nur in einem Moment des 24. Junius, als Herr v. Z. eine Consultation mit Herrn Selle in Vorschlag brachte, etwas Heftiges (S. 154). Sonst lag in dieser üblen Laune auch nie ein Verdacht von Gram, und ward ganz anders ausgedrückt, als die Laune seines Herrn Vaters, der sie auf eine gar sonderbar-christliche Weise ausdrückte, weil Friedrich Wilhelm der Erste aufrichtig fromm war. Ein gemeiner Schriftsteller hätte hier die Art, die Krankheit zu leiden, den Tod zu erwarten und wirklich zu sterben, in Vater und Sohn bemerkt, und eine Parallele gezogen, wie ein aufrichtig frommer König und ein Philosoph von Sanssouci, der mit genauer Noth vom Atheisten zum Deisten bekehrt war, krank sind und sterben; allein Herr von Zimmermann begnügt sich, zu bemerken, daß Friedrich Wilhelm eine deutsche Naivetät gehabt, die, da er einer Dame in ihren zu sehr entblößten Busen gespieen (S. 155), gar zu deutsch gewesen, und daß er seinen Kammerdiener, der im Segen, welcher am Ende des Abendgebets stand, das Wort Du in Sie verwandelte, und „der Herr segne Sie" las, mit den aufrichtig-christlichen Worten auf den rechten Weg gebracht: „du Hundsfott, der nicht weiß, daß ich im Himmel so gut ein Hundsfott bin, wie du!" Herr v. Z. heißt (S. 156) nun zwar selbst dieses aufrichtige Christenthum eine christlich-komische Art, und bemerkt, wie des aufrichtig frommen Königs, Friedrich Wilhelm des Ersten, großer Sohn tief und eingreifend gefühlt habe, was er war und was wir alle sind, oft mit Demuth, mit Trübsinn und mit wah-

Bayerische Staatsbibliothek München

rer Melancholie. Zwar scheinen alle diese, wie Kraut und Rüben in einander gehackten Worte so ohne allen Zusammenhang zu seyn, daß vielleicht Küchencommandant Noel der Große, in hoher Person, hier keine eßbare Schüssel aus diesem Chaos zu schaffen im Stande seyn würde; allein ein Anderes ist ein Küchencommandant, ein Anderes ein Apothekencommandant! Auch ist es kein Wunder, wenn ein Arzt sich eine Receptenschreibart, wo auch Kraut und Rüben unter ein A und O zusammenkommen, sie wissen nicht wie? angewöhnt. Diese Receptenschreibart kann zum Beitrage der Ausdrucks-Charakteristik dienen, die ich oben von unserm Ueberritter zu entschatten mir die Erlaubniß genommen.

Die Worte des Königs:

„Ach ich war doch nur ein armer, sterb-
„licher Mensch (S. 157), und ich bin
„nichts mehr, als ein altes Gerippe;
„ich tauge zu nichts mehr, als hinge-
„worfen zu werden auf den Anger!"

sind bei weitem nicht im Stande, seinen Trübsinn und seine Melancholie zu belegen, und wie wird denn wohl Herr v. Z. den Glauben des Königs: das blinde Ohngefähr sey die einzige Ursache seines Daseyns, wahr machen? wie beweisen: daß er tief und schrecklich seine Abhängigkeit von einer höhern Kraft, von der Alles zerstörenden Kraft des Alters und der Zeit gefühlt, und daß dieser große Held und König den Trost, das Hochgefühl, das der allergemeinste und allergeringste Mensch haben kann, wenn er will, nicht gehabt; daß ihm der erhabene Trost, der eben aus unserer Schwäche und

Abhänglichkeit fließt, der Gedanke unserer Abhänglichkeit von Gott, und dem weit über Erde und Grab hinausreichenden Zwecke unsers Daseyns gefehlt habe? Es gehört Beweis dazu, daß Friedrich der Große sein Leben für einen Hauch, den das Ohngefähr gebar, und der im Alter verdufte, gehalten. Ist denn ein schüchternes: ich zweifle! eben so viel, als: ich läugne schlechterdings? Unmöglich kann der Gedanke unserm Doctor, der, wie der König in seiner Abendgesellschaft (S. 91) versicherte, ganz und gar kein Scharlatan ist, unbekannt seyn, daß es den Menschen mit den Zweifeln, wie mit dem Rhabarber, gehe, welcher nicht nur die schlechten Säfte abführt, sondern auch selbst so gütig ist, ihnen das Geleite zu geben. Ist der schwache Glaube etwas mehr oder etwas weniger als Zweifel? Verrieth Petrus nicht seinen Herrn und Meister, bei aller seiner Glaubensstärke, dreimal, ehe der Hahn zweimal krähete? welches wir vom Zweifler Thomas (dem Apostel nämlich) nicht lesen. Auch hängt unser Glaube nicht vom Wollen, unsere Vorstellungen vom Tode dagegen gemeinhin von der Beschaffenheit unserer Krankheit und unserer Lebenslage ab. Wem sein Leben ein wahrer Tod gewesen, wird den Tod ein Leben nennen, und wo ist der Sterbliche, — den ersten den besten nicht ausgenommen — der nicht, wenn er gleich nicht sagen kann, er stürbe täglich, doch Tage gelebt hätte, von denen es hieß: sie gefielen ihm nicht? — Mit was für Beängstigungen quälte sich Haller, und wie unduldsam war Samuel Johnson, der trotz Hallern so oft in einen Zustand der Zerknirschung — fiel? Es ist unrecht, etwas dem schwachen Glauben zurechnen wollen,

was auf Rechnung des schwachen Magens oder eines andern körperlichen Gebrechens gehört. —

Die Thoren, heißt's in der Bibel, sprechen in ihrem Herzen: es ist kein Gott! Die Weisen reden ohne alle Heuchelei öffentlich über diesen Gegenstand, sagen ihre Zweifel und ihre Wahrscheinlichkeiten, und wer war von ihnen je so frech, selbst in seinem Verstande zu sprechen: es ist kein Gott! kein Weltgrund! denn eben durch diese Behauptung würde er den Namen eines Weisen auf's Spiel setzen. Ueber der That findet man indessen heut zu Tage keine Bedenklichkeit, nur über den Namen wird man roth in dieser Wortwelt! Der Heuchler ist unter den practischen Atheisten der erste und abscheulichste; denn wie wenig sind, die Durchsicht genug haben, ihn dieses Verbrechens zu zeihen, wenn er sich mit Worten wohl vorsieht, und fein säuberlich ziert. Es ist gewiß ein unmenschlicher Gedanke des göttlichen Plato, wenn er in seiner geistigen Abderitenrepublik des Dafürhaltens ist, daß die Menschen ihres eigenen Bestens wegen hintergangen werden könnten. Betrug ist Betrug! Dagegen ist der christliche Ausspruch des unchristlichen Königs Friedrich des Zweiten unsterblich: — „Bei mir kann Jeder glauben, was er will, wenn er nur ehrlich ist.“ — Denn der Stifter der christlichen Religion sagt desgleichen: An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen: nicht die Herr! Herr! sagen, sondern die den Willen thun meines Vaters im Himmel. — Auf's Handeln, auf's Thun und Lassen, auf den Lebens- oder lebendigen Glauben an Gott, der durch Liebe werkthätig ist, kommt's an; und so wie Leidenschaften durch keine Gesetze erstickt werden können, da die menschliche Natur sich nicht umschaffen läßt, so besteht die christliche Tu-

gend in beständigem Kampf. Nicht als ob ich's ergriffen hätte, sondern ich jage ihm nach, ob ich's auch ergreifen würde. Auch im Alter noch meldet sich der alte Adam, und wenn man nicht ein Tugendtaschenspieler seyn, und die Mittel, welche uns Vernunft, Gewissen und Christenthum lehren, wodurch man zu Gott und zur Tugend kommen kann, für die Tugend selbst, vermittelst eines Hocuspocus, auszugeben die kunstreiche Dreistigkeit hat, so wird man bekennen, daß Menschen nie aufhören können, und ich setze hinzu — auch nach der Welteinrichtung nicht sollen — Menschen zu seyn. Der angenehme Schriftsteller für Töchter edler Herkunft behauptet, es sey kein Traum, „daß wieder eine starke und große Menschenart erwachsen werde," und ich wünschte wohl, daß Friedrich Wilhelm der Erste, der aufrichtig-fromme König, diese Potsdammer noch kennen zu lernen das Glück gehabt hätte. Auch schlägt der nämliche wohlmeinende Schriftsteller wider die Wollust und für die Bewahrung der Keuschheit der Jugend ein Mittel vor, wodurch denn auch unter andern die Orgelbauer und Instrumentmacher unendlich über alle Künstler, und sonach auch über unser einen sich erheben werden. Mögen sie doch! Dies geistisch-hermetische Mittel ist? — Die Erlernung des Generalbasses. Allein wenn gleich die Musik, von der man sogar der taktlosen Meinung gewesen, daß sie verzärtelte, durch diesen Umstand gerettet, und die Sage, daß im Himmel die Musik ein Hauptewigkeitsvertreib seyn werde, hierdurch auf einmal einen gewaltigen Zuschub von Vermuthung erhält, so bedürfen doch diese Behauptungen noch bestätigender Beweise, die ich ihnen vom Grunde des Herzens anwünsche, um nach dem probatum

est derselben ihrem Erfinder Hermäen feiern zu können für und für.

Ich will wieder heim kommen. Gustav Adolph, sagt unser Ritter, brach durch geistliche Lieder (S. 159) die Fesseln Deutschlands, und selbst König Friedrich der Zweite gewann durch ein schönes Morgenlied die unmittelbar nach diesem Liede angefangene Schlacht bei Leuthen gegen einen dreifach überlegenen Feind, wonächst ihm, Kraft dieses Liedes, nach wenigen Tagen (S. 159) Breslau und vierzigtausend Oestreicher in die Hände fielen. Nun freilich, wenn ihn solch ein Wunder nicht zum Glauben bringen konnte, so war wohl nicht mehr zu erwarten, als daß er vom Atheisten mit genauer Noth zum Deisten gebracht wurde. Wäre er indessen nur ein Deist gewesen; allein leider! er war nur ein Semideist, ein Deist, der vieles nicht zugab, was doch ein Deist zugiebt (S. 245), (als wenn es hier so bei'm Glauben und Zugeben herginge, wie bei'm Essen und Trinken!) der indessen bisweilen doch ziemlich ernsthaft wissen zu wollen schien, ob man auch etwa vielleicht die Sache nicht anders nehme. In so weit könnte man denken, der König habe in seinen letzten Tagen über diese Punkte doch etwas geschwanket; indessen — ließ er sich nichts von seinen felsenfesten Meinungen, Gesinnungen und Entschlüssen abdingen.

Jetzt carmina non prius audita; doch aber unter der Rose, unter einem: ceci soit dit entre nous! Et-

was, das nur wenige Menschen wissen, will ich hier (sagt Herr v. Z. auf der merkwürdigen und schönen 245sten Seite) nur mit einem einzigen Worte berühren. Die Unsterblichkeit der Seele und die christliche Religion glaubte Friedrich der Große zuverlässig nicht; aber vielleicht war er hie und da ein wenig abergläubisch. Daß alle diese, troß dem Könige Friedrich dem Zweiten, schwankende Behauptungen sich gewiß nichts von Präcision abdingen lassen, versteht sich von selbst; indessen bleibt es abermals schön und merkwürdig, daß all' dies zusammen sich auf einer Seite vertrage, und eben dieser Umstand beweiset denn wohl sonnenklar, wie sehr unser Ritter Hochselbst sowohl hier, als auf jedem Blatt seines unsterblichen Uebers den Ruhm der Duldung verdiene, den derselbe auf der belobten 245sten Seite dem Könige beilegt; denn in Wahrheit, diese 245ste Seite ist so äußerst nachsichtig und tolerant, als irgend etwas seyn kann. — Bei Gelegenheit der von Zimmermannschen gelehrten Anzeige, daß König Friedrich der Zweite (S. 244) über seine Erwartung eine Zeit hindurch, bevor er (nämlich Ritter v. Z.) nach Potsdam gekommen, und während der Zeit, da er in Potsdam war, (eine güldene Zeit!) mehr als sonst seit vielen Jahren von Sachen des Deismus gesprochen, kann man sich nicht des Wunsches entbrechen, daß unser in allen Fächern, besonders, seit kurzem, im Christenthum so große Zimmermann diese Sachen näher zu entwickeln die orthodoxe Herablassung gehabt hätte. Man verbindet mit dem Begriffe von Gott gewöhnlich nicht etwa eine blind-, taub- und stumm-wirkende

ewige Natur, als die Wurzel aller Dinge, sondern ein solches höchstes Wesen, das durch Verstand und Freiheit der Urheber der Dinge ist. Denn nur mit einem dergleichen höchsten Wesen kann freien und vernünftigen Geschöpfen gedient seyn. In dieser Beziehung würde sich der Deist nicht beschweren können, wenn man ihm allen Glauben an Gott abspricht, und ihm bloß das Privilegium der Behauptung eines Urwesens einer obersten Ursache menschenfreundlichst bewilligt. Da indessen von Niemandem darum, weil er etwas zu behaupten sich nicht getraut, nicht zur schuldigen Dankbarkeit angenommen werden kann, er wolle dies geradezu abläugnen; so hat schon ein Kernschriftsteller den toleranten Vorschlag gethan, vom Deisten zu sagen, er glaube einen Gott; vom Theisten aber, er glaube einen lebendigen Gott (summam intelligentiam). — Wie schrieb sich nun Friedrich der Zweite unchristlichen Andenkens? mit einem D oder mit einem T? Hatte er über diesen Gegenstand nachgedacht, oder waren seine Begriffe noch ein unbeholfenes Chaos? War er hier fleischlich und geistisch gesinnt? Glaubte er mit der alten Welt, daß Götter und Menschen aus einer und der nämlichen Familie wären? War er Dichter oder Philosoph in diesem Artikel? Hatte der Religionsunterricht, den ihm sein aufrichtig-frommer Herr Vater ertheilen ließ, Einfluß bei diesen seinen aufrichtig-unfrommen Begriffen? u. s. w. Gewiß eine sublime Materie, würdig unsers Doctors in allen obern und untern Facultäten! Entweder mußte er diesen Punct unberührt lassen, oder ihn gründlicher behandeln. Ohne Zweifel konnte er, nur wollte er nicht, dies sein entre chien et loup aufzulichten! —

Der König war etwas cynisch angezogen (cynisch?) und hatte an der linken Hand zwei Ringe, jeden von einem sehr schönen Solitair-Brillanten, an der rechten Hand einen Ring von geringem Werth und großer Bedeutung, einen großen schlesischen Chrysopas, also das beständige Merkzeichen der Eroberung Schlesiens!!! Brillanten (S. 171) waren ihm nicht schön genug, der König ließ noch Folien von allerlei Farben darunter legen. Mein Vetter, der Magister, kann sich durchaus nicht überreden, daß der König Schlesien am Finger getragen, und erklärt eine dergleichen Denkart für Prahlerei, welche dem großen Könige nicht eigen wäre. Auch glaubt er, den Ringen besser auf den Grund zu sehen, wenn er des Dafürhaltens ist: der König habe nur seinen armen Juwelieren in eigner Person und durch Beispiel Verdienst zuwenden, und den Luxus, wo möglich, auf eine Sache lenken wollen, die, wenn sie einmal angeschafft ist, für Kindeskind bleibt, und nie ganz aus der Mode, und nie ganz aus dem Werthe kommen kann. Er will noch mehr von diesen Ringen sagen: allein ich finde in dem von Zimmermannschen Gedanken, daß der König immer ganz Schlesien an seinem Leibe getragen, eine große Idee. Dank dem Folie-Erklärer dieser königlichen Ringgrille! Herr v. Z. hat überhaupt dem Leben des Königs eben den Dienst gethan, den eine Folie einem Ringe erweiset, und in Wahrheit, dies ganze von Zimmermannsche Ueber ist eine Folie aller Folien. —

Tief und eingreifend fühlte er, was er war — oft mit Demuth, mit Trübsinn und

mit wahrer Melancholie (S. 156). Traurige Gefühle hatte also Friedrich der Große in seinen letzten Tagen und kurz vor seinem Tode, die er nicht aus Eitelkeit und affektirter Seelengröße verhehlte (S. 161). (Auch gut!) Indessen behielt er doch immer seinen festen Muth (ibidem) durch die Kraft und den Trotz, durch die Festigkeit und Allgewalt seines Willens. Bis ganz an seinen Tod that er mit der größten Unverdrossenheit alle seine Geschäfte, und mancher Fürst könnte, wie Herrn v. Z. däucht, sich des Geistes freuen, den Friedrich der Große am Abend seines Lebens hatte, und käme wahrlich dadurch zu einem großen Namen. Noch an dem ewig denkwürdigen Tage, da Herr v. Z. in Potsdam war, oder wenigstens kurz vorher (S. 162) schrieb der König ein Meisterstück von Politik in der Instruktion für einen seiner Gesandten an einem der ersten und mächtigsten Höfe von Europa; auch faßte er in Absicht auf eine auswärtige Angelegenheit Entschlüsse, die so rasch und kühn waren, als in seinen besten Jahren. Die wahre Melancholie des Königs muß doch nach diesen von Zimmermannschen Aeußerungen von einer ganz besondern Art gewesen seyn, und könnte sehr leicht andere brave Menschen verleiten, auch so wahrmelancholisch werden zu wollen, und das sollte doch nicht! —

Was kann ein König mehr thun und mehr sagen (S. 164), wenn er seine geheimen Sekretaire um 4 Uhr verlangt, nachdem sie zuvor um 6 oder 7 Uhr gekommen

waren: „Diese Mühe, die ich Ihnen mache, wird „nicht lange dauern. Mein Leben ist auf der Neige. „Die Zeit, die ich noch habe, muß ich benutzen; sie „gehört nicht mir, sondern dem Staate.“ Da ist gewiß jene wahre Melancholie nicht zu finden, wenn man sie auch mit der Laterne des Diogenes suchen wollte, der zwar ein Cyniker war, indessen nicht Ringe trug. —

Mäßig seyn und lange Weile haben, konnte der König nicht. Von einem einzigen tödtlich-kranken Manne ward gewöhnlich von 4 bis 6 oder 7 Uhr (S. 165) ein Königreich (die andern Provinzen nicht ausgeschlossen) regiert, und auch alle auswärtige Geschäfte durch ganz Europa abgethan. So braucht es also nur zwei bis drei Stunden, Land und Leute zu regieren? Wahrlich! ein gemächlicher Stücklein Brod wird's wohl schwerlich auf Gottes Erdboden geben.

Ich will die übrigen Denkwürdigkeiten vom Könige Friedrich dem Zweiten kurz, und was noch mehr heißt, so viel möglich, ohne Leipziger Magister-Anmerkungen mittheilen.

Der König nannte den Ritter v. Z. Sie — nicht Er oder Ihr (S. 23). Zwar schlug Herr v. Z. diesen Funken aus dem französischen Vous heraus; wie konnte der König indessen einen Ritter anders heißen, den er wohl nicht vertrauter behandeln konnte, als wäre es Ritter Bayard selbst gewesen, sans peur et sans reproche. — Des Königs Briefe an d'Alembert würden wenige französische Gelehrte, wenige Theologen und Staatsminister ohne Bauchgrimmen lesen (S. 179).

Der König war Arzt, kurirte die Ruhr (S. 124), besaß große Kenntnisse in der Heilkunde (S. 285). Sein Verstand, worauf doch zuletzt in der Heilkunde Alles ankommt, hatte in vielen Dingen eine Höhe erreicht, die wenige Sterbliche, und zumal wenige Regimentsfeldscheerer erreichen. — Der König hielt von jeher die ganze Kunst für Quacksalberei (S. 10). Eben wegen seines unbezwingbaren Aberglaubens an Aerzte und Arzeneikunst hielt er die allergeringste Wirkung eines Arzneimittels für ein Wunder, und den Arzt, der ihm die allergemeinste Sache vorhersagte, für einen Prophet, — des Nachdrucks wegen nicht Propheten — (S. 153) liebte nicht medicinische Consultationen, sondern bekam, da Zimmermann an eine dergleichen mit Herrn Selle dachte, üble Laune. Meine unglückliche Erfahrung, sagte der König (S. 196), machte mich zum Arzt. S. 285 sagte der nämliche König, daß er auf seines Herrn Vaters Befehl Medicin studiren müssen. S. 277 examinirte er Herrn von Zimmermann als Arzt, wie ihn in Göttingen, als er Doctor werden wollte, Haller, Richter, Segner und Brandel (und das vergelte ihnen der liebe Gott!) nicht examinirt haben. Alle hitzigen Fieber und die wichtigsten unter den langwierigen Krankheiten ging der König in der Reihe mit ihm durch (S. 288). Das nenn' ich ein Examen rigorosum, und wer sollte wohl nach diesem Umstande sich vorstellen, daß eben dieser Examinator, dieser große Arzt

(nach S. 10) von jeher die ganze Kunst für Quacksalberei gehalten? — Grobe Widersprüche! fängt mein Vetter an; allein ich antworte: Sublime Wahrheiten, die nur Semitonien ähnlich den Dingen Haut-gout beilegen!

Ceci soit dit entre nous, sagte der König zu Herrn v. Z. (S. 81), da die Rede von der Regierung des Königs in Frankreich war, die er in Amsterdam so unumschränkt als in Champagne übte, und Herr v. Z. machte dreimal drei signa silentii — oder nach seinem Ausdrucke (S. 242), eine dreifache Dreieinigkeit. —

(S. 210) Eine ekle und infame Satyrseele saugt Gift aus Allem — und kocht dann schaale Epigrammen aus diesem Gift. (Das nachstehende öffentlich mitgetheilte Epigramm ist doch wohl an diesem von Zimmermannschen Staupenschlage nicht Schuld?

Vom Ritter mit dem großen Orden
Hieß es ohnlängst, er sey ein X geworden;
Des Bessern ward man bald berichtet:
Ohnlängst geworden, war erdichtet.)

Mittelst dieser Ehrenpforte kommt Herr v. Z. zu den lieben Hündchens des Königs, wie folgt: Der Hündchen des Königs will ich indessen doch erwähnen, weil seine zwar etwas übertriebene Liebe für diese liebenden und treuen Thiere auch etwas Sanftes im Herzen beweiset. So treu und liebend wie seine Hündchen, zeigten sich vielleicht dem Könige nicht immer alle Menschen. — Welch eine hohe und tiefe Bemerkung!

und wenn mein Vetter durchaus darauf besteht, daß sich der König auch nicht immer allen Menschen so zeigen können, als diesen seinen liebenden und treuen Hündchens; so scheint der sublime Sinn dieser Worte noch schwerer zu erreichen geworden zu seyn. Uebrigens versteht es sich doch wohl so ziemlich von selbst, daß der König nicht alle Menschen immer auf hellblaue Atlasstühle liegen lassen können (S. 210). — Weit merkwürdiger und schöner ist der Umstand, daß diese Hündchens, wohl zu verstehen, kleine Italienische Windspiele, vor unserm Ritter nie keinen Laut gegeben, welches doch wohl durchaus verdient, auf die Nachwelt zu kommen. Nie keinen Laut. Welt und Nachwelt! Nie keinen Laut.

Im Jahr 1785, als der König zum letztenmal nach der schlesischen Revüe reisete, war eins dieser lieben Hündchens sehr krank (S. 211). (Wie schmeichelhaft unser homme de probité (S. 128) selbst gegen diese Thiere ist! Wie viele Menschen in seinem Ueberwerke, Herr Hottinger nicht ausgeschlossen, würden sich glücklich schätzen, wenn diese Hündchens die Wunden lecken möchten, die unser Ritter ihnen schlug, oder besser stach!) Er (der König) (S. 211) befahl bei seiner Abreise, daß man ihm jeden Tag eine Staffette nachschickte, mit Nachricht von dem Befinden des Kranken. Bei des Königs Rückkunft aus Schlesien war das Hündchen todt und begraben. Der König ließ es ausgraben, um es noch einmal zu sehen, verschloß sich den ganzen Tag (die Regierungsuhr also mußte stehen 24 Stunden) ließ Niemand vor sich kommen (er, der sogar seine letzten

Stunden so auskaufte) und weinte bitterlich (S. 212). Geduld, Vetter Magister! die Nutzanwendung steht vor der Thür: Güte des Herzens, und alles, was sie mitbringt und wirkt, ist doch, gesteht es nur, ihr Leipziger Magister, und auch ihr aus Halle! unsere höchste Seligkeit auf Erden. Witz und Laune, und jede höhere Geisteskraft geben einen höchst unvollkommenen Genuß, wenn sie nicht begleitet sind mit Güte. Niemand fühlte dies besser und schärfer, als Friedrich der Große. Eine erstaunende Menge von Zügen himmlischer Herzensgüte sind in Berlin aufgehoben und gedruckt, sind jetzt allgemein bekannt, werden wiederholt von Mund zu Mund, werden unvergeßlich bleiben in der Ewigkeit der Zeiten und in dem Rufe großer Dinge! (S. 213) Worauf unsern Ritter nicht Hündchens bringen können, die nie keinen Laut vor ihm gaben! —

Mein Vetter läßt sich nicht abdingen, daß der große Zimmermann die Herzensgüte des Königs, mit Vorbeigehung der lieben Hündchens, geradezu von sich selbst ableiten und in selbsteigenen Busen greifen sollen. Denn es lautet in dieser Hinsicht (S. 192 und 193) wie folgt:

Mehr Güte des Herzens, als man Friedrich dem Großen sonst zugetraut (nicht doch! man hat diesem Könige von jeher viel Menschlichkeit zugetraut), und noch jetzt zutrauen will (daß ich nicht wüßte!), leuchtet auch schon aus seinem Verhalten gegen mich hervor, und aus manchem herrlichen Worte, das ich aus seinem Munde

gehen hörte. Ohne wahre und innige Liebenswürdigkeit und Herzensgüte hätte sich der König nicht so gefühlvoll und liebreich gegen mich bezeigt, als ich einst das Glück gehabt, ihn in seinem Unmuth zu trösten. (Ja wohl!) Ohne wahre und innere Herzensgüte hätte der König, am Tage vor meiner Abreise aus Potsdam, nicht so liebreich und nicht so rührend den letzten Abschied von mir genommen. (Was hat Herr Magister dagegen?) Ohne wahre und innige Herzensgüte hätte der König mir nicht gesagt: — — Mir deucht, dies sind Züge des größten Edelmuths und der sublimsten Menschenliebe.

In Absicht auf Mode (S. 185) war Friedrich der Zweite groß genug, um gerne hinter seinem Jahrhundert zu stehen. (Sublim!) Seine ganze Armee blieb bis an seinen Tod immer gekleidet, wie sie bei dem Antritt seiner Regierung gekleidet war. — So unsinnig ist wohl Niemand, sagt Herr v. Z. (in der Note S. 185), um dies so zu verstehen, als wenn ich sagte: Friedrich habe in Absicht auf jede Art von hoher Vollkommenheit, wozu er seine Armee erheben konnte, Veränderung nicht geliebt. — Aber in tausend andern, auch wichtigen und nur kleinern Dingen, liebte er doch einmal zuverlässig Veränderungen nicht. Diese Stelle theile ich nur für Kenner mit, die den sublimen Schwung des großen Ritters bewundern können, denn er wollte es mit König Friedrich Wilhelm dem Zweiten nicht verderben, von

dem er behauptete, daß er äußerst nothwendige Veränderungen durchaus machen müssen. — O der medicinischen Politik und der politischen Medicin. —

Von Hallern sprach der König (S. 48) mit großer Güte und Gelindigkeit. Ein Beweis, setzt unser Ritter hinzu, daß Usong nicht bis zu ihm gekommen war, und eine Aufmunterung zum Glückwunsch, daß der gegenwärtige von Zimmermannsche Usong nicht zum Könige kommen könne. Nach S. 187 ist Haller der König aller deutschen Gelehrten, der Magister setzt hinzu: ja, König! Da indessen Se. Hallersche Majestät nach S. 282 es übel vermerkte, daß Herr v. Z. in seiner ersten Unterredung mit dem Könige, in die er 1771 ausbrach, an den Usong dachte, obgleich unser sublimer Menschenfreund bloß darum dieses Usong erwähnte, weil er glaubte, Hallers Usong (S. 283) werde den König doch mehr interessiren, als seine schönsten Experimente an Hunden (an Hunden?) und Katzen; so kommt auch dieser König aller deutschen Gelehrten nicht unverletzt und ungeschlagen davon. — Vielleicht kann seine Unterredung mit dem Kaiser, die der fromme und gewiß nicht demüthige Haller, indessen nicht öffentlich, feil bot, hieran Schuld seyn. Je ne voudrois pas, comme l'a fait Mr. Zimmermann, publier une conversation que j'aurais eûe avec une tête couronnée; je craindrois trop d'avoir sacrifié à la vanité; (S. 284) schreibt von Haller: und unser Ritter versichert flugs, daß Haller in seinem Leben nicht vergessen, und es immer wieder gerügt hätte, wenn ihm auch nur Jemand die

Entdeckung des kleinsten Aederleins in einer Zehe streitig gemacht hätte. Nun da findet malcontenter Magister durchaus keine Ursache zum Kopfschütteln, so wie gewiß Herr Selle unserm von Z. seine Kleinzehe-Medicin des Löwenzahns ganz gerne lassen wird. Suum cuique, und so hoff' ich denn auch, daß Graf Hertzberg, der West-Preuße, unserm Ritter seine Politik nicht beneiden werde. — Darf ich indessen ad vocem König unter den Gelehrten in aller De- und Wehmuth vorschlagen, unsern Ritter den Kaiser unter den deutschen Gelehrten zu nennen, nicht nur, weil er Hallern weit, weit zurückläßt, sondern auch des Kaiserschnitts halber, den er so herrlich in seinen Schriften macht. Herr von Haller sprach mit einem Kaiser, und ist ein König; Herr von Zimmermann spricht mit einem Könige, und ist ein Kaiser — versteht sich unter den Gelehrten oder in der gelehrten Monarchie, als in welche Regierungsform die gelehrte Welt aus einer übermüthigen Republik sich umzuformen scheint! —

Da ich einmal bei den deutschen Musen zu seyn die Ehre habe, so mag man denn wissen, daß der König außer der Bibel und Arendts wahrem Christenthum kein deutsches Buch gelesen habe, jedennoch der deutschen Muse nicht Hohn gesprochen (S. 186), sondern sie ihren Reihentanz (nämlich eine Allemande) tanzen lassen. Auch war er, der Purpurträger!! ihren rauhen Tönen nicht undankbar. (Was heißt das?) Niemand weiß nicht, welchen äußerst vortheilhaften Eindruck ihm drei unserer

ersten und vorzüglichsten Männer, Gellert, Gleim und Garve, machten.

(S. 187). In den letzten zehn Jahren ließ er auch allmählig die angesehensten Berlinschen Gelehrten, Nicolai und viele Andere, zu sich kommen, und bezeugte sich gegen alle freundschaftlich, gnädig und gerecht. — Sulzer, dessen ich schon oben erwähnt, und der manchem deutschen Magister und Professor (S. 188) Schneidermanieren beilegte, soll sich auch, wie Herr v. Z. l. c. versichert, nicht verwundert haben, daß doch ab und zu ein etwas linkischer und schwerfälliger deutscher Gelehrter in Vergleichung mit den sprudelnden französischen Köpfen dem Könige bengelhaft vorgekommen (S. 189). Dafür haben denn auch diese auf allen Straßen laufenden schönen Geister ihre Abneigung gegen des Königs Deutschheit hämisch genug gelohnt, und ihm oft genug die Faust in der Tasche gemacht. — Wann? wie? wo? (Quis? quid? ubi? quibus auxiliis etc.?)

Des Königs Körperbau war nicht stark (S. 195). Er selbst und seine feinfühlenden Nerven brachten manches Uebel über ihn, schon in seiner frühen Jugend. Gar zu früh hatte sich Friedrich der Große, mit der ganzen ungestümen Heftigkeit seines Temperaments, durch den Mißbrauch der Freuden der Liebe entnervt. — Aber wer in der Welt verstand auch besser als er, in der Folge seinen

Körper abzuhärten, durch die Stärke seines Willens und die Kraft seines Geistes? (Die Stelle „wegen der Entnervung" ist durch eine Note commentirt.) Dies war auch der Triumph der Franzosen am Anfang des siebenjährigen Krieges, nämlich vor der Schlacht bei Roßbach! — Mit dem **Marquis de Brandebourg** (so nannten damals Friedrich den Großen die französischen Lieutenante und Fähnriche!!) [Zwei **Signa exclamandi**, eins für die Lieutenants, eins für die Fähnriche!] hofften sie bald fertig zu seyn. Denn alle diese Herren, und zumal die aus Gasconien, sagten: **Cadédis! comment un Roi, qui est impuissant, sauroit-il nous faire la guerre?** In so weit hatten die Franzosen Recht. Denn wo dieses Vermögen mangelt, hat auch der Kopf eines Mannes wohl etwa **bel esprit**, Witz und Anmaßung, aber keine wahre und hohe Geisteskraft. Hier schüttelt mein Magister gewaltig den Kopf, indem er befürchtet, daß in diesen wenigen Zeilen unser Ritter sein gegenwärtiges Ueber, so wie aus den Augen gerissen, getroffen habe. Es wäre indessen doch eine unerhörte Hermeneutik, daß, wenn man auch dem Magister zugeben wollte, daß hie und da unser Homer in einen kleinen Mittagsschlaf gefallen, hieraus schon so geradezu gefolgert werden könnte, unser kecker Ritter, der Andere mit einem Löwenzahn capaces macht, hätte selbst diesen Sporn verloren. — Mit Fleiß sag' ich, diesen. Unser Magister sollte über dergleichen kitzliche Dinge seinem Kitzel nicht so freien Lauf lassen. Er höre nur die Fortsetzung dieser herrlichen

mannbaren Note. So gewiß waren darum die Franzosen (vor der Schlacht bei Roßbach) ihrer Sache, daß eine Dame! (dacht' ich's nicht, daß diese bei dieser sublimen Materie nicht so heil wegkommen würden) in Versailles versicherte, man werde nächstens den König in Preußen gefangen nach Paris bringen. Das freut mich, erwiederte ihr eine andre Dame, denn so sehe ich auch einmal einen König! — Unser Ritter führt noch ein Epigramm auf Friedrich den Großen an, worin gesagt seyn soll: Friedrich sey der größte Held und König; aber wo denn auch ziemlich weinerlich hinzugefügt ward: Ah que n'est-il homme! Man hielt eine Dame (sagt' ich's nicht?) für die Verfasserin dieses Epigramms. Wenn dies ist, fügt Ritter v. Z. hinzu, und wenn diese Dame noch lebt, so kann ich ihr doch wenigstens den zuverlässigen Trost geben, daß noch kurz vor dem siebenjährigen Kriege Friedrich der Große ihr auf eine sehr angenehme Manier das völlige Gegentheil ihres Epigramms hätte beweisen — können. Aber für das Wollen, setzt unser Ritter (Wollen mit Schwabacher) hinzu, kann ich ihr nichts verbürgen.

Schade, daß unser Ritter uns nicht mit so anständiger Gebehrde über diese ihm so eigene Materie noch näher unterrichtet, und den Zeitpunct angiebt, wann denn der große König durchaus französisch-klein geworden und das Gegentheil des bemerkten Damen-Epigramms nicht mehr auf eine angenehme Manier beweisen können. — Doch ein neuer Hippodromus!

Der König war kein Freund der Mäßigkeit im Essen. (An die Unmäßigkeit im Trinken denkt Herr v. Z. nicht, obgleich diese den Dichtern, jene den Philosophen, sie mögen nun Lebens- oder Bücherphilosophen seyn, eigen zu seyn pflegt, — wenn sie nämlich der Unmäßigkeit in die Hände fallen.) Z. B. (S. 71 bis 73) Er hatte, wie immer, sehr viel Suppe zu sich genommen, und diese bestand, wie gewöhnlich, in der allerstärksten und aus den heißesten Dingen ausgepreßten Bouillon; S. 72) aber zu der Portion Suppe, die der König allein aß, nahm er denn noch immer einen großen Eßlöffel voll von gestoßenen Muscatenblüthen und gestoßenem Ingwer. Er aß sodann ein gutes Stück von nach russischer Art zubereitetem, das ist, mit einem halben Quartier Branntwein abgekochtem Rindfleisch. Hierauf folgte eine große Menge von einem italienischen Gerichte, das zur Hälfte aus türkischem Waizen, und zur Hälfte aus Parmesaner-Käse besteht; dazu giebt man den Saft von ausgepreßtem Knoblauch, und dieses Alles wird in Butter so lange gebacken, bis eine harte und eines Fingers dicke Rinde umher entsteht; über Alles gießt man endlich eine ganz aus den heißesten Gewürzen bestehende Brühe, und diese von dem Lord-Marschall in Sanssouci zuerst angegebene, aber von dem König emendirte und corrigirte Lieblingsschüssel hieß Polenta. Endlich beschloß der König, indem er den herrlichen Appetit lobte, den ihm der Löwenzahn

mache, die Scene mit einem ganzen Teller voll aus einer Aalpastete, die so heiß und würzhaft war, daß sie in der Hölle gebacken schien, wie der Tischgenosse des Königs mir und meiner Frau (sagt der Ritter) versicherte.

(S. 101). Als ich eben des Morgens wegging, ward dem Könige ein Teller voll Zukkerbrod gebracht, das man Meringues nennt. Aeußerlich hat es eine Rinde von Zucker und Eiweiß, inwendig enthält es Rahm; ich nahm ein Stück davon, aß es, und fand den Rahm sauer und verdorben. Dies aß der König zum Frühstücke, sodann noch Erdbeeren, Kirschen, Diablotins und kaltes Fleisch. —

(S. 82) kommt die vermaledeite Polenta noch einmal zum Vorschein, und Herr v. Z. versichert, daß der König mit eigener Hand ausgestrichen habe, was ihm mißfiel, und daß er mit eigener Hand die Gerichte hinzugesetzt, die er haben wollte. Aus äußerst componirten, äußerst unverdaulichen und äußerst heißen Sachen war Alles erzeugt und geboren, und wenn ich mich des Ausdrucks eines königlichen Tischgenossen bedienen darf: in der Hölle gebacken. Auch die Hölle kommt zum zweiten Mal vor. Allein eine Nachricht habe ich noch meinen Lesern zum Desert aufgespart, daß nämlich Herr v. Z. zwei solcher Küchenzettel, wovon einer die Correcturen des Königs enthält, und wovon der andere ganz von des Königs Hand ist, als Reliquien mitgebracht. Vortrefflich! Vater Gleim hat,

wie man sagt, einen Königshut, und Ritter v. Z. ein paar Küchenrezepte! —

Mein Vetter Magister ist der sonderbaren Meinung, daß es sich für keinen großen Mann schicke, so viel zu essen, und im Essen eine so epicurische Wollust zu finden, obgleich er nicht läugnet, daß Lucullus und Crassus, diese reichen Männer aus dem Evangelio, nicht unbedeutende Staatsmänner gewesen. Cibus castrensis, Heldenkost wäre aus der Hand in den Mund, sagt mein Vetter, und man kann kaum umhin, dieses Leipziger Magisters Gesundheit zu trinken, und ein bene! ihm zu bringen, wenn er hier die kecke Meinung äußert, unser Ritter habe auch hier der Sache zu viel gethan, und sey, wie sein Freund, der Schustermeister Thomas, über den Leisten gegangen. Wenigstens scheint die außerordentliche Thätigkeit des Königs, nach dem bekannten Sprüchwort: plenus venter etc. und seine gewiß königliche Erklärung: „je travaille beaucoup; je le fais pour vivre, car rien ne ressemble tant à la mort que l'oisiveté," mit dieser schrecklichen Eßlust (wenn sie nicht eine Folge der Krankheit war) nicht übereinzustimmen. Ob es nun gleich nicht zu läugnen ist, daß es auf den starken kecken Pinsel unsers Ritters oft anwendbar zu seyn scheine, was der König von dem Schrecklichen in Gemälden sagt (S. 203): cela est peint pour des bourreaux (der ritterliche Nachsatz: „que tant de dames aiment à la folie" ist eben so, als der Umstand, daß die Damen Tragödien lieben, zu erklären, weil diese nämlich nur vorgestellt werden und weil jenes nur gemalt ist), (S. 203) so ist es doch kaum anders zu vermuthen, als daß mein Vetter den Schustermeister Thomas bloß darum verfolge, weil er nicht in Leipzig

oder in Halle magistrirt hat, und ich bin ex officio verpflichtet, ad vocem Schuster Thomas diesem Freunde Zimmermanns näher zu treten. Ob zur Zeit oder zur Unzeit? thut nichts zum Leisten. — Wenn mein Vetter, der Magister, erwägen wollte, daß (S. 267) Meister Thomas der dritte ist, den unser Ritter das beste Deutsch in Berlin sprechen gehört (dies Triumvirat ist Oberhofprediger Sack, Herr Moses Mendelssohn und Meister Thomas der Schuster) (S. 268), wenn er bedenken würde, daß dieser Thomas unzählige Dinge in jeder Stunde sagte, die Herr v. Z. hätte mögen auswendig lernen, daß er einer der edelsten und feinsten Köpfe in der Welt gewesen, daß er nur eine einzige lieblose und dumme Sache, so viel unser Ritter weiß, in seinem Leben gesagt (ein Ruhm, um den ihn Jedermann, und Herr von Z. gewiß auch, beneiden könnte), — und dies, setzt Herr von Z. hinzu, ist viel für einen Philosophen (Philosophen?), der den ganzen Tag spricht (den ganzen Tag spricht? Thun das die Philosophen?), — denn er (nämlich Thomas, der schwachgläubige Schuster) sagte, da Herr Teller als Ober-Consistorialrath und erster Prediger an der Petri-Kirche nach Berlin kam und Sulzer ihn (nämlich den Thomas, den Schuster) fragte: was es Neues in der Stadt gebe? — „Nun hat der König seinen Zweck erreicht. Sack glaubt nicht an Gott den Vater, Spalding nicht an Gott den Sohn, und Teller glaubt nicht an Gott den heiligen Geist.“ — Wenn mein Vetter dies und die außerordentliche Aehnlich-

keit dieses Meister Thomas mit unserm Uebermeister von Zimmermann in Erwägung gezogen hätte: so würde er denn wohl den Schustermeister Thomas unangetastet lahn, und seinem Freunde von Zimmermann sein Ueber den Leisten, weder in puncto der Eßlust des Königs, noch sonst, vor ungut genommen hahn. — König Friedrich der Zweite ist denn auch gewiß nicht der Erste, der über seiner armen Seele durchaus nicht vergaß, daß er einen Leib habe, und daß die Stärke der Seele so außerordentlich von der Stärke des Magens abhänge. Seelstarke Menschen pflegen aus diesem Grunde ihren Magen zu einer gleichfalls ungewöhnlichen Stärke zu bringen, wenigstens es dazu anzulegen, und man sage was man will, wenn Verstand und Willen Gemüthsfreunde des Magens sind und dieser mit jenem harmonirt, so lebt Alles am Menschen; ist dagegen der Magen übler Laune, so kommen aus demselben arge Gedanken der Orthodoxie und der Heterodoxie. — — Uebrigens kann ja unser Ritter nicht verantworten, daß der große König an Leib und Seele oft und viel über die Schnur gehauen, vielmehr geht aus diesem Umstande hervor, daß es dem guten Herrn nützlich und selig gewesen, wenn er bei aller seiner Größe unsern über-großen v. Z. zum immerwährenden Geleitsmann erkieset hätte; denn nur alsdann würde er weder mit seinem Leibe noch mit seiner Seele an einen Stein haben stoßen dürfen, als wovon ihn unfehlbar nach S. 151 die ernsthaften Vorstellungen zurückgehalten hätten. Da hätte er denn nicht in der Hölle kochen und backen lassen, und keinen sauren und verdorbenen Rahm zum Frühstück gegessen; da würde er nicht einen Eßlöffel voll gestoßener Muscatenblüthen und gestoßenen Ingwers

zu seiner Portion Suppe genommen haben, und sein Rindfleisch wäre nicht mit einem halben Quartier Branntwein zubereitet worden. Diese Leibesdiät würde denn geradeswegs auch auf die arme Semideistenseele des Königs einen unzuverläugnenden Einfluß behauptet haben. O wie weit weniger Polentaeinfälle und Aalpastetenfragen würde sich der gute König wohl haben zu Schulden kommen lassen, die man auf keine andere Rechnung, als die der üblen Gewohnheit des Königs schreiben kann, den Leib und mittelst seiner auch die Seele zu überladen. — Würde er wohl unter der Obhut unsers Ritters, um nur Kleinigkeiten anzuführen (S. 51), sich ein Testimonium wegen der Führung des Herzogs von York vom Herrn von Zimmermann erbeten haben? — „Sehen Sie oft den Herzog von York? und was denken Sie von ihm?" fragte der König, und der Herzog von York hat Ursache, dem Herrn v. Z. höchlich dieses Testimonii halber verbunden zu seyn, das kein Barbier besser erwarten konnte, der auf Anordnung des Herrn Doctor von Zimmermann Ader läßt, wenn er nämlich die Ader getroffen.

Auch würde der König den 30. Juni 1786, des Nachmittags um 3 Uhr (S. 75), nicht gesagt haben: Je ne suis plus qu'un vieille carcasse, bonne à être jetée sur la voirie! Unser Ritter, der, wenn er gleich, wie mein Vetter sagt, auf die Rostra getreten, doch zu leben und leben zu lassen versteht, hat unwiderlegbares Recht, wenn er eben diesen entsetzlichen lapsum (S. 74) bemerkt, und aus demselben ableitet, daß auch große Männer, wenn sie melancholisch sind, so melancholisch sind, wie andere melancholische Menschen. Ein sublimer Wink!

Mein Vetter will mir in diesem Abschnitte durchaus nicht das letzte Wort lassen, und ich trete ihm gerne die Ehre des letzten Wortes ab, da er meine dem Ritter v. Z. schuldige Verehrung durch einen französischen und einen lateinischen Belag, dem geneigten Leser zu Nutz und Frommen, unterstützen und rechtfertigen will.

Ces animaux, erwiederte der König dem Grafen Lucchesini, als ihm Se. Majestät ein Geheimniß von großer Wichtigkeit in französischer Sprache und ganz laut gesagt, und Lucchesini dem Könige ganz leise und in italienischer Sprache erwiedert hatte, der Bediente, der im Zimmer wäre, verstände französisch: Ces animaux n'entendent point le françois. Unser Ritter Monsieur de Charpentier redete diesen Bedienten französisch an, um doch die Probe zu machen, ob sein Freund Lucchesini, der ihm in Potsdam Alles in Allem war (S. 140), ihm auch eine Unrichtigkeit erzählt hätte, denn sonst wäre diese Probe nicht nöthig gewesen; und siehe da! cet animal me répondoit, sagt Herr v. Z., admirablement bien!

Die Geschichte, welche sich (S. 221) mit hoc est membrum nostrum imperiale sacro-caesareum schließt, konnte denn nun freilich wohl einmal als Tischrede durch den Baum gehen, da besonders das liebe Latein allen dergleichen Schmuz wie Scheidewasser wegnimmt; allein warum greift sie unser Ritter als charakteristisch auf? Respondeatur, weil diese Geschichte (S. 219) ibidem mit komischer Kraft und komischem Salze gewürzt ist. Kraft und Salz? Herr v. Z. wird doch, troß dem Küchencommandanten Noel, wenigstens besser als ein Leipziger Magister wissen,

ob etwas versalzen sey; oder nicht? Habet hoc! heißt's hier, wie öfters, von meinem lieben Vetter, — der bei dieser Gelegenheit wissen mag, daß unser einer auch sein Händchen voll Latein aus der Schule gebracht habe. Doch warum Zank unter uns? Laßt uns wieder Hand in Hand wandeln, und Ende gut Alles gut seyn. —

Die Schweizerliebe des Königs (S. 79) war doch auch zuweilen wirklich komisch. (Komisch ist doch, trotz dem Worte keck, ein Lieblingsbeiwort unsers komisch-kecken von Zimmermann.) Wer auch kein Schweizer war, mußte in's Teufels Namen (warum in's Teufels Namen?) ein Schweizer seyn, wenn ihn Friedrich der Große dafür hielt. Aus dieser Ursache wählte der König für den gegenwärtigen Kronprinzen von Preußen Herrn Behnisch zum Untergouverneur. — Dieser Herr Benisch, den unser Ritter auch in den ersten Augenblicken, seiner großen Offenheit wegen, durchaus nicht für einen Deutschen, sondern allerdings für einen Schweizer hielt, war es doch nicht, da er sehr fein sprach, obgleich ihn König Friedrich der Große immer königlich-keck, tapfer und unüberwindlich dafür hielt. —

Ich habe von jeher geglaubt, daß eine Kunst und ein Handwerk einen güldenen Boden habe, nicht als ob es Gold einbringe, sondern weil es mit jener güldenen Zeit in Verbindung steht, wo man mehr auf sich hält, als man sonst gewöhnlich zu halten pflegt, wo der Mensch, weil er weniger braucht, mehr als sonst versteht — Mensch zu seyn, und sich bei seiner Würde und Ehre zu halten. Wohl dem, der nur den natür-

lichen und den allgemeinen Staatspflichten treu und hold zu seyn schuldig ist! Hierzu kann man aber nur gelangen, wenn man wenige Bedürfnisse hat, nicht Hofrath, nicht Leibarzt, nicht Ritter, nicht von ist, denn man lebt, die Sache genau genommen, sich nicht mehr, man hat sich wirklich verläugnet, wenn man der Gnade so vieler Titel lebt, und wer kann sich auf sich selbst verlassen, wer kann sich zu sich wenden, wenn man einmal sich zum vornehmen Manne gemacht hat? Der Mensch ist alsdann bei diesem vornehmen Manne, welcher alle Hände voll zu thun hat, in Dienste getreten. Dieser vornehme Mann ist nicht mehr sein Freund, sondern sein Gönner. — Wissenschaften bringen den feinen, und ein paar gesunde Fäuste den gemeinen Mann zu einer Höhe, kraft der man auf allen fremden Einfluß Verzicht thut, und Alles lieber als sich selbst, nämlich sein ächtes Sich, entübrigen will. Wo ist eine Gastfreiheit, eine Freundschaft, die nicht beschwerlich wird, wenn von der einen Seite bloß gegeben und von der andern Seite bloß empfangen wird? Nur bloß ein Mensch, der jenen güldenen Boden hat, kann offenherzig und frei seyn, darf sagen, was er denkt, und denken, was er sagt, hat keine Gläubiger und keine Schuldner, die beide gleich beschwerlich fallen, darf weder schmeicheln noch auf Ränke denken, weder reich noch galant seyn, weder zu gefallen, noch zu erwerben suchen, darf auf die Erhaltung eines Gönners nicht denken, noch einen Feind zu stürzen bedacht seyn, weil er keinen Feind hat und keines Gönners oder Abgottes benöthigt ist. Wohl ihm! und wohl auch dem, der einen Ort hat, wo er Niemanden beobachten darf, und wo er von Niemanden beobachtet wird, wo er wie

eine Schnecke sich in sich selbst verschließen kann, und sich wie sie mit einer Decke versehen sieht, mittelst deren bürgerliche Zudringlichkeiten ihm nicht gleich an Leib und Seele zu kommen vermögen. Nur er wird sich des Lebens freuen, und wenn sein Stündlein vorhanden ist, wie bei'm kalten Bade, sich mit dem Kopf zuerst in den Tod stürzen, wohl wissend, daß Der in ihm angefangen hat das gute Werk des Verstandes und Willens, es auch bestätigen und vollführen werde. —

So sollte ich glauben, hätte unser lieber Stadteinwohner Zimmermann leben und denken können, wenn ihn nicht der Teufel übel geplagt und ihn auf eine Zinne geführt hätte, wo er sich in die Welt und was drinnen ist so zu vergaffen die Ehre gehabt, daß er anjetzt, wie am Tage ist, sich nach Weise mancher Großen auf Erden Pflichten als Verdienst anzurechnen kein Bedenken trägt. Indessen hat unser einer gut sagen, da er nicht in die Gelegenheiten verwickelt wird, die doch bekanntlich Diebe machen; und da doch nun einmal Ritter und Hofräthe und Leib- und Seelenärzte seyn müssen, so ist's freilich das Beste, wenn's an Männer wie unser Zimmermann kommt, die mir nichts dir nichts sich in die Zeit zu schicken verstehn. —— Wo wir mit diesem Exordio hinaus wollen? fragen unsre Leser. Immerhin! es soll die letzte Frage seyn, die man an uns thut. Hier ist die Antwort: nicht etwa bloß, um unsern Ritter wegen seiner Würden zu bedauern, sondern auch seinen Kompan, den König Friedrich den Zweiten, welcher wirklich jedem Kenner so gut und so menschlich von jeher vorgekommen ist, daß er auch etwas anders als König, und das mit Ehren seyn können. Der König selbst glaubt, daß, wenn er als Privatmann ge-

boren wäre, er wenigstens mit Corrigiren in irgend einer Buchdruckerei sein Brod verdienen können, und ich setze hinzu: wenn er nämlich besser buchstabiren gelernt hätte, der brave Herr! — Da kam denn bei'm Könige alle Augenblicke seine Offenheit, sein gerader Menschensinn hervor, ohne daß er auf die excellenten Spions Acht gab, die ihn von Rechts- und von Linkswegen umgaben. Man sagt, daß er dieser Offenherzigkeit halber sich in mancherlei Verdruß und selbst in den siebenjährigen Krieg, der über alle Kriege von Anfang der Welt den Sieger gespielt hat, und ihn auch bei der Nachwelt ohne Zweifel noch lange spielen wird, verwickelt habe. Sollte aber der König wirklich, wie unser Ritter (S. 221) erzählt, jenen der bittersten Sarcasmen, die ihm je entgangen sind, sich gegen den französischen Gesandten, Marquis de Valori (wenn sich unser Anekdotensammler nicht irrt), in der Oper zu Berlin haben zu Schulden kommen lassen? Alle Opernsänger waren schon auf dem Theater versammelt, und eben wollte man den Vorhang aufziehn, als der Vorhang sich anhakte und nur so weit in die Höhe ging, daß man die Beine der Sänger sah. Monsieur de Valori (zweimal)! Monsieur de Valori! rief der König ganz laut nach der Loge des französischen Gesandten hinüber; sehen Sie da, das Ministerium von Frankreich, viele Beine und kein Kopf. — Dieser Kopf- Ab- und Füße-Zuspruch so laut in der Oper! Ist's möglich, daß ein Gesandter seinen öffentlichen Charakter preisgeben und sich dabei beruhigen konnte? In Wahrheit, in diesem Bon-mot liegt eine

gewisse Deutschheit, die meinem Leipziger Magister wenigstens unverdaulich ist, der an die Befürchtung Herzbergs des Westpreußen glaubt, die Büsching an den ihm unbekannten Anekdotenherausgeber endossirt hat, daß nämlich Anekdoten dieser Valorischen Art das Leben des großen Königs verunstalten und so zweideutig machen müssen, daß man am Ende nicht aus, nicht ein wissen wird. Ist dem Könige dieser Witz gegen Monsieur de Valori (wenn sich Zimmermann nicht so wie im Namen, in dem Ort und in der ganzen Geschichte selbst irrt) entgangen; nun so bewies er, daß, solch ein Sieger er gleich war, er doch von seinem Witze überwunden werden konnte. Man sagt, daß der König oft seinem Witze, wiewohl freilich nie auf diese Valorische Art, unterliegen müssen, und in Wahrheit, wenn es mir gleich herzlich lieb ist, daß man nicht von ihm behaupten könne, was vom Herzog von Alba (Ferdinand Alvarez de Toledo) geschrieben steht, daß er nämlich innerhalb 60 Jahren, da er dem Kalbfell gefolgt, nicht geschlagen, nicht überrumpelt — nicht hintergangen worden, so ist's mir doch leid, daß der König sich durch Witz und besonders durch ein Bon-mot dieser Art schlagen, überrumpeln und hintergehen lassen, si fabula vera. Allen andern Menschen wird's leichter, zu seyn, als zu scheinen, nur einem Könige kostet der Schein weniger, als die Wirklichkeit, wenn von Menschlichkeit, von Selbstüberwindung und von andern Eigenschaften dieser Art die Frage ist. —

Und hiermit schließ' ich denn meine beide Rahmen, und stelle die von Zimmermannschen Gemälde: ihn, den

Ersten, und Friedrich den Zweiten, dem Publico vor Augen. Das Jus imaginum wird man hoffentlich keinem von Beiden streitig machen; und wem von meinen Lesern kommt dies von Zimmermannsche Ueberwerk nicht außer diesen beiden Hauptgemälden als ein orbis pictus vor, als eine Quintessenz für den Politiker, als salbungsvolle Texte für den Theologen? Da ich indessen zu meinem größten Leidwesen vernehme, daß unser Magister populi, zu deutsch Dictator, von Zimmermann, sich an seinem Ami (unser Held war Amicus regis primae admissionis) Friedrich dem Zweiten eine Ader gesprengt und eine Hüfte gebrochen, so daß er seit einiger Zeit sehr krank und schwach am Könige darnieder liegt und seit kurzem in einen neuen Paroxysmus gefallen seyn soll; so bedaure ich diesen großen Arzt, der auf einmal ein großer Patient geworden, um so mehr, als ich an ihm einen guten Kundmann einbüße. Athleten mußten sich zuvor üben und mit Oel salben, ehe sie ritterlich rangen; und so wäre es denn wohl, unter uns gesagt, auch zu wünschen gewesen, wenn unser Ritter nicht so aus dem Stegreif es angegriffen, sondern zuvor ein Brechmittel und Abführung genommen hätte, ehe er diesen Löwenkampf anfing. Ueberhaupt gehört zu einem Quinquertio, zu einem Meister in fünf Kampfübungen, Fechten, Ringen, Springen, Werfen mit dem Discus und Wettlaufen, eine gute Constitution, und doch scheinen die Gesundheitsumstände unsers Quinquertionis, die Wahrheit zu sagen, mir schon seit langer Zeit etwas mißlich zu seyn. Sie kunstgerecht zu nennen, bin ich außer Stande. Ich würde behaupten, daß Herr v. Z. seekrank auf Gottes

festem Erdboden (S. 265) geworden, wenn es nicht eine wunderbare Behauptung wäre. Vielleicht ist's Wind=, Weiber= oder Schreibepidemie, die ihn niedergerissen, und man sage selbst, ob es einem Manne, mit welchem König Friedrich der Zweite (S. 91) sprechen konnte, worüber er wollte, zu verdenken sey, wenn er schon bloß darum schwach und krank darnieder liegt, weil er (S. 11) am Ende seines gegenwärtigen Tages weiter nichts sagen kann, als: heute bin ich so viele hölzerne!!! Treppen auf= und so viele hölzerne!!! Treppen abgestiegen. O des flachen und frostigen Altagslebens! (S. 11). — Was bleibt uns weiter übrig, als unserm Arzt und Patienten in einer Person zuzurufen: Arzt, hilf dir selbst! was mehr, als ihm eine gute Besserung zu wünschen, wenn es ihm nützlich und selig ist? Hienächst wollen wir aus seinem Beispiele die Lehre uns nehmen, daß, wer da stehe, wohl zusehen könne, daß er nicht falle, und wer da fällt, wohl zusehen müsse, daß er sich nicht den Kopf beschädige, indem wir ja so eben aus der ersten Hand in der Injuriensache des Königs Friedrich des Zweiten wider den französischen Gesandten, Monsieur de Valori, ersehen haben, daß zwischen Kopf und Füßen ein gewaltiger Unterschied sey.

Es war ein weiser Mann, welcher von Königen sagte, daß er aus besondern Absichten, zu seiner größten Beruhigung, weder für, noch wider sie wäre, und ich setze hinzu, daß die Könige viel Geld auswerfen sollten, damit sich kein Schmeichler ohne Lustration an ihrer Asche durch Preis vergreife und ein Lobhudler

werde. Die meisten Lobopferer sehen auch nicht auf die königliche Handvoll Asche, sondern auf die Allerhöchst Zurückgebliebenen, und je nachdem dieser Umstand Lob oder Tadel erfordert, je nachdem ist man ein Deist oder Christ, orthodox oder nicht. Man muß erwacht seyn, ehe man seine selbsteigenen Träume erzählen kann, und wie will man die Träume Anderer wissen, oder gar beurtheilen? wie sogar die Träume der Könige, deren Wachen uns in den meisten Fällen ein Räthsel ist?

Uebrigens giebt es zwar in der Welt nicht nur eine Narcissusliebe, sondern auch eine Narcissusehre, und besteht diese letztere in einer zu vortheilhaften Meinung von seinem eigenen Werthe, so wie jene von dem geliebten Gegenstande, in dem man blutwenigstens eine Venus sich vorstellt. — Lieber Vetter Magister, das geht zu weit. Wer, als Sie, kann denn wohl unsern Ritter beschuldigen, daß er sich selbst verehrt habe? Ein Anderes ist, sich loben, ein Anderes, sich darstellen; ein Anderes, auf einen Totaleindruck anlegen und en gros handeln, ein Anderes, Detailverdienste auskramen. Friedrich der Zweite hatte nun einmal das Glück, König zu seyn, und da Herr Hofrath von Zimmermann in diese glückliche Lage von der eigensinnigen Mutter Natur nicht gesetzt ist, so war es ja natürlich, daß, da er sich mit einem thatenreichen Könige messen wollte und konnte, er wortreich zu werden sich Mühe geben mußte. Auch ist kein Grund abzusehen, warum man sich selbstmörderisch aus den Augen setzen sollte. Nosce te ipsum heißt: Eigenlob riecht; es kommt nur immer auf den Weihrauch an, den man sich anzündet. Soll man denn dem Auslande durchaus auf Kosten dessen, was uns

nahe ist, den Vorzug einräumen? oder sollen wir nicht vielmehr liebreich in Erwägung ziehen, daß wir selbst, mit Urlaub zu melden, uns doch immer die nächsten sind? — Soll man denn sich, wie den Genuß, überdrüssig werden, und sich, wie man Leibeigene zu verachten gewohnt ist, verachten? Das Sprüchwort: Hoffart kommt vor dem Falle, kann nur bei gemeinen Leuten statt finden, die nicht ein nagelneues von vor ihrem Zunamen haben; Leute dagegen, die ihren rothen oder schwarzen Mantel (die Farbe thut nichts) nach dem Winde zu tragen verstehen, sind hier schußfrei. Am Ende ist man auch nicht auf das Handvoll Erde des nichtigen Leibes, sondern auf eine unsterbliche Seele stolz, die doch die Residenz des göttlichen Ebenbildes ist, und würden wir gewiß, wo nicht in dem Deismus uns kalt baden, so doch sehr nahe diesem Abgrunde kommen, wenn wir nicht abscheulich stolz wären. Auch muß man doch die Wahrheit sagen, und so wie ein Lügner vom Vater dem Teufel ist, und wir auch vom Vater dem Teufel seyn würden, wenn wir von Haus aus groß wären und uns klein machen sollten, so ist ein Lügner auch ein Dieb; und würde man sich nicht selbst wegstehlen, wenn man sich belügen wollte? Thun Andre ihrem Leibe was zu gut, so kann ja wohl ein Schriftsteller seiner Seele gütlich thun. Das von Zimmermannsche Ueber würde sonach das vierte Gebot gar gröblich übertreten haben, wenn es seinen leiblichen Herrn Vater mit unkindlichem Stillschweigen übergangen wäre. Damit es dem Kinde wohl gehe und es lange lebe auf Erden, hat es gethan, was es zu thun schuldig war.

Endlich sind alle Menschen Lügner, und da Niemand zweien Herren dienen kann, so ist's denn auch kein so häßliches Ding, den Lügen getreu seyn, wenigstens wäre es weit ärger, wenn man in die Dienste dieser beiden sehr wunderlichen Herren oder Damen, Wahrheit und Lüge, treten, und sich Mühe geben wollte, es mit keinem oder keiner zu verderben. In der That ist's mit der Wahrheit nur so, so! Alle Welt schreit nach Wahrheit, und doch ist sie die Mutter des Hasses, des Neides und der Verfolgung. Man sollte nie, wie jener Landpfleger, eine verzweifelte Frage nach Wahrheit thun, wenn man — ein gewisses Verhältniß mit der Natur findet, und etwas immerhin für wahr und richtig achten, was nur so aussieht, besonders wenn es ein Genie vorträgt, welches einem Inspirirten gewiß nicht nachgeben darf. Wer Lust hat, Geister zu sehen, muß nicht auf die Taschenspieler-Hände merken, welche jene hervorwinken, und da gewisse Genies und Taschenspieler nahe verwandt sind, so macht sich die Nutzanwendung von selbst.

Wäre es wirklich gegründet, was Einige zu behaupten sich herausgenommen, was indessen von meinem Blutsfreunde, dem Magister selbst, mir auf den Kopf abgeläugnet wird, daß mancher gemeine Mann oft klüger, als mancher hochgelahrte seyn könne, weil jener sich nur eben so klug hält, als er ist; was hätte es denn in Absicht meiner für Noth? Möchte schon immerhin die Arbeit des Ungelahrten ein Rahmen, und die Arbeit des Hochgelahrten das Gemälde seyn. Non omnia possumus omnes. — Ein Blinder wird nun

zwar wohl den Bildhauer nach dem Maler lociren, weil er sich vorstellen kann, daß der Bildhauer etwas einem andern Aehnliches machen könne, welches ihm aber von einer geraden Leinwand sich einzubilden unmöglich ist. Das ist aber auch das Urtheil eines Blinden, — worauf ich mir nichts zu gut thun kann und werde.

Noch ist's meine Pflicht, dem Herrn Hofrath und königlich großbritannischen Leibarzt von Zimmermann eine glückliche Reise vom Haag nach London anzuwünschen, indem er sich, nach öffentlichen Blättern, im Haag aufhalten soll, um, geliebt's Gott! auf den ersten Wink in London seinen Einzug zu halten. Mein Magister ist des Dafürhaltens, daß die Unterredungen sicher schon zum Druck fertig sind, die unser Ritter mit Sr. großbritannischen Majestät halten wird — und glaubt, daß sie reißend wie warmes Brod abgehen, und viermal in deutscher Sprache, und zum fünften! sechsten! siebenten! und achtenmal! in Paris, Amsterdam, London und Madrid gedruckt werden müßten. (S. 258) — — — Es wäre freilich Schand' und Sünde, wenn der Erste aller Aerzte Se. großbritannische Majestät, als seinen Leibpatienten, in dieser Krankheit mit Rath und That verlassen, und nur bei andern tödtlich-kranken Königen die letzte Oelung von Löwenzahn anbringen wollte; doch sollte unser edle Ritter seine eigenen Gesundheitsumstände in Erwägung ziehen. Auch muß ich in alttreulicher Einfalt meinem bedenklichen Magister zugeben, daß die Krankheit Sr. großbritannischen Majestät sich

schwerlich vermittelst des Löwenzahns werde lösen lassen; indessen wird wohl Jeder, auch ohne Expectanzschein, sich überzeugen, daß unser große Revolutionsritter von Zimmermann bei dieser seltenen Gelegenheit zwischendurch sein Licht leuchten lassen, und so Manches durch ein Seelenrecept in London an Stell' und Ort bringen könnte, was bis jetzt übel stand und unrichtig locirt war, wenn er nämlich nach London zu kommen aufgefordert werden sollte, als woran es hoffentlich nicht fehlen kann und wird. Wer wäre wohl insbesondere besser im Stande, als unser Ritter, die von Sr. königlichen großbritannischen Majestät aufgegebene theologische Preisfrage unter den wahren Augenpunkt zu bringen, außer welchem sie immer falsch und verkehrt beurtheilt werden muß? Vielleicht wagt unser große v. Z. diesen Ueberritt selbst in eigener theologischen Person, nach seiner bekannten edlen Ritterweise, vermöge welcher er ohne Plan (Autorgewissen) blind einzuhauen rühmlichst beflissen ist. — Dieser Ueberritt wäre eine Ehre für unsern großen Arzt, welche die Herren Geistlichen nicht anders ausgleichen können, als wenn einer aus ihrem Mittel Se. großbritannische Majestät gesund zu machen übernehmen wollte. Caracalla bildete sich ein, durch sein Kopfhängen Alexander der Große zu seyn, und seht! unser von Z. übertrifft, Kraft seiner religiösen Gesinnungen (S. 160), die er lebhaft empfindet, und die ihm den edelsten und größten Heldenmuth (den Friedrich aus dieser Quelle nicht hatte) geben, bei weitem Friedrich den Großen! Wohl bekomm' es dem edlen Ritter, da ihn, außer seiner Ueberkrankheit,

eine beständige Furcht (S. 265) vor einer Seereise naget und plaget, welche, so innigst und herzlich er oft gewünscht, nach England zu reisen, ihn von der leibärztlichen Pflicht bis jetzt zurückgehalten. Auf glückliches Wiedersehn! wobei die Ehre allemal auf der Seite des Johann Heinrich Friedrich Quitenbaum, ehrlichen Bildschnitzers in Hannover, seyn wird.

Freimaurerreden.

Visu carentem magna pars veri latet.

Seneca.

1768.

Inhalt.

I. Ueber den Ruf des Freimaurers.
II. Der Freimaurer studirt für das Herz.
III. Einfluß der Freimaurerei auf die schönen Künste und Wissenschaften.
IV. Daß ein Freimaurer auch außer der Loge ein Bruder seyn müsse.
V. Von den erlaubten Geheimnissen der Tugend.
VI. Die Ehre der Tugend im Verborgenen.
VII. Trostgründe des Freimaurers im Unglück.
VIII. Von den Gesinnungen des Freimaurers über sein Ende.
IX. Von den Pflichten eines Freimaurers gegen das schöne Geschlecht.
X. Wünsche sind überflüssig.

Sehr ehrwürdiger Großmeister, Verehrungswürdige Brüder!

Es geht mir, meine Brüder, mit dem Drucke dieser Blätter, wie jenem schüchternen Mädchen mit dem heimlichen Geschenke ihres Geliebten. Sie entfallen meinen Händen, wie ihrem keuschen Schooße der zu nachlässig verwahrte und über'm Nähen vergessene Apfel entfällt, indem sie bei der Ankunft ihrer Mutter aufspringt. Da rollt er sich nun den langen Saal schleunig herab; ihr aber jagt das Schrecken und das pochende Bewußtseyn plötzlich das Blut in's Gesicht. — Ich darf sie nicht aufheben, auch mir nicht merken lassen, daß ich sie verloren.

Sollten sie also einen Schutz nöthig haben, so empfehle ich sie dem Ihrigen. Sie sind ja meine Brüder! Sie kennen sie; Sie kennen mich: Mehr will ich nicht haben. Ich bin in jeder Verbindung

Ihr Bruder mit dem treusten Herzen

— — —

Sehr ehrwürdiger Großmeister,

Verehrungswürdige Brüder!

Ueber den Ruf des Freimaurers.

O selig, wen sein gut Geschicke
Bewahrt vor großem Ruhm und Glücke,
Der, was die Welt verehrt, verlacht;
Der, frei vom Joche der Geschäfte,
Des Leibes und der Seelen Kräfte
Zum Werkzeug für die Tugend macht.

von Haller.

Sehr ehrwürdiger Großmeister!
Verehrungswürdige Brüder!

So ist schon wieder der festliche Tag da, meine Brüder, an dem wir abermals Gelegenheit finden, der Welt öffentliche Proben der Früchte unseres Ordens, Proben der Eintracht und Freundschaft vorzulegen. — So ist sie wieder da, die glückliche Stunde, da wir uns dem Getümmel der übrigen Gesellschaften so willig entreißen, und durch einen sympathetischen Zug beflügelt, in diesen Zirkel zusammen eilen, um von allem Zwange der Welt entfernt, die Wollust gleichgewählter und gleichgestimmter Seelen ohne Zusatz zu genießen!

Ich sehe in das Vergangene zurück; — meine Blicke durchlaufen Ihre Reihen: o wie glücklich sind wir, meine Brüder, noch hat unsere Gesellschaft keine Abnahme gelitten; noch sehe ich Viele von Ihnen, meine Brüder, die im verflossenen Jahre Zeugen und

Mitgenossen unserer Johannisfeier gewesen; noch keine ledige Stelle, und da, wo uns anderweitige Pflichten einen Bruder entzogen, neue aber gleich würdige Maurer. — Doch es ist uns nicht einer unserer Brüder, so lange er lebt, entzogen. Von da an, wo ein Peter die Jahrhunderte der Auguste wiederbringt, und muthig von seinem Throne, wie Jupiter von dem hohen Himmel, die Verwüstungen der Cyklopen, die wüthenden Flammen des Krieges durch seine Blitze erstickt, bis zu jenen Zeltenstädten, wo Friedrich, der Erste im Treffen, den gewaltsamen Eindringungen Alles verderbender Heere ein unüberwindlicher Damm wird, haben sich deine Kinder, gerechte und vollkommene Loge! verbreitet. Sie leben unter verschiedenen Völkern und in verschiedenen Geschäften; aber — und wer von uns zweifelt daran? — aber sie werden von einer gleichen Zärtlichkeit, von einem gleichen Eifer und von einer gleichen Erinnerung an Dich bei der heutigen Feier beseelt. — Lebt glücklich, theuerste Brüder! und trinket den Becher des reinsten Vergnügens mit vollen Zügen; verachtet das grämische Anschnarchen des Unverstandes; sehet über den Spott des Kurzsichtigen mitleidig weg, und eilet, wenn euch keine fremde Bande mehr an sich halten, eilet in unsre Umarmungen zurück; sagt uns, wie euch die Menschenliebe, die Großmuth des großen Monarchen in ihrer Quelle geschmeckt; oder reichet die Narben her, mit welchen euch der Muth für den besten der Könige geziert, daß wir sie mit unsern Küssen salben. —

Freilich hat unser Orden, meine Brüder, nicht wenige Glieder, die ihm keine gemeine Ehre machen, die er seinen Lästerern nur entgegensetzen dürfte, um

ihre Zungen zu lähmen, und freilich ist es eine seltsame Folgerung, wenn man von dem Ausschusse einer Gesellschaft auf die Beschaffenheit ihres Planes und ihrer Einrichtungen schließen will. Auch in die Glieder eines macedonischen Phalanx schlichen sich feige Soldaten; soll man aber deswegen aufhören, ihn den Kern jenes Heeres zu nennen, das Asien unter das griechische Joch gezwungen? — Das macht, die Welt ist gewohnt, nach vorgefaßten Meinungen zu urtheilen; und das macht, daß eine und dieselbe Rose das Gift der Spinnen vermehrt, und die Zellen der Bienen bereichert. Dasselbe Rohr, welches entfernte Gegenstände unserm Auge nähert, entfernt, wenn man es umkehrt, die nähesten um Stadien von ihm. Unser Orden wird also Anfeinder so lange behalten, so lange die Denkungsart der Menschen dieselbe bleiben wird. Sie zu säubern, sey das Geschäft eines Mannes, der bereits seinen Muth an der Erlegung irgend einer Lernäischen Schlange versucht; mir sey es erlaubt, Sie heute, meine Brüder, bloß zu unserm Gebrauche, mit einigen Betrachtungen über den Ruf des Freimaurers zu unterhalten.

Es gab Zeiten, meine Brüder, wo man den Namen eines Freimaurers fast mit denselben Verzuckungen, als den Namen eines Gotteslaugners, nannte. Die ganze Welt stieß, bei der Erscheinung eines solchen Mannes, die Köpfe zusammen, und ein Freund warnte den andern mit verdreheten geheimnißvollen Blicken vor dem Umgange mit demselben. Man zuckte sogar das Schwert wider ihn, und unsre Archive haben uns verschiedene Namen von Maurern aufbehalten, die man,

bloß weil sie Maurer waren, den blutigsten Züchtigungen heiliger Inquisitoren überlieferte. Diese Zeiten sind nicht mehr. Die Denkungsart der Menschen hat sich geändert, sie ist, wie man uns sagt, philosophischer geworden. Man wollte sich nicht mehr vom äussern Scheine betrügen lassen, man drang auf den zureichenden Grund aller Dinge, und ein Warum? ward das Losungswort der Schulen und der Ton aller Gesellschaften; es ward der Probierstein, nach dem man den Werth, Schrot und Korn aller Erkenntnisse bestimmte. Aber welch ein Probierstein! Jener, meine Brüder, den die Natur in ihrem Eingeweide erzeugt, dem eine leichte Kultur die Glätte ertheilt, mit der seine eigenthümliche Härte strahlt; oder ein nachgemachter, erkünstelter Stein, weich von Hypothesen, dessen Strich, nach der Einbildung, den Gehalt aller Metalle entscheidet? — So ist es! meine Brüder, es kam nur auf die Hände an, die diesen Stein brauchten, und ein Andächtiger ward von ihm für einen Schwärmer erklärt; und wir? — o was hat man nicht Alles aus uns gemacht! —

Lassen Sie uns Alles ohne Vorurtheil überlegen, meine Brüder. Das Feld der Wissenschaften ist bei weitem noch nicht so stark angebaut, als uns der Blödsinn, die Bequemlichkeit und die Eigenliebe glaubend machen wollen. Die Risse, die man uns davon vorlegt, sind noch immer peutingerische Mappen, wo das Gutdünken, von der Erfahrung wenig unterstützt, den Oertern die Lage anweist. Man bessere daran, so lange man Phlegma genug dazu hat, man wird sie aber nie der Natur näher bringen, so lange

man nach Grundsätzen, die sich ganz entgegen sind, zugleich arbeitet *). —

Die Menschen bleiben, so lange sie Menschen sind, in den ihnen zugemessenen Schranken. Ueber die Stufe jener Thiere, die nur die Sinne regieren, von dem weisen Baumeister der Welt erhoben, stehen sie noch immer unter der Stufe vollkommnerer Geister. Man ist so billig, der beseelten Welt unter uns eine Analogie der Vernunft zuzuerkennen, weil man sie ihr ihrer Handlungen wegen nicht absprechen kann, und man thut doch mit seinen Einsichten so übermüthig, daß man keine Vollkommenheit über die Vernunft bei höhern Geistern, und davon eine Analogie bei dem Menschen zugestehen will. Giebt es denn nicht Wahrheiten, die über die menschliche Vernunft gehen, und kann man alle Handlungen der menschlichen Seele aus den einmal angenommenen Grundsätzen erklären? — Die Unmöglichkeit einer größeren Vollkommenheit erleuchteterer Geister, als die Vernunft, wird zum wenigsten nie dargethan werden. Die stolze Vernunft selbst kann in Ansehung dieser Realität, deren Namen sie nicht einmal kennt, so wenig Richter seyn, als der blöde Sinn, in Ansehung der ihm unbekannten Vernunft. — Vielleicht ist es ihre Analogie nur, daß wir

*) Nach diesen widersinnigen Grundsätzen handeln nicht allein diejenigen, welche die Philosophie in der Tracht einer Buhlerin der Welt empfehlen; sondern auch, und nicht selten, selbst die trockensten Systematiker. Indessen verdient der Anhang zur Experimental-Seelenlehre des seligen Prof. Krügers so lange empfohlen zu werden, bis man die Unglaubwürdigkeit der daselbst angeführten Zeugen wird dargethan haben.

ihre Möglichkeit fühlen. — Es können also einige, aus dem Systeme, Horizonte, oder wie man es nennen will, dieser überirdischen Vollkommenheit herausgerissene Wahrheiten der menschlichen Seele mitgetheilt seyn, deren Natur die Vernunft übersteigt, ihr aber nicht widerspricht, und die wir mit dem Namen der Geheimnisse belegen. Ihre Quellen sind die schriftliche Offenbarung und die Tradition, und nun urtheilen Sie, meine Brüder, warum der Freimaurer in den Augen eines Philosophen eine so seltsame Figur macht, nun sehen Sie, warum der Grübler unwillig wird, wenn er sich an den Riegeln unsrer Logen den Kopf stößt. Haben aber — ich rede von ächten und vollendeten Maurern — haben aber diese Ursache, sich seinen Blicken zu entziehen, und die künstliche Kette seiner Schlüsse zu fliehen? — Der Ruf des Freimaurers bleibt also gegen die Anfälle eines Schulweisen gesichert, und der Grundstein unsers Tempels bei allen seinen Beweisen und Induktionen unerschüttert.

Hoch in den Wolken fleucht
Der Adler, wo ein Blick ihm ferne Raben zeigt,
Die sich bei'm Aas geschwätzig freuen:
Der königliche Vogel schweigt,
Und läßt die trägen Thiere schreien.

Uz.

Eine andre Art von Feinden, weniger rüstig, aber desto schwerer zum Stehen zu bringen, leicht und voller Honig, wie das Geschöpf der Venus *), aber eben so rächerisch, eben so bösartig, wie dasselbe, die witzigen

---

*) Die von der Venus in Bienen verwandelten Küsse im Logau.

Köpfe, meine Brüder, eingenommen für die Ruhe und den lachenden Scherz, feindselig gegen alle Untersuchungen, und im Kranze beblümter Mädchen, wie in ihrem Elemente, scheinen — den Pokal in der Hand — den Namen des Freimaurers anzuschwärzen. Seichte Köpfe, die nicht wissen, was ein Einfall sey, fangen ihre Spöttereien auf, und tändeln damit in jeder Gesellschaft, wohin sie der erzürnte Himmel zur Heimsuchung verschickt. Dieser ihre Thorheit verdient Mitleiden, meine Brüder, das sieht man gleich ein; aber Jener ihre Stiche? — das, was Stiche haben wollen: ein freundschaftliches, zufriedenes Lächeln. Das Zugeben, meine Brüder, das Geständniß: der Witz habe es recht sehr getroffen! sind die besten und vielleicht die einzigen Waffen gegen diese Pfeile. Man weiß es ja, und in unsern Zeiten häufiger als sonst, daß kleine Anfälle und Scharmützel die Sache des ganzen Heeres nicht ändern und auf's Höchste nur den Feldherrn zwingen, dem Feinde eine andere Seite zuzukehren.

So ruhig und so zufrieden erlaubt uns, meine Brüder, das Wohl unsers Ordens nicht, gegen die Gesinnungen derjenigen zu seyn, die das Vaterland als seine Patrioten verehrt. Man kann immer ein Zeitgenosse, ein Mitbürger eines großen Geistes seyn; es ist kein Schimpf, von ihm nicht genannt zu werden, aber es ist ein Schimpf, der Aufmerksamkeit des Redlichen zu entgehen. Die Verachtung hat hier den schmerzhaftesten Grad ihrer Folgen erstiegen; und dieser Verachtung unsern Orden zu entziehen, muß die zweite Pflicht eines rechtschaffenen Freimaurers seyn. Da wir einmal das weise Gesetz vor uns haben, unser Geheimniß nicht ohne die genaueste Prüfung auf Jemanden zu bringen, so

wische ihm unser Leben, unsere Aufführung gegen den Weltlichen, das Schreckliche ab, womit es die Bosheit besudelt. Man zeige der Welt ungescheut die freimaurerlichen Pflichten, man hüte sich aber auch sorgfältig vor jeder Uebertreibung derselben. Vergrößerungen, meine Brüder, machen Ungläubige; nur die natürliche Einfalt zwingt zum Beifalle. Und dieser Beifall, wie theuer wird es uns nicht oft auch bei einem Redlichen? — Die Gaben des Geistes und des Herzens, meine Brüder, sind wunderbar in der Welt vertheilt. Selten sind sie in einem gleichen Grade beisammen; öfters überwiegen sie einander; am öftersten sieht man sie ganz abgesondert. Seelen von der ersten Vollkommenheit prüfen Alles, und man darf ihnen die Sachen nur in ihrer rechten Lage vorlegen, wenn man sie ihren Werth bestimmen lassen will. Diese wird es uns nicht schwer, von der Gerechtigkeit unsrer Sache zu überzeugen. Die von der letzten Stufe verdienen nicht einmal unsre Aufmerksamkeit. Es sind denkende Köpfe, oder gute Seelen, bei denen man behutsam seyn muß, wenn sie nicht schimpfen oder weinen sollen. Der Patriotismus ist bei ihrem Namen Ironie. Ich rede also von der mittlern Art von Leuten, bei welchen das Herz gemeinhin mehr als der Verstand wirkt. Sie sind das, meine Brüder, im gemeinen Leben, was die Liebhaber der Literatur in der gelehrten Republik sind, die nur den Autor einer Stelle in ihrem Büchersaale würdigen, von dessen Lobe die Blätter der Journale strotzen. — Seyd redlich; handelt nach Ueberzeugung; beflügelt eure Füße zum Dienste des Nothleidenden; zeigt eure Tugenden auch da, wo man sie nicht erwartet, verbergt aber die Säulen eurer Maschine sorgfältig; seyd Men-

schenfreunde, aber im Verborgenen: Umsonst! — das Publikum hat auf eure Stirne den Stempel der Rechtschaffenheit nicht gedrückt, ihr werdet also ihre Stimme vergebens für euch zu gewinnen suchen. Indessen hat die Stimme dieser Männer etwas zu sagen, da sie in unsern empfindungsreichen Zeiten die gemeinsten sind. Auch sie muß die Loge nicht ganz aus den Augen lassen, wenn sie gleich ihre Absicht nur auf das Urtheil gründlicher Patrioten richtet. Soll sich aber deswegen der ehrliche Maurer erniedrigen und der Liebling seichter Köpfe werden, damit er der Liebling des furchtsamen Patrioten würde? Er würde seines Ordens, unsrer Brüderschaft unwürdig seyn, wenn er so niederträchtig handeln könnte. Lasset uns also, meine Brüder, versuchen, ob es nicht uns anständigere Mittel gäbe, diesen Mann auf andre Gedanken zu bringen. Sicherlich! Man bringt ihn darauf, wenn man es macht, als wollte man ihn nicht darauf bringen, wenn man muthig auf der angefangenen Bahn, ohne Anschläge auf ihn, fortgeht, und sich durch keine Hindernisse in seinen redlichen Absichten stören läßt. Die Wege werden sich irgendwo schneiden, der übelunterrichtete Redliche wird über kurz oder lang auf uns stoßen, und uns — hat er den Gebrauch seiner Augen nicht ganz verloren — endlich erkennen, und desto mehr Gerechtigkeit widerfahren lassen, je mehr eigene Entdeckungen vor fremden rühren. —

Hier haben Sie also, neu aufgenommener Bruder! einige Betrachtungen über den Ruf des Freimaurers, und mit ihnen zugleich einige Gründe für denselben. Es ist Ihre Pflicht — mein Amt fordert mich auf, Ihnen die ersten Proben von dem Ernste und der Dreistigkeit der

freimaurerlichen Freundschaft zu geben, ohne mich durch Ihre anderweitigen Bestimmungen zu stören, — es sti Ihre Pflicht, Ihr Leben so zu führen, daß Sie unserm Orden Ehre machen. Nicht, als wenn wir ein Mißtrauen auf Ihre Rechtschaffenheit setzen sollten — hätten wir Sie sonst in Ewigkeit der Anschauung dieses Lichtes gewürdiget? — sondern weil der Sporn auch dem Tugendhaftesten noch immer unentbehrlich wird. Die Zeit wird es lehren, welchen Geschmack Sie an der Einrichtung unsers Ordens finden, und welchen Gebrauch Sie von dem Entdeckten machen werden; ob man Sie tiefer in unsern Tempel wird führen dürfen. Ein Glück für Sie, ein Glück für uns, wenn wir nie den ächten Freimaurer an Ihnen vermissen.

Wann wird er hier seyn, der erleuchtete Zeitpunkt, da man auch in Preußen wird ohne Zurückhaltung sagen können: Ich bin ein Freimaurer!?

Der Freimaurer studirt für das Herz.

Sectateur de Genève, ou Sectateur de Rome,
Soyez bon citoyen et mon coeur vous chérit,
Charmé de vos vertus plus que de vôtre esprit,
Vous m'inspirez alors une amitié sincère.

Poësies diverses.

Sehr ehrwürdiger Großmeister!
Verehrungswürdige Brüder!

Der heutige Tag, der uns zur gegenwärtigen Loge versammelt, ist, meine Brüder, für einen Freimaurer

der festlichste Tag unter allen Tagen des Jahres. Wenn es ausgemacht ist, daß sich die Denkungsart unsers Ordens über die ganze Welt, wo nur Brüder sind, ausbreitet; so ist es gewiß, daß sich diese Denkungsart niemals stärker äußert, als an dem heutigen Tage. Gleiche Endzwecke, gleiche Bemühungen, gleiche Gewohnheiten, und ganz gewiß! heute auch ein gleicher Eifer, und eben dieselbe Zeit machen am Johannisfeste alle zerstreute Logen des Erdbodens zu einer einzigen allgemeinen Loge! — Welche Völker drängen sich um mich herum! — Was für eine Mannichfaltigkeit der Nationen! — Welche Verschiedenheit in den Gesichtszügen! — Welche Trachten! welche Sitten! welche Sprachen! — O ich erkenne Euch, troz allen diesen Verschiedenheiten, die Euch das Klima, der Staat, die Erziehung und Lebensart eingegraben; ja, ich erkenne Euch bei dem ersten Anblicke alle! Ihr seyd meine Brüder! — Seyd mir willkommen, meine Brüder! — Welche Ernte von freundschaftlichen Umarmungen! — Redet, und wenn die Sprache nicht verstanden werden kann, redet durch Mienen! — Was ist's, meine Brüder? Wobei wünscht ihr Proben meiner Bereitwilligkeit, Euch zu dienen? — Werft, es ist möglich, werft einen Blick in dieses Herz! — Befehlet! nein, fordert als Brüder! —

Ich bitte um keine Vergebung, Sehr ehrwürdiger Großmeister, und Sie, verehrungswürdige Brüder, wenn ich hier zu sehr meiner Begeisterung nachgehangen haben sollte. Ist es eine Ausschweifung, die bei der heutigen Feier einem jeden rechtschaffenen Maurer angemessen ist? Wer von Ihnen überläßt sich heute nicht ganz der süßen Empfindung des Glücks,

das ihm unser erhabener Orden so reichlich zu kosten giebt? — Ich habe nichts gethan, als das erlaubte Wort geredet; ich habe nichts gethan, als das laut geredet, was mir jeder Bruder unsrer Loge in dem Innersten seines Herzens nachempfunden.

Heute sind die verschlossenen Thüren unsrer Loge für alle Stufen der Freimaurerei den ganzen Tag gleich weit offen; heute trete herein, wem die Gesetze herein zu treten erlauben, Mitglied oder Fremdling; heute soll sogar der Profan einen bescheidenen Blick hinter unsern Vorhang thun und von der Art unserer Vergnügungen unterrichtet werden; heute ist meinen Schultern das mir anvertraute Amt eines Redners am beschwerlichsten. Was soll ich bei dieser Verschiedenheit von Brüdern sprechen? Durch welche gemeinnützige Betrachtungen soll ich Sie alle erbauen? — Ja, erbauen soll ich Sie, meine Brüder! denn um sich zu vergnügen, höre man den Redner auf dem Katheder; den Redner in der Loge? — blos sich zu erbauen! —

Laufen Sie, meine Brüder, alle Pflichten eines Freimaurers in der Geschwindigkeit durch; schlagen Sie die weisen Gesetze unsres Ordens nach: habe ich Unrecht? — Die Ausbildung des Herzens ist eine der nöthigsten Pflichten eines Freimaurers.

Sie fühlen also schon den Ruf zu dieser Pflicht in Ihren Herzen; Sie lesen ihn schon in den geheiligten Statuten der Freimaurerei noch mehr! Sie finden ihn schon in den Schriften vieler Profanen eingeschärft. Also soll ich davon schweigen? — Erlauben Sie mir, meine Brüder — es ist wahr, mein Satz ist bekannt, und am wenigsten das Geheimniß unsres Ordens. Werden aber die Betrachtungen über eine Wahrheit dadurch über-

flüssig, weil sie Andere schon zu ihrer Einschärfung aufgemuntert hat? Ja! sie würden es alsdann, wenn die redlichen Absichten ihren Bearbeitern wirklich gelungen wären. Wie es aber den Herolden der Tugend überhaupt und der Freundschaft insbesondere gegangen, man hat sie gehört und bewundert, Wenige sind aber durch sie Verlobte der Tugend und der Freundschaft geworden; so hat auch dieser mein so abgenutzter Satz kein besseres Schicksal gehabt. Man liest ihn in den Denkmälern, welche uns von der Denkungsart des Alterthums übrig geblieben, und wundert sich über eine Anmerkung, die schon einem blinden Heiden entfahren. Ein patriotischer Bürger zu Genf steht auf, und ruft uns ihn auf's Neue und mit einer mächtigen Stimme in's Gedächtniß zurück; eine Gesellschaft krönt seine Abhandlung mit dem Preise, sie belohnt ihm seine Mühe; hört sie aber auch auf, ihren Speculationen weniger nachzuhängen? — Ich irre mich! Rousseau kündigt überhaupt den Wissenschaften den Krieg an; ich wünschte, — und wünschen kann ich nur — daß man sie besser auf die Bildung des Herzens zurücklenkte.

Und dieses, meine Brüder, ist eine Pflicht, die kein rechtschaffener Freimaurer verabsäumt; er studirt für das Herz. Dieses ist der starke Zug in seinem Charakter, der ihn von einem gemeinen Gelehrten unterscheidet. — O ihr mitleidswürdigen Seelen! ihr, welche die Neugierde foltert, und für deren Alles durchgrübelnden Witz nichts zu heilig, nichts zu versteckt gedacht werden kann, höret auf, euch mit Hirngespinnsten und bodenlosen Muthmaßungen zu martern! Ihr verschüttet euer Oel umsonst, alle eure Anstalten sind ohne Nutzen; keine Bücher, keine Entdeckungen sind vermögend, euch aus

dem Labyrinthe, worin ihr euch verwickelt, herauszuleiten. Ihr wollet wissen, was ein Freimaurer sey? Er ist es, der euch hier seine hülfreiche Hand reichet; er ist es, der euch ohne Verrätherei bekennt: In dem Haufen der Gelehrten unterscheidet sich der Freimaurer durch die Bestrebung, sein Herz auszubilden.

Um über diese Wahrheit das gehörige Licht auszubreiten, habe ich nur nöthig, den ihr entgegenstehenden Begriff zu zergliedern. Sie werden gleich, meine Brüder, eine Erklärung von mir fordern, was das heiße, für den Verstand studiren? Gründe und Zusammenhang der Wissenschaften bis auf ihre Grundideen zerlegen, seine Erkenntnißkraft mit diesen Schätzen bereichern, sich an ihren Schönheiten belustigen, seine Neugierde in dem Reiche der Gelehrsamkeit stillen, sein Gedächtniß zu einem Archive unzähliger Urkunden machen, und dieses Alles, ohne auf den Nutzen der Welt zu sehen, bloß um gelehrt zu seyn; alle diese Erkenntnisse in sich, wie der Geizige sein Geld, in ein Gefängniß einschließen: dieses nenne ich bloß für den Verstand studiren. Man darf nur einen kleinen Umgang mit den Gelehrten gehabt haben, man darf nur einigen Antheil an ihrer Vertraulichkeit besitzen und zwei Blicke in ihr Herz geschielt haben, nur einige ihrer Hauptbücher durchgelaufen seyn, um zu urtheilen, in wie weit mir die Absonderung meines Begriffes von der Mode zu studiren gelungen sey. Man muß es gestehen, der Geiz ist eben die herrschende Seuche in der Literatur nicht; es ist vielmehr eine übertriebene Dienstfertigkeit, das Gift, so sie verderbt, und sie der Welt unnütz macht. — Mein Gott! seitdem uns Strasburg die Kunst gelehrt, unsere Geburten zu vervielfälti-

gen und sie so geschwind als möglich in der Welt auszubreiten, welche Sündfluth von Schriften! — Doch, ich bin der Erste nicht, der über dieses Uebel klagt, und meine Klaglieder werden gewiß auch nicht den letzten Ton halten. Noch drohet mancher Polygraph! — Ich will nur so viel sagen: die Triebfeder, welche die Gelehrten in Bewegung setzt, ist es nicht die Begierde, bekannt zu werden? und was noch schändlicher ist, ist es nicht bei Vielen der Hunger? — Frägt nicht die halbe Welt der Gelehrten, mit jenem Stoiker, der reich wurde, um uns von den Vortheilen der Armuth zu predigen: was hilft mir meine Gelehrsamkeit, wenn ich verhindert werde, sie auszukramen? und beschwert sich nicht die andere Hälfte derselben mit einem neuern Schriftsteller*) über den Kunstrichter, der ihr die Gelegenheit nehmen will, ihr Brod zu verdienen? — Längst eingesehene Wahrheiten! aber eben deswegen, weil sie Jedermann einsieht, für mich desto brauchbarer. Was folgt, meine Brüder, aus diesen Bemerkungen? Ohne Zweifel: die Gelehrsamkeit wird bald zum Werkzeuge, uns einen Namen zu machen, bald zu einem niederträchtigen Werkzeuge gemißbrauchet, um einem elenden Leben fortzuhelfen. Sind das aber die Absichten, welche uns bei der Erweiterung unserer Erkenntnisse vorleuchten sollen? Dann gehabt euch wohl, ihr Musen! so theuer erkauft ein Kopf, der sich seiner Bestimmung bewußt ist, kein Kinderspiel!

Niemand wird mir zumuthen, daß ich zu behaupten suche, man sollte die Wissenschaften, die den Verstand betreffen, gänzlich verabsäumen. Dieses wäre, meine

---

*) Briefe an Freunde und Freundinnen.

Brüder, eine entsetzliche Verrätherei gegen die Welt. Welche Vortheile würde sie dadurch verlieren! Der Verstand ist die Hauptkraft unserer Seele. Ihn nicht ausbessern, heißt die Absicht unserer Bestimmung verwerfen und den ersten Schritt thun, sich zu den Thieren zu erniedrigen. Ohne einen richtigen und erleuchteten Verstand irren wir in einer beständigen Finsterniß. Wir sind bloße Maschinen, die ein thierischer Instinct in Bewegung setzt. Ein Mann, der ein gutes Herz hat, weil er nicht viel Verstand besitzt, ist ein Mann, der aus Dummheit kein Bösewicht werden kann! Ja, meine Brüder! wir sind verbunden, unsere Erkenntnißkräfte mit den Schätzen der Wissenschaften zu bereichern. Aber um die gesammelten Wahrheiten wieder zu verhandeln? Um die Augen der Welt auf uns zu ziehen? — Um den Gott desto lebhafter kennen und verehren zu lernen, dessen Gabe diese Kräfte sind; um die erworbene Kenntniß in unsern eigenen Gebrauch zu verwandeln; um eine Leichtigkeit in der Ausübung der Pflichten zu erlangen, die wir in unserer Lage als Mitglieder der Welt dem Besten dieses Ganzen aufopfern müssen? Wir brauchen Theologen, Rechtsgelehrte, Aerzte, Soldaten und Künstler. Ein Jeder muß seine Wissenschaft ausbessern, um ein nützliches Mitglied der Republik zu werden. Allein Alles, was nicht den Nutzen der Welt wirklich befördert, was uns bloß den Namen eines spitzfindigen Kopfes schaffen kann, Alles das ist überflüssig und unter der Sphäre eines klugen Kopfes. Der Abschnitt der Wissenschaften, die wir nur für diese Welt studiren, muß aus der Dauer und Absicht der Welt seine Einschränkung und Bestimmung erhalten. Ueberschreiten wir diese, so fehlen wir.

Ich würde Ihre Aufmerksamkeit ermüden, meine Brüder; und wenn ich sie auch nicht ermüdete — Sie sind gewohnt, Ihren Verstand bei den Betrachtungen der Wahrheiten anzustrengen: — so würden mich meine Kräfte verlassen, wenn ich alle Wissenschaften durchlaufen, wenn ich alles Leere, alles Ueberflüssige aufdecken sollte, womit wir, von den ersten Jahren der Schule an, unser Gehirn ausfüllen. — Erlauben Sie mir nur einige Fragen. Wie viel Hypothesen verkauft man uns nicht für ausgemachte, wie viel Zufälligkeiten für nothwendige Wahrheiten? Wie oft zwingen wohl die Thränen eines Lehrlings seinem Lehrer das Bekenntniß ab, daß er Vieles für die Vergessenheit lernen müsse? Welche Proportion sieht man in dem Vortrage der Wahrheiten? Und in vielen Büchern, wie viele hirnlose Begriffe müssen wir da nicht verwerfen, um die wenigen in diesem Unkraute verborgenen glücklichen Einfälle zu unterstreichen? Was soll ich zu vielen Streitigkeiten der Weltweisen sagen?*) — Die Achseln zucken und schweigen. Das Urtheil eines philosophischen Genies unsers Jahrhunderts über einige gelehrte Abhandlungen: Sie enthalten weit weniger Gelehrsamkeit in sich, als die Köpfe ihrer Verfasser, trifft also umgekehrt die meisten Lehren und Werke unserer Moralisten weit allgemeiner: Sie enthalten mehr Tugend in sich, als die Herzen ihrer Verfasser davon empfinden.

Es ist hohe Zeit, meine Brüder, daß ich Sie aus dem Getümmel in die Stille, von dem Schauplatze der Welt in unsere Logen zurückführe, und die Unparteilich-

*) Seneca im 88sten Briefe.

keit die verdrüßlichen Vorstellungen, womit sie bisher Ihre patriotischen Herzen empört, durch wirklich reizende Bilder ersetzen lasse. So athmet ein Wanderer, nach einer mühsamen Reise durch dornige und dürre Wüsteneien, frische Luft, wenn er seinen Stab in ein fruchtbares Tempe setzt; seine Stirne entfaltet sich, die Augen lachen Freude, und das klare Wasser eines Baches, in dem sich Blumen spiegeln, ist ihm desto erquickender, je mehr seine Brust bisher umsonst darnach geschmachtet hat. Es ist nicht genug, meine Brüder, den Verfall einer Sache, woran es dem ganzen menschlichen Geschlechte gelegen ist, einzusehen; es ist noch lange nicht genug, denselben zu empfinden; auch ist es nicht genug, für ihre Wiederherstellung fromme Wünsche und Gelübde zu thun. Es ist unsere Pflicht, selbst Hand an das Werk zu legen, nicht weitläuftige Projecte zu machen; nein! auch nach seinem Vermögen selbst an ihrer Ausführung zu arbeiten. Ich müßte mich in Allem irren, oder die Wahrheit bietet sich uns von selbst dar. Man muß bei der Verbesserung des Ganzen an sich selbst den Anfang machen. O, meine Brüder! welche Wollust füllt mein ganzes Herz, welche Zufriedenheit thront mitten in meiner Seele, wenn ich an die Verrichtungen, die uns unsere königliche Kunst darreicht, wenn ich an die Verrichtungen nur unserer geliebten Loge gedenke! Wenn man eine gute Sache zum Vorwurfe seiner Beschäftigungen wählt, wenn uns dazu das Bewußtseyn von dieser guten Sache zum Sporne wird, wie glühet da nicht das Werk unter unsern Händen! Was wird es nicht glühen, was wird es nicht fördern, wenn man in einer Gesellschaft arbeitet, die ein gleich löblicher Endzweck mit uns anfeuert. Sie

kennen, meine Brüder, meinen Standort in Ansehung der schweren Kunst, nach der wir unsern Namen führen. Nach diesem Standorte beurtheilen Sie mich, nach diesem erwarten Sie von mir in's Künftige, jetzo noch nichts Vollkommenes.

Ein Freimaurer ist der Patriot, der von sich den Anfang zur Aufnahme der verfallenen Tugend der Welt macht. Er studirt für sein Herz. Was ist aber der Freimaurer? In einem Zuge: Ein Mann, der seine Glückseligkeit in die Tugend, in sein großes Herz und in sein lachendes Gewissen setzt. Welches ist die große Wissenschaft, die Aesthetik des Herzens? Sie, die uns zur richtigen Anschauung und Verehrung des großen Baumeisters der Welt hinaufzieht, die uns das bestimmteste Verhältniß von uns in Ansehung des übrigen Ganzen anzeigt, und die uns zugleich in das Geleise setzt, ihm willig nachzuleben. Vom großen Buche der Natur an, bis auf die verachtetste Wissenschaft, allenthalben, hier stärker, dort schwächer, sind die Grundsätze dieser Wissenschaft mit lichten Buchstaben eingepflanzt, und es kommt nur auf einen glücklichen Erforscher an, sie aus demselben herauszuholen. Für einen Mann von Empfindungen ist nichts zu trocken, nichts zu unfruchtbar. Er findet, wo er nur ist, eine gewisse Nahrung für sein Herz, er entdeckt Ströme des Lebens da, wo einen gemeinen Leser nichts als Felsen aufhalten. Und sehet! dieser empfindungsvolle Mann — wer ist es eher als der Freimaurer; er, der die Welt am besten und leichtesten kennt; er, dessen Augen durch keinen Dunst von Eitelkeiten, in die sich die Menschen so gern einhüllen, betrügt; der selbst ohne Pomp in der einfachen Tracht eines Handarbeiters unter seinen Brüdern erscheint; der,

weil er die Süßigkeiten des Kernes kennt, nie bei der Schale stehen bleibt; der, mit den kräftigsten Lehren seiner Kunst getränkt, alles Gift der Verführung verlacht, der nothwendig ein gutes Herz haben muß, um kein Ungeheuer zu werden; er, meine Brüder, dessen Werth Ihre Herzen besser empfinden, als ihn der geschickteste Redner zeichnen kann? Nun urtheile die Welt, ob er anders als für sein Herz studiren mag?

Nein! meine Brüder, Sie finden es — Dank sey unserm Schicksal! — Sie finden es an sich selbst: ein ächter Freimaurer mag hauptsächlich nur für sein Herz studiren. — Seyd nur immer stolz auf eure Entdeckungen, ihr großen Lehrer der Welt, deren Worte der Pöbel der Gelehrten, wie das Echo, ohne Verstand und verstümmelt nachbetet, und deren Erkenntnisse die Eifersucht selbstdenkender Köpfe erweckt; suchet euch nur eine neue Welt, wenn euch die unsrige nicht vollkommen genug dünkt; drängt euch zum Seraph hin, wenn euch die Gesellschaft eines schwachen Menschen ekelt; bestimmt mit vielem Zutrauen die Zahl jener glänzenden Welten, erhascht sie in ihrem Fluge, und leitet sie in einer Bahn, wie sie euch am besten gefällt, in Zirkeln oder Ellipsen. Seyd immer stolz auf diese eure Entdeckungen, wie sie immer heißen mögen, ein Freimaurer beneidet sie euch nicht. Er, der sein Fleisch und Blut als keine unnütze Mitgift des Himmels ansieht, der seine Augen niemals aus Neugierde, immer aus Andacht gen Himmel hebt, um sich von der wichtigen Wahrheit: der Herr ist Gott! desto stärker zu überzeugen; der in seinem Herzen eine ganze Welt von Trieben und Gegentrieben entdeckt, die ihn so enge umgiebt; der sein Vaterland nicht eher verläßt, um neue Länder zu sehen, bis er es ganz durch-

wühlet hat, wie sollte er euch dieses euer Glück beneiden? —

Sammelt nur ohne Ende, ihr so berufenen Gesellschaften — oder wie ihr lieber heißen möget, ohne auf den Ursprung des Namens zu sehen — ihr Akademien aller Nationen! eure Abhandlungen und neuen Einfälle, und werfet immer einen verächtlichen Blick auf eure älteste Schwester, welche sich bloß durch die Einfalt ihrer Sitten empfiehlt, und die die Welt nur unter dem schlechten Titel der Loge kennet. Prahlet mit dem Eifer, das Reich der Gelehrsamkeit zu erweitern, mit neuen Eroberungen in dem Gebiete der Vorurtheile und des Aberglaubens. Werfet Streitfragen auf, und beleget sie mit Preisen, zeiget endlich durch ihre Bekanntmachung, warum ihr da seyd. Der Freimaurerorden wird die Welt niemals mit Memoires heimsuchen. Unsere Kunst ist nicht aus Neid, sie ist aus Nothwendigkeit ein Geheimniß. Keine Streitfragen entzweien in unsern Zirkeln die Herzen der Brüder, und der Witz wird da nur dann geduldet, wenn er ein Beförderer der Tugend wird. Wir haben Preise, die wir auf den Eifer über das Studium des Herzens setzen; aber diese Preise sind selbst Wirkungen eines gebesserten Herzens, eine Freundschaft, die nie entzückender gedacht werden kann, eine Bereitwilligkeit, die sich durch Thaten äußert. Die Eroberungen, die wir machen, sind Eroberungen der Herzen. Man kennt uns nicht, aber wir wollen gern unbekannt bleiben. Ein sympathetischer Hang zieht uns von hier und da einen neuen Bruder ungesucht zu, und unsere Gesellschaft wird sich gewiß erhalten, es sey denn, daß jene Zeiten die Welt wieder verstellen, die sie zu Noa's Zeiten verstellten, und ist das zu hoffen?

Lassen Sie mich noch eine Betrachtung anbringen, meine Brüder, ehe ich schließe. Alle Wissenschaften enthalten zweierlei Wahrheiten, die ein scharfsichtiges Auge leicht entdeckt, und ein fühlbares Herz begierig unterscheidet, Wahrheiten, die nur bis an die Grenzen des Grabes reichen, und Wahrheiten, die mit uns bis zu jenen Sitzen der Unvergänglichkeit übergehen. Beide gehören für das Herz, diese sind es aber, die vornehmlich einen ächten Freimaurer beschäftigen. Die Pflichten gegen den Staat sind die Pflichten, die ihn beleben; aber die Pflichten, deren Dauer die Dauer aller Staaten übersteigt, nehmen ihn ganz ein. Kann die Welt sich bessere Bürger denken?

Wie wünschte ich mir jetzt, meine Brüder, die Stärke jener Beredsamkeit, die den Feigen das Schwert zu ziehen beherzt macht, und einen Wüthrich den Dolch freiwillig von sich zu werfen zwingt! — Nein! hier ist keine Beredsamkeit nöthig. Ein Bruder geizet schon für sich nach dem Beifalle des andern, und wenn der meinige Sie in der Laufbahn der Tugend aufrecht erhalten und muthiger machen kann, so haben Sie ihn von ganzem Herzen. Wir rücken mit jedem Pulsschlage dem Tode näher, und o! wie ruhig wird unser Herz zum Abschied schlagen, wenn wir in jener Stunde diesen Isthmus zwischen dem Vergangenen und Zukünftigen, ohne Gewissensbisse in jenes, und mit einem lachenden Munde in dieses werden ansehen können. Wir haben für das Herz studirt. Sie, meine Brüder, die das Schicksal bestimmt hat, für das Vaterland den Degen zu führen, die Sie in dem Kleide der Ehren zugleich den Habit des Todes tragen, werden das Göttliche dieses Grundsatzes unsres Ordens empfinden, wenn um Sie

die Gewitter des Todes auf dem Schlachtfelde herumdonnern. Und Sie, meine Brüder, die Sie der Gerechtigkeit und bei den Altären dienen, werden Ihr Amt mit Zufriedenheit niederlegen, und mit der Miene der Unerschrockenheit vor den Richter Ihrer Thaten treten. — Die Wahrheit spreche einst vor unserm Sarge, was sie vor dem Sarge eines edlen Britten sprach, das Wort voller Erbauung: Er stand von dem mäßigen Gastmahle der Natur befriedigt auf, und dankte dem Himmel, daß er gelebt hatte, und daß er starb.

Der Einfluß der Freimaurerei auf die schönen Künste und Wissenschaften.

Sehr ehrwürdiger Großmeister,
Verehrungswürdige Brüder!

Es ist nicht das erste Mal, meine Brüder, daß ich die Erlaubniß habe, in dieser ehrwürdigen Loge als Ihr Bruder zu Ihnen zu reden; es ist aber das erste Mal, daß ich heute mit den Vorrechten Ihres Redners vor Ihnen aufstehe. Soll ich Ihnen hierbei die wahren Gesinnungen meines Herzens entdecken? Lassen Sie es zu, meine Brüder, daß ich in dieser Rede mein Amt zugleich antrete und niederlege. Es ist nicht eine strafbare Trägheit, mich meinen Pflichten zu unterziehen; es ist ein wahres Gefühl meiner Schwäche, das mich zwingt, mich hier der Rechte der Freundschaft zu bedienen. Un-

ter den Vortheilen der Freundschaft ist dieser aber nicht einer der wichtigsten? Freunde können einander ihre schwachen Seiten zeigen, ohne sich die Vorwürfe einer kriechenden Schmeichelei machen zu dürfen; ohne irgend eine Verachtung in den erforschenden Augen des Freundes zu befürchten. Was soll ich es läugnen? Das Amt eines Redners in der Loge scheint mir viel zu ehrwürdig, viel zu wichtig zu seyn, als daß ich ihm meine Schultern leihen dürfte. — Diese Schultern, wie schwach sind sie, eine solche Last zu tragen! Diese Erkenntniß, wie enge, die Tiefe unsres Geheimnisses zu erleuchten! Diese Lippen, wie unberedt, von unsrer schweren Kunst würdig zu sprechen! Dieser Anstand, wie übereinstimmend mit der Schwäche des Genies! Dieses Herz — dieser Eifer — Nein! Herz und Eifer weichen keinem Bruder, und wenn dieses die Eigenschaften sind, die Sie von Ihrem Redner fordern, so trete ich, ohne alles Bedenken, in mein Amt gleich und mit einem freimaurerlichen Muthe, ohne Ihnen noch die Gesichtspunkte zu zeigen, aus welchen ich beurtheilt zu werden bitte.

Ehe ich aber den Anfang der Ausübung meiner Pflichten mache, muß ich Sie erst, sehr ehrwürdiger Großmeister, und Sie, beste Brüder, um Vergebung bitten, daß ich es gewagt habe, eine bisher so glücklich in unserer Loge beobachtete Gewohnheit auf heute zu verlassen. Ich weiß, daß es die Pflicht unsers Redners ist, die Tugend zu predigen. Ich weiß, daß Sie, als Freunde der Tugend, ihren Herolden desto leichter Beifall geben, weil Sie alles Vortreffliche, so er Ihnen davon sagen kann, nachempfinden. Ich weiß, daß Ihnen ein Strahl eines guten Herzens mehr werth ist, als alle Strahlen auch des blendendsten

Genies in einer verdorbenen Seele. Ich weiß aber auch, daß dieser unser Orden, so sehr er sich auch jener, in der ganzen Welt, nur nicht bei uns, für ganz unmöglich gescholtenen platonischen Republik nähert, die Musen und ihre Künste nicht Landes verweist. Ist der Tempel Salomonis nicht der einzige auf dem ganzen Erdboden, wo man die wahre Religion seiner Zeit predigte, und war dieser Tempel nicht zugleich das größte Meisterstück, welches die Kunst aufweisen konnte? Ich schmeichle mir also mit der Hoffnung, daß Sie mir auf heute die Vollmacht ertheilen werden, unsern verkannten Bruder, den Apoll, zu legitimiren, und ihn zum Mitgliede auch von unserer Loge zu erklären; ich schmeichle mir mit Ihrer Aufmerksamkeit, wenn ich Sie mit einigen Gedanken über den Einfluß der Freimaurerei auf die schönen Künste und Wissenschaften unterhalte.

Man hat sich, meine Brüder, von jeher über den Werth der Regeln der Künste, von denen ich jetzo rede, gestritten, und man kann es ohne Allwissenheit voraussehen, daß der Streit, so lange es Originale und Nachahmer, Schriftsteller und Kunstrichter giebt, nicht beigelegt werden wird. Es müssen mehr als ein Gellert in's Mittel treten, und ein besserer Nutzen für die Gesetze der Kunstrichter ausfindig gemacht werden*), wenn man einen dauerhaften Frieden genießen soll. Ueberhaupt, wie viele Muster haben wir denn? Aber

---

*) Die Anpreisung der Regeln in der Rede des Herrn Prof. Gellerts über diese Materie, ist der leibhafte Thyus, wie ihn Datames vor seinem König führt. S. den Cornelius im Datames das 3. Kap.

Anweisungen! — Hier ist uns ein neuer Justinian nöthig, der diese Last einer Heerde von Kameelen in ein tragbares Buch verkürzt. Doch er komme, wenn er wolle, dieser ästhetische Justinian; meine Absicht ist es nicht, seine Zukunft zu weissagen, noch weniger aber eine Vollmacht für ihn in einer freien Republik zur Unterschrift auszubieten, oder seine Tribonianc zu charakterisiren. Die Regeln haben ihren Nutzen; ich will nichts dawider einwenden! Sie müssen durch das Genie belebt werden; o dieser Wahrheit gewiß meinen Beifall nicht versagen! Aber Regeln und Genie erschöpfen noch nicht das ganze System einer die Natur wirklich nachahmenden Aesthetik. Kenner haben es längst eingesehen, daß man mit diesen beiden Ausrüstungen der Kunst und Natur noch immer in der Dunkelheit bleiben kann, in welcher so viele auspolirte Talente aller Jahrhunderte Griechenlands und Italiens, Deutschlands und aller übrigen Nationen eine lange Nacht schlafen, und sie sind auf einen Grundsatz verfallen, den ich mich Ihnen, meine Brüder, zu nennen durch ein empfindliches Schaudern verhindert werde. — Man will haben, ein vollkommener Schriftsteller soll ohne Religion und Vaterland seyn*). — Ohne Vaterland? — Ohne Religion? — Sind keine Wege für Patrioten und Verehrer der Gottheit zum Tempel der Unsterblichkeit gebahnt, so befestigt sogleich die Thüren aller Logen mit unüberwindlichen Riegeln, eilet mit bewaffneten Händen, diesen Catilinen den Eingang in dieselbe zu verbieten; entsagt allen Ansprüchen auf den

---

*) Siehe die Abschilderung des Herrn von Voltaire im Gentlemans Magazine. Junius 1756.

Nachruhm und bleibt in der Dunkelheit, würdige Maurer! — — Ihr Eifer, dieser Ihr Eifer, meine Brüder, ist gerecht. Ich rühme ihn, ich stimme ihm gleich mit bei, aber ich bitte Sie auch zugleich, mich weiter zu hören! Die Erfinder jener schwarzen Lehre, die Kaltsinnigen gegen die Religion und den Patriotismus, sagen uns so wenig einen Grundsatz, daß sie vielmehr offenbar Unrecht haben. Wer lebt, meine Brüder, unter den heidnischen Schriftstellern länger, als Homer, und wer ist gegen seine Gottheit ehrerbietiger, wer in der Liebe zum Vaterlande eifriger, als eben dieser Homer? — Es giebt also geringere Preise, um die man sich das Meisterrecht in den schönen Künsten und Wissenschaften erkaufen kann, und ich glaube mich nicht weit verirrt zu haben, wenn ich den ersten Rang darunter einer klugen Kenntniß der Welt, einer edlen Dreistigkeit, und, die ich zuerst hätte nennen sollen, der Liebe zur Tugend gebe.

Man frug, meine Brüder, den Sokrates, wo er her wäre, und er gab zur Antwort: Aus der Welt! Wirklich, Sokrates wäre niemals der große Mann geworden, den wir anstarren, wenn er nur aus Athen gewesen wäre. Der Mensch ist schon einmal so. Er wird nach Beispielen gebildet, und seine Lage in Ansehung dieser Beispiele ist allemal die fruchtbare Mutter aller seiner Vorstellungen, vollständiger Geburten, Embrionen und Mißgeburten. Die Anlage zu seinem Geschmacke wird immer bestimmter, und die Kost, die er täglich genießt, endlich die Norm seiner Urtheile. Daher kommt es, daß wir so sehr das Einheimische lieben, den Afrikaner bedauern, und wieder von ihm bedauert werden. Nun urtheilen Sie, meine Brüder, was man

von den Künstlern hoffen kann, die in einer so eingeschränkten Schule gezogen werden. Es giebt eine gewisse allgemeine und in allen Zeiten herrschende Regel des Vollkommenen, die Natur hat sie in die Seelen aller Menschen gelegt, aber sie breitet ihr Licht nur in den Köpfen derjenigen aus, die mit dem Fleiße eines Winkelmanns nicht die Meisterstücke ihrer Werkstätte allein, nein! auch die, so hinter den Grenzen derselben ausgestellt werden, examiniren. Man kann sich also ohne Kenntniß der Welt kaum in das Mittelmäßige erheben, weit gefehlt! eine Bewunderung aller Zeiten werden, auf dieses Privilegium aller großen Meister in jeder freien Kunst Ansprüche machen. Und ich weiß nicht, ob ich zu weit gehe, wenn ich eben diese schlechte Kenntniß der Welt für die, leider! unversiegbare Quelle alles Unausstehlichen und alles Erträglichen, besonders in den schönen Künsten und Wissenschaften, angebe. — Nein! ich bin auf keinem Nebenwege, ich habe wirklich, meine Brüder, das Vergnügen, auf der rechten Straße zu seyn. Ich frage den deutschen Batteux, und sehen Sie! dieser feine Kunstrichter beklagt einen Dichter, den er Gellerten an die Seite setzt, einen Lichtwehr, den er mit Niemandem weniger als Lafontainen vergleicht, beklagt er, daß er nicht in irgend einer Residenzstadt lebte. Also sind weder Genie, noch alle Regeln, noch alle Uebungen, noch alle Bücher zureichend, unserm Geschmacke die letzte Feinheit zu geben. Wir müssen noch die Welt, und in der Welt ihren Ausschuß kennen lernen. Der Hof ist die letzte Schule, in die ein Meister in den schönen Künsten und Wissenschaften gehen muß, der Ort, wo er in einer Ringmauer die Völker und Sprachen fast aller Nationen

antreffen und studiren wird. Aber welche Alpen von Schwierigkeiten, möchte ich sagen, sind hier nicht, meine Brüder, zu übersteigen! Es ist schwer, den Menschen vom Schriftsteller abzusondern, aber noch weit schwerer, den Menschen, auch schon in einer ziemlichen Entfernung vom Throne, nicht zu verkennen. Der Glanz, welcher den Hof umgiebt, verbirgt das Ungemach desselben, und nur bewaffneten Augen ist es erlaubt, die Flecken der Sonne zu sehen. Wie viel Alberone haben wir, denen es glückt, sich durch ihren Witz einen Weg, ich will nur sagen, zur Vertraulichkeit der Großen, zu eröffnen? Wir wollen nicht prahlen, meine Brüder, aber die Loge ist der Ort, wo uns die Großen selbst den Schlüssel zu dem verwickelten Räthsel ihres Charakters geben. Ich sehe Viele von Ihnen, meine Brüder, außerhalb der Loge. — Nicht weit vom Ruder der Regierung, an der Spitze von Regimentern und Bataillonen, Stützen des Staats, würdige Diener der Gerechtigkeit, Helden, immer bereit, den Tod für das Vaterland zu sterben; ich sehe Sie und trete ehrfurchtsvoll zurück. Bald erblicke ich Sie in der Loge; welche Verwandlung! Ich sehe nicht mehr den Staatsmann, nicht mehr den Offizier vom Range, ich sehe nichts als Brüder, Brüder, die das Aufbehältniß einer gemeinnützigen geheimen Wahrheit, die Vorzüge der Geburt und des Standes gern vergessend und zu bloßen Menschen macht. O nutzt, Genies, nutzt diesen großen Vortheil, der nur unserm Orden eigen ist, und schwingt Euch, durch ihn befördert, zum Tempel der Unsterblichkeit, dankbar gegen unsern Vater, der das Mittel gefunden hat, eine unmöglich scheinende Sache möglich zu machen!

Ich weiß nicht, meine Brüder, ob ich jene edle Dreistigkeit, die sich schon in dem Anstande gewisser Personen äußert, die Tochter oder Schwester der Kenntniß der Welt nennen soll; aber das weiß ich, daß, wenn ich hier vor bloßen sogenannten Gelehrten, und nicht in der Loge spräche, ich sogleich den Faden meiner Betrachtungen über diese Materie abkürzen würde. Man weiß es zu gut, meine Brüder, daß die gelehrte Republik eine freie Republik sey und man wird dadurch größtentheils entweder dummdreist oder niederträchtig. Soll ich jenen Kopf, der mit seiner Scholastik groß thut, mit Brocken aus andern Schriftstellern hökert, romanenhafte Chimären ausheckt und über ausgeheckte Chimären ein Aristarch wird, soll ich diesen Kopf noch durch meinen Zuruf lauter zu prahlen anspornen? Was würde es helfen, jenen Panegyristen in Dedicationen durch meine Gründe aufzumuntern, sich selbst zu fühlen und seinem Mäcen frei unter die Augen zu sehen? — Ich will also nur mit Ihnen, meine Brüder, reden. Ein weises Mißtrauen in sich selbst und ein vortheilhafter Begriff von dem Publikum, dessen Dienste man sich weihet — nicht so, meine Brüder? — das ist die Genealogie jenes edlen Tones, der über die Werke aller großen Künstler einen Firniß streicht, dessen Glanz sie dem Auge des Kenners empfiehlt. Dreimal glücklich, wer diese Maxime aus der Moral der Autorschaft auch ungekannt ausübt; aber neunmal glücklicher, wer sie zur rechten Zeit zu gebrauchen, und zur rechten Zeit sich über sie wegzusetzen gelernt hat! Es giebt Fälle, meine Brüder, wo das Genie von seinem Feuer, die gepflasterte Straße zu verlassen und sich neue Wege zur Unsterblichkeit zu suchen, gezwungen wird, neue

Wege, und sollten sie über Sträucher und Felsengebirge gehen; es giebt Fälle, wo der Meister seinen Werth besser als sein ganzes Publikum empfindet, voll von sich, mitten in dem Strome fremder Materien, sich selbst singt, und stolz über das seichte Geschwätz tadelnder Moralisten wegsieht; es giebt Fälle, wo die Meisterhand, statt ihre Kunst zu verschwenden, nichts thut, und dieses durch Nichts mehr entzückt, als sie durch jede Häufung der feinsten Züge entzückt haben würde; es giebt Fälle — und wer kann sie alle nennen! — wo die edle Dreistigkeit die Gesetze mit Füßen tritt. — Uz fühlt es, meine Brüder, daß er Deutschlands Horaz ist, wie es Horaz fühlte, daß er Latiums Pindar war; können wir dem deutschen Horaz und lateinischen Pindar die Dreistigkeit verdenken, mit der sie sich unserer Bewunderung darstellen? Timanths Pinsel malt das Opfer des Iphigenia; er hat alle Ausdrücke der Traurigkeit an ihren Freunden erschöpft, was sollte er davon ihrem Vater Agamemnon geben? Sehen Sie da den kühnen Zug! Er wirft ihm eine Decke über das Gesicht, und alle Kenner starren den Timanth an*). — Was soll ich vom Diderot und seinem deutschen Uebersetzer sagen? Was von dem meisterhaften Schatten einiger Schriftsteller, die des Parrhasius Pinsel führen**)? — Ich will einige Blicke auf die Vortheile,

*) Der ältere Plinius, Quintilian, Valerius Maximus.

**) Pinxit et *Demon Atheniensium argumento — ingenioso.* Volebat namque varium, iracundum, injustum, inconstantem; eundem vero exorabilem, clementem, misericordem, excelsum, gloriosum, humilem, ferocem, fugacemque et *omnia pariter* ostendere. Der

die sich aus der Loge auf die freien Künste und Wissenschaften auch von dieser Seite ergießen, werfen. Es kann ein Jeder erfahren haben, was er will; ich zum wenigsten weiß keine Gesellschaft, wo man einen Menschen in mehrere und deutlichere Situationen setzen und darnach abwiegen kann, als in der unsrigen, und ich darf nur — — — — — — — — — ehe die Schuppen von unsern Augen fallen, in Ihr Gedächtniß, meine Brüder, zurückrufen, um Ihren Beifall zu haben. Die Meßkunst ist eine Wissenschaft, die, wo sie nur ist, auf ihrem Grunde und Boden ist. Wir können den Werth einer Sache nur durch Vergleichungen, und den unsrigen nur dann bestimmen, wenn wir uns nach dem Werthe Anderer messen. Kann eine zu weit getriebene Hochachtung seiner selbst besser auf den gehörigen Grad heruntergesetzt, kann ein niedergeschlagenes Gemüth eher zur Ehrfurcht gegen sich selbst erhoben werden, als unter Freimaurern? Wer kennt seine Gesellschaft genauer, als ein Bruder, und wo wiegt man den Beifall gerechter ab, als unter unsern Brüdern? — So schwingt euch denn, ihr Talente, die unser Orden nährt, ihr Talente, die ihr die Stärke eurer Flügel fühlet, schwinget euch auf der Dreistigkeit der Maurerei über jeden Zwang weg, der euch ungerecht fesseln will. Waget es beherzt, von eurem Vater die Herrschaft auf dem gedoppelten Berge zu fordern. Strömt sein Blut in euren Adern, so bleibt ihr allemal, selbst bei dem Schicksale des Phaethon,

---

ältere Plinius B. 35. K. 10. Eben dieser Parrhasius betrog den Zeuxis, dessen Trauben die Vögel des Himmels lüstern gemacht hatten, und wodurch? — durch eine Decke!

bei mißlungenen Unternehmungen, bei zerschmetterten Gliedern, in Fragmenten, im Falle, im Grabe — Genies! *)

Lassen Sie uns erst, meine Brüder, von allen profanen Verunreinigungen uns säubern, ehe wir uns den Altären der Tugend nähern. — O du einziger Wunsch des Weisen, deren beseelender Blick ihm die Runzeln des Grames von der Stirne wischt und seine

---

*) Dem Phaethon jagte der Vorwurf des Epaphus:
— — Matri — omnia demens
Credis, et es timidus genitoris imagine falsi,
eine Röthe über das Gesicht, die nur empfindlichen Seelen eigen ist. Er läuft zur Clymene, die ihm den klügsten Rath giebt: Er sollte es selbst versuchen, ob er ein Sohn des Apollo wäre:
Si modo fert animus; gradere et scitabere ab ipso.
Und daß es dem Phaethon am Herzen dazu nicht fehlte, zeugt seine Geschichte ein:
Emicat extemplo laetus post talia matris
Dicta suae Phaëthon, *et concipit aethera mente*
— — — — —
— — *patriosque adit impiger ortus.*
Wie es ihm da, nach einer schweren Reise, gegangen, ist bekannt. — Aber er war noch in seinem Falle digna Apollinis soboles, um die der Vater trauert, lucemque odit, seque ipse, diemque, und der die Najaden das Monument setzen:
Hic situs est Phaëthon currus auriga paterni,
Quem si non tenuit, MAGNIS tamen excidit ausis.
Ich merke noch an, daß sich aus dieser Fabel mancherlei schöne Themata zu Dissertationen ziehen lassen, z. E.: ob Clymene ihren Sohn abgeschickt hätte, wenn ihr sein Schicksal geahnet hätte? Ob sich in dieser Fabel Ovid seinen Fall, wie am Ende des Werks die Unsterblichkeit, prophezeiht? wobei man die Stelle aus Virgils Georg. I. 415—423. erklären könnte u. s. w.

einsiedlerische Gruft in einen Palast verwandelt, sey unsern Arbeiten günstig, göttliche Tugend! sey uns bei dem Anfange unserer neuen Arbeiten günstig; kehre aus dem Gewühle der lauten Stadt in diese einsamen Wohnungen der Maurer ein, und ertödte den ersten Gedanken, auch in dem Kopfe, an dessen Ausbildung alle neun Göttinnen gearbeitet haben, wenn er deiner und der geheimen Wahrheit unseres Ordens nicht würdig ist! — Was helfen uns, meine Brüder, das glänzendste Talent? was die genaueste Kenntniß der Welt? was die edelste Freimüthigkeit, ohne Tugend? — Wie? ich frage noch, was sie uns helfen? — Das, was die Last von Reichthümern einem sinkenden Schiffe hilft: unsern Untergang befördern. Die Namen der Nerone, der Caligulen, es ist wahr, sie sind uns noch bekannt: aber welche Vorstellungen verknüpfen wir mit denselben? was empfinden wir in unsern Herzen bei ihrer Aussprache? Eben das, was wir bei den Antoninen, bei den Titen empfinden? — Die Geschichte ist die Geißel unartiger Prinzen, und die Schriften und Werke der Laster ihrer eigenen Verfasser. Verdiente ein Sallust, in Vergleichung, nicht eher unsern Beifall, wenn er uns sagte: Ein Geschichtschreiber sey ein Sclave des Lasters, nur lasse er der Tugend Gerechtigkeit widerfahren; als wenn ein Catull, — Schade um den naiven Catull! — uns zuruft: der Dichter sey keusch, seine Verse dürfen es nicht seyn. Dem Anakreon, meine Brüder, ist es mit seinem Anhange größtentheils, wie dem Epikur mit seiner Secte, und jedem Original mit seinen Nachahmern gegangen. Beide waren weise, Beide in der Lehre und im Leben weise, Beide sind mit der Strafe unartiger Schüler heimgesucht.

Muß auch die Tugend bei der Liebe und dem Weine erröthen; wozu diese Triebe in unsern Herzen? Können sie gar nicht genutzt werden? Welche Elemente sind schädlicher als Feuer und Wasser, welche zum menschlichen Leben unentbehrlicher? — — Sokrates selbst schnitzte die Grazien, aber sein weiser Meißel gab ihnen ein Gewand, das sie vor der Ruchlosigkeit jenes knidischen Jünglings schützte. So wird unter der Hand eines tugendhaften Meisters Alles tugendhaft, und auf seinen Fußstapfen entstehen wechselsweise Blumen und Früchte, wie sie ein Dichter vom Throne auf den Fußstapfen des Gressets entspringen sah. — Die Tugend ist wie ein schönes Mädchen ohne Geld, sagt Rochefoucauld, sie findet viele Anbeter, aber Niemand will sie heirathen. Wohl! so sey es denn der Freimaurer, meine Brüder, der sich dieses liebenswürdige Kind antrauen läßt. Dank sey es unsern aufgeklärten Zeiten! Man hat einmal aufgehört, unsern Orden für die Freistatt des Atheismus und Naturalismus zu schelten*), und ein beißender Spötter unseres Geheimnisses bekennt jetzt von den jugendlichen Früchten seiner Muse, die auch uns angriff, daß sie sein gesetzterer Geschmack nicht billige. Wir wollen gerecht seyn, meine Brüder, und keine Unmöglichkeiten fordern. Der Menschenfreund glaube nur immer, die Tugend, mit gewissen charakterisirenden Gebräuchen verbunden, sey das Geheimniß, dessen wir uns rühmen; er traue seinem Scharfsinne die Stärke zu, das Räthsel aufgelöset zu haben; können wir mehr von

*) Selbst der milzsüchtigste und aufgebrachteste falsche Adept bekennt es in seiner unwandelbaren Religion. S. 172. §. 35.

der Billigkeit der Welt verlangen, ihr, vor der wir die Thüren der Logen so sorgfältig verriegeln? — Ist das ein Vorwurf? Wir sind Freunde der Tugend; sie nur ist der Hauptendzweck unserer Versammlungen. — Wir wollen also, meine Brüder, den besten Theil des Publicums — über den übrigen sieht ein Maurer weg — in diesem seinem süßen Traume nicht stören, wir wollen uns vielmehr bemühen, ihn in demselben durch unser Leben und Verhalten gegen ihn zu bestärken. — O daß alle, alle Wünsche erfüllt würden, die Sie, sehr ehrwürdiger Großmeister, Ihr Eifer für den Flor unseres Ordens thun läßt! — Es geschieht jetzt zum drittenmale, daß Ihnen die Wahl der Mitglieder dieser Dreikronenloge ihren Stuhl und mit demselben das Regiment über sich anvertraut. Wäre es geschehen, hätte es geschehen können, wenn sie nicht von der Güte Ihres Herzens, von Ihrem Eifer für die Tugend, und von Ihrer Treue und Fähigkeit, diesem ehrwürdigsten, aber, wie es das Schicksal wichtiger Aemter mit sich bringt, zugleich beschwerlichsten Amte weiter vorzustehen, und uns in unsern Arbeiten mit Ihrem Beispiele vorzuleuchten, wenn sie, sage ich, von allem diesen nicht überzeugt wären? — Schließen Sie auf ein gleiches Zutrauen der Brüder auf sich, Sie, meine Brüder, die Sie heute entweder Ihre Aemter zum erstenmal antreten, oder sich zur neuen Periode Ihrer schon dieser Loge geleisteten Dienste anschicken. — Ich wünsche Ihnen nichts als Munterkeit; die Kenntniß Ihrer Charaktere läßt uns Alles, alle Ordnung, allen Fleiß, alle Früchte des Fleißes, die Kenntniß Ihrer Charaktere läßt uns von Ihnen, meine Brüder, Alles hoffen. —

Wenn also die Tugend, wie es die Unparteilichkeit der Welt selbst zugiebt, und die Kenntniß der Welt, und eine bescheidene Dreistigkeit, wie solche die Einrichtung unseres Ordens unter uns nothwendig macht, ein Eigenthum der Freimaurerei sind, was bleibt mir jezt noch, meine Brüder, übrig, um ihren Einfluß auf die schönen Künste und Wissenschaften unumstößlich darzuthun, als daß ich noch die Namen derjenigen Genies hersage, die wirklich in dieser Schule zu ihrer Reife entweder gekommen, oder befördert worden? Aber die Welt, die mich hier ohnedem nicht höret, kennt schon einige derselben, und liest und bewundert ihre Schriften und Werke mit der Achtung, die sie den Säuglingen der Musen schuldig ist; und Sie, meine Brüder, schlagen Sie die — — — nach, wenn Sie näher unterrichtet seyn wollen; lesen Sie da die Schrift, und sehen Sie mit eigenen Augen, von wessen Händen sie komme.

Ich wiederhole also noch einmal, an Sie, meine Brüder, die der Gott der Künste und der Weisheit schon in der Wiege angelacht, und mit der seltenen Mitgift eines strahlenden Genies beseligend, zu Lehrern und zur Bewunderung der Nachwelt bestimmt hat, an Sie, meine Brüder, wiederhole ich noch einmal meine Ermunterungen. Nutzen Sie die Vortheile, die Ihnen unser Orden, auch in dieser Situation, so willig darreicht zur Ausfeilung Ihrer Fähigkeiten! Zeigen Sie der Welt diesen Umgang, diese Freimüthigkeit in Ihren Geburten, diese Liebe, diesen Eifer für die Tugend in Ihren Geburten und Thaten zugleich!

Wir aber, meine Brüder, deren Augen zu blöde sind, als daß wir dem königlichen Vogel zur Sonne

nachzusteigen uns erkühnen dürften, die wir nicht für die Nachwelt, nur für unsern eigenen Gebrauch und den Nutzen und das Vergnügen des kleinen Kreises unserer Freunde leben, wir wollen die Vortheile der Maurerei, wie die schwachen Schüler eines Gellerts seine Vorlesungen, um sie im Kleinen auszuüben, so gut wir können, brauchen. Lassen Sie uns, wenn uns ein zärtlicher Freund, ein Bruder auf die Achsel klopft, mit diesem Beifalle zufrieden seyn. Wir genießen — so wenig und so unbekannt wir sie auch genießen — schon und gleich die Früchte unserer Treue. Was wollen wir bis auf Zeiten warten, die ungewiß sind, auf Zeiten, da wir nicht mehr seyn werden, auf die Zeiten der Enkel, wo eine mitternächtliche Stille herrscht und das laute Klatschen des Beifalls entweder nicht gehört, oder für gereinigte Ohren der Verklärten ekelhaft wird? — Ein Meister in den Künsten muß sein ganzes Publicum kennen. Wir kennen — weit von der Meisterschaft entfernt — das unsrige, wir kennen es, da es klein ist, desto genauer, und werden selbst von ihm gekannt. — Sie sind mein Publicum, meine Brüder, die Kenntniß Ihrer Charaktere soll allemal die Bahn seyn, in der ich meine Muse führen werde, so oft mich mein Amt vor Ihnen aufzutreten, auffordern wird. Sind meine Kräfte zu schwach, Sie in thessalische Tempen zu führen, so werden sie doch stark genug seyn, Ihnen die fruchtbaren Felder Aegyptens, wo keine Finsterniß mehr herrscht, zu zeigen!

Daß ein Freimaurer auch außer der Loge ein Bruder seyn müsse.

Sehr ehrwürdiger Großmeister!
Verehrungswürdigste Brüder!

So erhaben ein Freimaurer in dem engen Zirkel der Loge erscheint; eben so erhaben muß auch seine Rolle in der großen Welt seyn. Es giebt Pflichten in der freimaurerlichen Moral, die sich nicht auf die Stunden unserer verschlossenen Zusammenkünfte einschränken lassen. Jede Situation unseres Lebens, meine Brüder, hat gerechte Forderungen an uns, und so wie ein vorzüglich Mädchen im Negligée, im Putz, bei'm Tanz, bei'm Wochenblatt und überall einnimmt, so muß auch der Maurer in jeder neuen Verbindung neue Meisterzüge des Charakters aufweisen können, die ihn über Alles, was gemein ist, hinwegzusetzen im Stande sind. Apoll blieb in einer Schäfermaske ein Gott, und ein Freimaurer muß die Kunst verstehen, auch ohne Schürze ein großer Mann zu seyn. Religion! Amt! Vaterland! nehmt ihr das Wort, um das Herz eines Maurers gegen die ungegründeten Beschuldigungen zu rechtfertigen, mit welchen man dasselbe verdächtig machen will. Ihr wißt es, mit welchem heiligen Eifer, mit welchem römischen Enthusiasmus wir uns zu den Pflichten verstehen, welche tausend Profane voll süßen Schlafs zu verrichten gewohnt sind; ihr wißt — redet ihr! wir wollen gern bescheiden seyn und schweigen.

Welch ein Eingang! werden Sie denken, meine Brüder. Ich weiß, daß er uns in ein zu weites Feld gebracht hat, in welchem wir nothwendigerweise einen verlegenen Auftritt machen müssen. Wir sind hier so, wie bei'm Eintritt in eine große Gesellschaft, unentschlüssig, in welchem Gegenstande wir uns abgeben sollen. Erlauben Sie mir, meine Brüder, auf dieser angenehmen Flur eine Blume für Sie aufzuheben, erlauben Sie mir, die Materie zu bestimmen, bei welcher ich zur Ehre der Freimaurerei einige Betrachtungen anbringen werde. Auch der Profan hat ein Recht, uns außer der Loge in's Gesicht zu sehen, und Züge zu fordern, die einen großen Mann bedeuten; allein wir wollen heute das Bild eines Freimaurers ohne diese Züge angeben, und uns nur bloß mit der Pflicht beschäftigen, welche wir denjenigen schuldig sind, die einerlei Vorzüge des Ordens mit uns genießen. Hier ist der Gesichtspunkt, aus dem ich beurtheilt werden will, wenn ich behaupte: daß ein Freimaurer auch außer der Loge ein Bruder seyn müsse. Es kommt uns zuweilen an, meine Brüder, uns mit dem Echo zu beschäftigen, das unsern Ton wiederbringt. Sehen Sie meine Gedanken als das Echo Ihrer Empfindungen an, und hören Sie mich ohne die rednerische Verbeugung, womit ich Sie um ein geneigtes Gehör ansprechen sollte.

Es ist wahr, meine Brüder, die Loge ist der Ort, wo der Freimaurer sein Herz im Feierkleide zeigt, wo Jeder von seinen Gesichtszügen eine schöne Falte dieses Herzens entwickelt, und wo er, wenn ich so frei seyn darf, nicht Herz und Seele für sich, sondern Herz und Seele für seine Brüder hat; allein mich dünkt, die

große Welt dürfe seine Eigenschaften in keine andere Form gießen, mich dünkt, die große Welt dürfe denjenigen in den Augen des Bruders nicht heruntersetzen, für welchen ein demüthiger Schwarm Clienten singend oder betend niederfällt. Nein, meine Brüder, ein Freimaurer muß sich durch keine Syrenenstimme verderben lassen, sondern größer als der Held von Troja, der sich auf den Mastbaum seines Schiffs verließ, wenn er tugendhaft seyn wollte, größer als Ulyß muß ein Maurer seyn, und, seinem Herzen überlassen, die Geschicklichkeit besitzen, bei der Vergötterung der Schmeichelei ein Mensch zu bleiben, und in jeder Lage seines Lebens einen Bruder abzugeben.

Die Idee von einem Bruder außer der Loge? Ja, meine Brüder, ich bin sie Ihnen schuldig; allein wie würde ich zu derselben im Stande seyn, wenn ich nicht das Glück hätte, an Ihnen Originale zu finden, die ich bei dieser Gelegenheit nur aufzeichnen darf?

Die Vorrechte, meine Brüder, welche Geburt und Aemter in die Welt eingeführt haben, sind eben so reell, eben so heilig, als es die Ehrenzeichen sind, welche der ehrwürdige Freimaurerorden seinen Gliedern zu überliefern pflegt. Ich gebe es zu, daß ein Freimaurer die brüderlichen Pflichten außer der Loge lange nicht so genau behaupten könne, als jener praktische Weltweise seine Philosophie außer dem Weinfasse. Ein Bruder in der Welt und ein Bruder in der Loge sind weiter nichts als Stiefbrüder, und wenn sie schwache Einsicht oder sonst etwas enger zusammenfügen wollen, als es die Natur für gut befunden hat, so ist es die Pflicht der Unparteilichkeit, dieses Paar zu scheiden und ihm den Grad der Entfernung anzuweisen, welchen ihm die Gesetze

der Billigkeit bestimmen. Ich will mich näher erklären. Erlauben Sie mir, meine Brüder, Sie von den Altären unserer königlichen Kunst in den Vorhof zurückführen zu dürfen. Dort würde ich Sie durch die bloße Erinnerung an Ihren Stand beleidigt haben, allein hier — — wen seh' ich? Männer, deren Wink ein ganzes Kriegsheer begeistert, den Regungen des Patriotismus mit Schwertern in der Hand zu folgen; Männer, die in den Cabinetten des Monarchen das Schicksal der Nachwelt entwerfen, und Krieg und Frieden, so wie die Natur Blitz und Sonne, in einem Tage hervorzubringen im Stande sind; Männer, die bei dem Altare der Gerechtigkeit nicht in der plumpen Kleidung eines Laien hülfliche Hand leisten, sondern in dem Anzuge eines Priesters ihren Gott versöhnen, und mehr als einen Segen in der Republik ausstreuen; Männer — — — große Männer! und doch meine Brüder. Ich finde in ihren freundschaftlichen Armen Trost für ein blutendes Herz, und darf meinen Empfindungen keine Supplik anziehen — nackt, wie sie sind, kann ich sie dem brüderlichen Busen anvertrauen und Alles erwarten, wozu mich unsere Verbindung berechtigt. Welch eine Scene in der Loge! allein versetzt in die große Welt, behält sie nichts von ihrem Reize; so wie gewisse Gesichter, die nur bei Lichte schön sind. Der Arm eines Helden, mit welchem er seinem Corps den Platz anweist, wo es siegen oder sterben soll, ist im Schlachtfelde zu wenig geschmeidig, einen Bruder einzunehmen. Die Stimme eines Richters, durch den befehlenden Ton der Gesetze zu einer gewissen Härte angewöhnt, ist zu ernsthaft, den süßen Namen Bruder aussprechen zu können; und überhaupt sieht es sehr unnatürlich aus, wenn man morgen von dem als seinem

Mäcen geküßt wird, den man heute als Bruder umarmen konnte.

So soll also die Verbindlichkeit gegen den Bruder mit der Loge aufhören, und der Freimaurer sein Herz, so wie seine Schürze, zusammenlegen, und ein Profan werden, wenn er nicht mehr Gelegenheit hat, Freimaurer zu seyn? Nein, meine Brüder! denn außer der Vertraulichkeit im Umgange, außer dem Zeichen der Gleichheit, welches wir in der Loge an der Stirn tragen, giebt es noch gewisse innere Bestimmungen, die zum Charakter eines Bruders gehören und von denen sich der Freimaurer in der großen Welt auf keinerlei Weise lossagen kann. Janus hatte zwei Gesichter, und ein Freimaurer hat auch zwei; eins hat er für die Welt und eins für die Loge; allein er hat nur ein Herz, und was für ein Herz ist das! Es ist ein Herz, meine Brüder, das groß durch Gesinnungen, Alles wagt, wenn es seine freimaurerliche Seite zeigen will, und das, wenn es auf Ehrensäulen für die Tugend ankommt, den Weibern zu Kroton nichts nachgiebt, die ihren Schmuck abreißen, um ihn in dem Tempel der Juno aufhängen zu können. Es ist ein Herz, das sich in der großen Welt des Bruders nicht schämt, und da wir voraussetzen, daß ein jeder Maurer, von der Seite betrachtet, die er der profanen Welt zukehrt, ein würdiger Mann in seiner Art sey, so erhebt sich das freimaurerliche Herz über die Vorurtheile des Pöbels, der sich treufleißig nach Geburt und Aemtern erkundigt, ehe er höflich ist; es erhebt sich über diese Vorurtheile und über alle, die ihnen ähnlich sind, redet mit dem Bruder außer der Loge als mit einem verdienstvollen Mann, und verweigert dem nicht die Hand, dem es den Mund nicht reichen kann.

Ja, da uns — — — — — —
— — — — — — — —
Solch ein Herz besitzen, das nenne ich, ein Bruder außer der Loge seyn.

Es ist Zeit, Beweise für die Regelmäßigkeit dieser Grundsätze anzuführen. Beweise in einer Gesellschaft, wo Niemand zweifelt? Lassen Sie mir immerhin dieses Wort, meine Brüder, das ein Redner so gerne, als ein junger Held Wunden und Schlachten, im Munde führt. Ich werde für Ihre Nachsicht erkenntlich seyn, und Sie bloß mit ein Paar Anmerkungen unterhalten.

Der Freimaurerorden ist, nach den Stadtneuigkeiten, eine Materie von altem Schrot und Korn für den schalen Witzling gewesen, mit welcher er die Huldigung einer phlegmatischen Gesellschaft zu verdienen sucht, und auch ein Enkel vom Cartesius, der ein Sohn des Pyrrho war, ein philosophischer Kopf voll Zweifel, hat in der Freimaurerei Stoff zu Privatdisputationen gefunden. Ich mag nichts von dem Endurtheil gewisser anderer Leute sagen, die uns mit heiligen Händen in's Kirchen- und Ketzerlexikon gepflanzt haben. Genug, die halbe Welt hat sich wider uns verschworen, und es ist billig, es ist nothwendig, daß diese halbe Welt, da sie, ohne unsere Geheimnisse in Gefahr zu bringen, nicht zu widerlegen ist, auf eine andere Art befriedigt werde. Unsere Handlungen, meine Brüder, sollen die Antworten auf alle vorgebrachte Einwürfe wider uns seyn; und wehe uns, wenn wir uns hier die allergeringste Nachlässigkeit übersehen! — — Sie haben Recht, meine Brüder, wenn Sie behaupten, daß man sich bei Thaten des Herzens, bei großmüthigen Hand-

lungen Profane eben sowohl als Brüder zu Gegenständen bestimmen könne. Ein Freimaurer, der schon die obern Classen der Tugend bestiegen, und dem es edel zu seyn zur andern Natur geworden, handelt nicht anders als ehrwürdig, wenn er jenem weisen Athenienser sicher folgt, der nicht in seiner Vaterstadt, sondern in der Welt zu Hause gehören wollte; allein wie schwer ist es, ein Landsmann, wie schwer, ein Bruder eines jedweden Menschen zu seyn? Erhabener Freimaurer! du hebst die Tugenden im Kleinen an, wenn du dich noch nicht stark genug fühlst, sie im Großen zu behaupten; du lernst einen Bruder lieben, ehe du dich an einen Fremden gewöhnst, und die große Welt ist in dieser Lage nichts Anderes als eine hohe Schule für dein Herz, welche man ohne die nöthige Vorbereitung zu höhern Studien entweihet. Nach und nach, meine Brüder, breitet sich die Großmuth eines Maurers weiter aus, wie sich die durch den Schall bewegte Luft allmählig ausbreitet, und der, welcher sich zuerst in der Familie seines Herzens einen Namen gemacht hatte, zeigt sich nunmehro der Welt, und wird bewundert. — — Ja, sagen Sie selbst, meine Brüder, sind wir nicht auch der Loge diese Rechtfertigung unseres Charakters schuldig, daß wir uns außer derselben wie Brüder begegnen? Die Verstellung, so weit auch der Spiegel und ein boshaftes Herz den Menschen darinnen gebracht haben, ist noch immer schwer, ein ganzes Leben hindurch behauptet zu werden. Die tägliche Erfahrung würde mich hier in langer Zeit zu keinem Wort kommen lassen, wenn ich ihr weitläufig zu seyn erlauben wollte. Ein Liebhaber, der die Sprache der Schmeichelei bei seiner Schönen redet, wird über kurz oder über lang aus einem galanten Mann ein

predigender Hausvater, und seine Galanterie eine abgekommene Mode, auf die man sich nicht ohne zu lachen besinnen kann. Wenn man die Schlüssel zu einem Amte gefunden hat, so bückt man sich nicht mehr, und im letzten Aufzuge des Lustspiels, was ist Tartüffe der Heilige? Ein betroffener Bösewicht. Fürchterlicher Gedanke, keine Donnerwolke kann schrecklicher aufgehen, als du in dem Herzen eines patriotischen Maurers! Und doch finde ich es natürlich, also zu denken: Dieser oder Jener sey ein Heuchler, ein Niederträchtiger, er, der Stunden lang brüderlich auszusehen, und einen ganzen Monat hindurch stolz auf uns herabzublicken weiß, er, der eine Tugend besitzt, die wie ein kaltes Fieber ihre Stunden hält, und die um desto verdächtiger ist —

Es ist nichts mehr übrig, als daß ich Ihnen, neuaufgenommener Bruder! zu dem ersten Schritt Glück wünsche, den Sie an einem so feierlichen Tage in unser Heiligthum gethan haben. Doch meine ganze Rede, was ist sie mehr als ein Glückwunsch an Sie gewesen? So viel Logen in der Welt sind; so viel Häuser voll Brüder haben Sie, Brüder, die Ihnen großmüthig die Hände reichen, um Sie über die schweren Stellen des Lebens überzuhelfen. Was für eine glückliche Reise wird Ihnen diese Welt seyn! Sind Sie am Grenzstein zwischen Leben und Tod — Heil Ihnen, mein Bruder! Durchdenken Sie die Scenen Ihres Lebens so achtsam, als ein Autor sein Manuscript durchdenkt, ehe er's dem Druck übergiebt, — — und dann noch eine Scene für den Bruder, der auf das traurige Vergnügen war=

tet, Ihnen die Augen zuküssen zu können. Ihr letzter Blick, Ihr letzter Druck der Hand gehören ihm und auch das letzte Wort: Wir sehen uns wieder!

Von den erlaubten Geheimnissen der Tugend.

Sehr ehrwürdiger Großmeister!
Verehrungswürdige Brüder!

Wir arbeiten alle unter der Aufsicht des Schöpfers und Meisters aller Dinge auf der Werkstätte dieser Welt, und ein neues Jahr strenget unsre Kräfte von Neuem an. Die Erde unterhält sich von Künstlern und Arbeitern, und wäre der Mensch nicht nach beiden Theilen seines Wesens zu Beschäftigungen geschickt, so würde er das Thier seyn, das auf Erden am ersten untergehen müßte. Der Hammer, das Winkelmaaß, der Hebel, die Räder und tausend Werkzeuge der Künstler, sind in ihren Händen beständig wirksam. Es bauen zwar nicht alle Tempel oder Säulen, sondern auch nur Hütten und Pfosten: es ist aber doch eine Pflicht eines Weltbürgers, nicht zu ruhen, sondern zum Weltbau seine Steine und seinen Beitrag, so gering er sey, mit herbeizubringen, damit diese Pyramide immer höher gen Himmel aufsteige.

Die Natur, sehr ehrwürdiger Großmeister, verehrungswürdige Brüder! soll uns auf unser Herz führen. Das Gebäude der Tugend ist so allge=

mein für das ganze menschliche Geschlecht, als die Arbeit und Kunst der Antheil und die Nothdurft der Menschen von jeher gewesen. Hat aber auch die Kunst die Natur erhoben, und durch Erfindung gewisser Kunstgriffe zugleich sich einige Geheimnisse angeschafft, so will ich hierin die Aehnlichkeit entdecken und behaupten, daß die Tugend, deren guter Sinn in unser Herz gesenkt ist, das Ansehen und die Gebräuche einer Kunst gewinnen und mit gewissen Seltenheiten und Geheimnissen prangen könne, die keiner als der Kunstverständige und der Zunftgenosse theils versteht, theils richtig zu beurtheilen weiß. Ich falle dabei auf nichts leichter, meine Brüder, als auf den edlen Orden der ehrwürdigen Freimaurerei. Erlauben Sie mir, Ihnen zwei Sätze zur Prüfung darzustellen.

Ich frage erstlich: Ob die Tugend Geheimnisse habe?
Und ich kann daher

Zweitens beweisen, daß es dem Freimaurer erlaubt sey, auch die seinigen zu haben.

Da mir Ihre aufrichtige Freundschaft kein Geheimniß ist, so weiß ich nichts gewisser, als daß Sie mir Ihre Aufmerksamkeit gönnen werden. Geheimnisse bedeuten in meiner Rede keine unbegreiflichen, sondern nur verborgene Dinge. Das Erstere haben eigentlich nur die Geheimnisse der Religion an sich, und in einem etwas veränderten Sinne tragen auch die Räthsel der Natur diesen Zug an ihrer Stirne, jene Erzeugung kostbarer Metalle in den Eingeweiden der Erde, jene Donner der Electricität, jene Wendungen des Magneten. Wir gedenken uns hier aber nichts mehr als gewisse Einsichten, Gebräuche und künstliche Vortheile, die den Meisten verdeckt bleiben.

Es ist nicht nöthig, den Charakter der Tugendhaften zu schildern; wer weiß nicht, daß er den rechtschaffenen Mann, den aufrichtigen und großmüthigen Freund in sich begreift. Tugend ohne Menschenliebe ist Heuchelei oder Misanthropie, die eher zu bedauern als zu loben ist. Allein, habe ich nun nicht den Einwurf zu befürchten, daß eben diese offenherzige Tugend keine Maske, keine dunkle Wege, keine Verborgenheiten und Geheimnisse lieben müsse? Ein Tugendhafter sey freimüthig, er habe nichts zu verschweigen, er habe nichts zu verstecken. Ich werde diesem Einwurfe, meine Brüder, glücklich ausweichen, wenn ich nur den ganz falschen Begriff von der Tugend entferne, als wenn sie sich wo damit suche als eine Heuchlerin zu schmücken, oder aus Furcht und Bewußtseyn ihrer Schwäche gezwungen sey, sich einen Hinterhalt zu machen. Nein! diese Göttin gehet ohne Schleier, so wie die Wahrheit. Sehet ihr getrost in die Augen; ihr leset auf der Stirne des ehrlichen Mannes zugleich sein ruhiges Gewissen. Der Boshafte, der Ränkespieler, der Betrüger, diese Bösewichter haben Schlupfwinkel, Streiche und Geheimnisse der Bosheit. Die Tugend offenbart Jedem ihre Absichten, und weiset aller Welt die Mittel und Wege an, gute Sitten und edle Eigenschaften zu haben. Sie ist nicht staatslistig, oder eigennützig oder verschmitzt. Allein ist es denn nicht erlaubt, daß dieser oder jener Tugendhafte sich besondere Sinnbilder, besondere Vorschriften in der Tugend macht, ja gar besondere Kunstgriffe, wenn ich so sagen darf, ausgesonnen, ihre Ausübung dem Gedächtnisse zu erleichtern, Kunstgriffe und Erfindungen, die er nicht eben Jedermann, sondern nur dem anvertrauen darf, der sich zu eben so edlen End=

zwecken dadurch regieren ließe? Ist das Erstere ein sträflicher oder dem Gebiet der Tugend nachtheiliger Vorsatz, wenn man es zu erweitern und mehrere Bürger anzulocken sich bestrebt? Und damit man nicht einwende, der Tugendhafte müßte seine Erfindungen ausposaunen und selbst der undankbarsten Welt preisgeben, so verbietet dieses vielmehr die Klugheit, um nicht den Schein des Ehrgeizes zu haben, noch durch Gemeinmachung der Heiligthümer der Tugend diese Perle zu erniedrigen. Dürfen wir unserm Nächsten über unsre Güter freie Gewalt lassen, wenn er Alles verwüstet, oder durch den Beistand, den wir ihm leisten, uns entkräften? Ja, sind wir verbunden, seine besondere vertraute Freunde zu werden, wenn er dessen nicht würdig wäre, da es genug ist, daß wir ihm nicht die allgemeine Liebe entziehen? Dieß ist es, was ich behaupten will. Die Tugend theilt sich Allen mit, und behält doch immer für sich einige Vorrechte und Absonderungen. Kann man es den ägyptischen Priestern so sehr verargen, daß sie ihre Künste verborgen hielten, daß sie die Siegelbewahrer der Weisheit Aegyptens waren, aber doch sich denen nicht entzogen, die mit einem würdigen und lehrbegierigen Gemüthe sie um Entdeckung ihrer Schätze ansprachen? Was hatten sie nöthig, ihre Erfindungen gleichsam auszustoßen, und durch eine mehr gefährliche als gemeinnützige Bekanntmachung zu entheiligen? Man denke nicht, daß sie dadurch dem Besten der Republik geschadet. Nein! solche Entdeckungen, die dem gemeinen Wesen nützen können, müssen ihm auch geliefert werden, und der Hochmuth oder die Gewinnsucht werden die Urheber schon antreiben, ihre Thaten und Vorschläge auszubreiten. Aber Erfindungen, die den Schwung und

die Ausübung der Tugend für sich in stillen Gesellschaften zum Augenmerk haben, können auch in den Zellen derselben als ein Heiligthum aufbehalten bleiben. Pythagoras handelte klug, daß er sich nicht völlig gegen seine Schüler in den ersten fünf Jahren ausließ, und daß er nur den bewährtesten und vertrautesten erlaubte, sein Angesicht zu sehen, hinter dem Vorhange mit ihm zu reden, und die geheimen Anweisungen zur Tugend aus seinem Munde empfangen. Der Kaiser Antonin, der Philosoph, berichtet uns selbst, wie viele Uebungen er durchgehen müssen, ehe man ihn zu den Geheimnissen der Ceres, oder den besondern Ceremonien in dem Gottesdienste dieser Göttin, zugelassen habe.

Es ist auch zuweilen eine Klugheit, in der Tugend verschwiegen und mit seinen Sittenregeln verborgen zu seyn. Creon ist ein guter Mann, aber er sagt aller Welt, wie es in seinem Hause zugeht, er verräth seine Schwachheiten und die Gegenmittel, die er dafür braucht; er frägt um Rath gegen die Ausschweifungen seines Weibes; und ob er gleich eine gute Meinung von sich hat, so ist er hierin unbedachtsam und ein Schwächling. Ich darf so wenig die Mittel, die ich ergreife, mich in meiner Tugend zu treiben, Jedermann vorsagen, als ich nöthig habe, Jedem, außer meinem Arzt, die Fehler meines Körpers zu entdecken. Wie Vieles könnte ich hier von dem Plauderhaften in der Tugend, von dem eitlen Geschwätz über dieselbe, das bei Einigen so hitzig und ruhmräthig ist, wie der Trieb der Damen, über einander zu lästern, von der Prahlerei mit der Tugend, die ein Manus des St. Mard in der Juno und Diane entlarvt, aber auch im Gegentheil von dem übertriebenen Geheimnißvollen, von dem Galimathias in der Tu-

gend sagen? Nur ich sehe eine ehrwürdige Gesellschaft vor mir, die hierin die rechte Mittelstraße trifft, und die berechtigt seyn kann, gewisse sinnreiche Erfindungen der Freundschaft und edelmüthige Zwecke vor sich geheim zu halten, aber doch Keinem, als die unwürdig sind, diese Ehrenzeichen zu tragen, ihre Thüren verschließt*). Die Freimaurerei ist jederzeit eine Klippe gewesen, an der, ohne ihr Verschulden, das Urtheil vieler sonst klugen Leute gescheitert. Und wenn man die Macht des Vorurtheils über die Menschen in seiner Größe, Gewalt und Unruhe erkennen will, so suche man sich dieses Ordens werth zu machen, seine schönen Geheimnisse zu erfahren und dann hinterwärts auf die verkehrten Urtheile der Scheinheiligen, der Dummköpfe oder der Neugierigen zu blicken. Wir wissen, der wahre Freimaurer soll ein

---

*) Mehrentheils fallen die Urtheile auf das Aeußerste. Entweder man lacht spöttisch, oder man ärgert sich. Einige sehen in der Freimaurerei nichts, Andere sehen lauter Abenteuer. Man betrüge sich nicht in Beidem. Es können Geheimnisse seyn, die, wenn sie nicht groß, doch werth zu wissen, und wegen ihres reellen Grundes und eben so edler Absichten schätzenswerth sind. Der Menschenfreund in der Schürze ist derselbe in anderm Anzuge, mit dem Menschenfreunde am Ruder des Staats oder im Mantel. Diese Gedanken wickle ein Jeder aus, so kann er Geheimnisse erfahren, und verschwiegene nicht ganz verwerfen. So kann man die Fabel eines witzigen und verdienstvollen Schriftstellers von der Freimaurerei mildern. Ist es ein Scherz, so scherzen wir mit. Ist es Ernst, so müßte man ganz durch den Vorhang gesehen und alle Stufen erstiegen haben. Ein Scepticismus, ein wenig Aufhalten für die Neugierigkeit ist nicht undienlich; aber sie muß nicht gleich unwillig werden. Man muß zuweilen mit der großen Welt urtheilen, und in der Stille vor sich denken.

Freund der Tugend und der Menschen seyn — (wir schließen die abgestorbenen oder kranken Glieder aus, keine Gesellschaft rechnet billig die Unwürdigen unter sich) — er hat dieselben Geheimnisse, die die Tugend hat; er hat aber auch seine Eigenthümlichkeiten, seine Erfindungen, Bilder und besondere Mittel, Freundschaft, Ehrliebe, Religion und Geselligkeit zu unterhalten. Es ist ein Gottesdienst, den er der Tugend erzeigt, und dabei er seine edlen Gebräuche hat, von denen er selbst der beste Ausleger ist. Wer kann ihn mit Recht zwingen, die Hülfsmittel zur Tugend gleichsam dem blinden Pöbel vorzuwerfen und zu entblößen, die allein seine Glieder, Freunde und Kenner zu schätzen, die Wage haben?

Unsre Eingänge, meine Brüder, sind den Unbesonnenen verschlossen, unser Winkelmaaß ist nicht verrückt, unsre Logen sind gerecht, wir arbeiten und lernen, wenn es erlaubt ist, von unserm Namen ein Sinnbild beizubringen, wir lernen mitten in den Fluthen der neugierigen und unbeständigen Welt unsre Anker klüglich sowohl werfen, als auch lichten. Der Baumeister so vieler Welten, der Herr so vieler Logen, gönnet uns ein neues Jahr. Kann ich Ihnen, sehr ehrwürdiger Großmeister! eine bessere Probe unserer gerechten Arbeit liefern, als die darin besteht, daß alle unsre Wünsche für Ihr Leben und Wohlergehen dahin vereinigt sind, daß wir unter Ihnen das Gebäude unserer einträchtigen Tugenden mauerfest machen, und zu immer höhern Stufen aufführen mögen? Sie, meine Brüder, sind mit einem gleichen Bande verbunden, und ein gleiches Glück fröne unsre Entschlüsse, Hoffnungen und Verbindungen! Ein weiser Bauherr aller Dinge, ein großer Prinz, der über uns einen sanften Scepter führet und

die Schnur seines Degens, so wie das Winkelmaaß seiner Handlungen kennt, die Tugend, die unsre eigne lenken soll, lassen mich ein gutes Jahr und das blühende Wohlergehen unserer Loge erwarten. Sollte es möglich seyn, daß diese drei Anker reißen könnten?

Die Ehre der Tugend im Verborgenen.

Auch in der Dunkelheit giebt's göttlich schöne Pflichten,
Und sie im Stillen thun, heißt mehr als Held verrichten.
Gellert.

Sehr ehrwürdiger Großmeister!
Verehrungswürdige Brüder!

Werden Sie es mir wohl vergeben, wenn ich das Fest dieses großen Tages, der nur den Empfindungen des Herzens und einer gereinigten Freude geheiligt seyn soll, durch die Berührung eines Einwurfs wider unsern Orden unterbrechen werde? Sie wissen es, meine Brüder, daß die Neugierde und die Bosheit unserer Feinde jederzeit die Ehre und die Glückseligkeit unseres Ordens zu untergraben gesucht haben. Unsere Gegner sind mit Schande bedeckt, daß ihre niederträchtigen Absichten niemals ihre Erfüllung gesehen. Sie kochen vor Wuth, daß auch Fürsten die Schürze und das Winkelmaaß erwählet und in unsern Logen so gerne den Pomp der Thronen vergessen. Sie geben uns mit einer höhnischen Miene und einem abgezwungenen Geständniß zu, daß

unsere Versammlungen einen rechtmäßigen Endzweck haben können. Ist es aber erlaubt, sagen sie, diese guten Absichten vor den Augen der Welt zu verbergen? Sind wir nicht verbunden, gute Handlungen öffentlich vorzunehmen? Würde durch die Bekanntmachung der freimaurerlichen Geheimnisse der Orden nicht mehrere Glieder bekommen, und der Nutzen dadurch allgemeiner werden? Muß man die Vortheile des Guten nicht so oft vervielfältigen, als es möglich ist? Ich glaube, dieses ist der Einwurf in seiner Stärke. Ich dürfte mich nur auf die Projecte und auf die Plane der Staatsmänner berufen, so hätte ich ihm seine größte Stärke benommen. Wer wird es leugnen, daß in den Kabinetten der Fürsten die ersten Grundrisse von dem Flor eines Staats, von der Wohlfahrt der Unterthanen und von dem Besten ganzer Theile der Welt entworfen werden? Sie sind groß, prächtig und erhaben, und doch müssen sie oft bis zu dem Punkt ihrer Entwickelung der Welt ein Geheimniß bleiben. Und warum ziehet die Staatskunst eine Decke über ihre Entwürfe? Weil sie sonst ihren Endzweck nicht erreichen würde. Und ist es denn nothwendig, daß ein jeder guter Endzweck einer Gesellschaft der ganzen Welt bekannt sey? Der Grund hierzu liegt nicht in der Natur einer guten Handlung. Sie hat ihren Werth in sich selbst. Die Idee von den größern Vortheilen, die diese guten Absichten in der offenbaren Welt haben, gehöret unter die Hypothesen, die die Erfahrung mit einer Art von Eigensinn oft beweiset und umstößt. Ja es giebt Verbindungen und Absichten, die ihr Ansehen und ihren Nutzen verlieren würden, sobald sie allgemein wären. Wir kennen ja den Geist der Veränderung, der die Menschen mit der größten Gleichgül-

tigkeit auch über die erhabensten Dinge hinwegsehen läßt, sobald sie der Gebrauch allgemein gemacht hat. So lange eine Sache noch neu ist, oder noch in gewisse enge Kreise, in bestimmte Gesellschaften eingeschlossen ist, so lange besitzt sie die Hochachtung der Welt, zum wenigsten in ihrem stärksten Ansehen. Woher kam es wohl, daß die christliche Religion in ihrer Kindheit, wenn ich mich so ausdrücken darf, da sie ihre Bekenner noch unter dem blutigen Schwert der Verfolger, bei den Gräbern der Märtyrer, und in verschlossenen Gewölben versammelte, mit einem so heiligen und entzückten Eifer verehrt wurde? Nicht darum, weil eine kleine Anzahl Menschen dieselbe ausmachte, und weil ihre Heiligthümer noch nicht unter die Menge des Pöbels, diesen ungeheuren und fühllosen Kolossen, getreten waren? Wo ist jetzt jener Eifer, jene Begeisterung, jene heilige Begierde, für die Ehre der Religion auf den Scheiterhaufen zu gehen? Die Religion ist allgemein geworden, und eben dadurch bei den Mehresten ein frommes Ceremoniel!

Dies ist der Charakter der Menschen! Warum kann es denn nicht auch in der Tugend Gesellschaften geben, die, um die Vortrefflichkeit ihres Nutzens heilig und im ersten Ansehen zu erhalten, ihre Vortheile und ihre Absichten nicht allgemein machen können? Und wer will es behaupten, daß diese verschlossenen Verbindungen keine nützlichen Folgen auf die große Welt ausströmen können, ohne sich selbst verrathen zu dürfen? Wie viel sind Wirkungen in der Natur, deren Ursachen uns verdeckt bleiben! Ist ein Fluß seinem Lande weniger nützlich, wenn er seine Quelle verbirgt? — Wäre es mir erlaubt, die Geheimnisse unseres Ordens der Welt zu entwickeln, so würde sie gestehen, daß die Vortheile des-

selben ihre Hoheit und ihre Vortrefflichkeit verlieren würden, wenn die ganze Welt zu diesem Tempel treten könnte. Ist es nicht besser, gewisse Vortheile im Kleinen recht heilig zu bewahren, als sie im Großen zu verlieren? Und muß man deswegen gar lasterhaft seyn, wenn man gewisse Handlungen im Verborgenen thut? Welches abscheuliche Urtheil! Schande der Menschheit!

Die Tugend glaubet nie, was ein Verläumder spricht;
Wer schlimm von Andern denkt, ist selbst ein Bösewicht.
v. Cronegk.

Ja ich glaube, daß die Tugend in verschlossenen Gesellschaften mit mehrerem Eifer, mit größerer Majestät und mit einer erhabenern Würde erscheinen kann. Erlauben Sie mir, meine Brüder, dieser Wahrheit weiter nachzuspüren. Was glauben Sie, wenn ich zu behaupten suche, daß die Tugend ihren Thron auch in der Dunkelheit aufbauen kann, und daß sie nicht nöthig hat, auf den Beifall der Welt geizig zu seyn; werde ich dadurch nicht zugleich die Rechtmäßigkeit verschlossener Gesellschaften behaupten, und daß auch unsere Zusammenkünfte, ohne ihren Endzweck zu verrathen, tugendhaft seyn können? Ja, meine Brüder, die Tugend hat ihre wahre Ehre im Verborgenen. Dieses sey mein Thema. Habe ich nöthig, um ein geneigtes Gehör zu bitten? Ich rede von der Tugend, ich rede im Tempel der Tugend, ich rede in einer Gesellschaft rechtschaffener Freimaurer. Dieses ist genug!

Die Tugend, meine Brüder, ist immer mit dem Charakter der Göttlichkeit und der Majestät bezeichnet, sie mag entweder mit ihrem ganzen Pomp auf dem Theater der großen Welt auftreten, oder ihre Herrlichkeit in verschlossenen Zimmern und in dem engen Zirkel

vertrauter Freunde ausbreiten. Es ist wahr: große Handlungen, die sich vor den Augen der ganzen Welt aufdecken, sind wie ein reißender Strom, der sich mit Gewalt und mit einem betäubenden Geräusch durch seine Ufer wälzet. Sie werden auf allen Seiten von dem lauten Beifall begleitet, und allenthalben sind für sie Altäre und Ehrensäulen aufgebaut. Nicht aber alle Auftritte der Tugend gehören für diese Scene. Es giebt Pflichten, die sich in einer ehrwürdigen und rührenden Stille ausüben, so wie ein sanfter Fluß, der sich unter dem Schatten bedeckter Ufer fortschlängelt. Wenn wir die Cäsars und Augusten auf ihren Lorbeeren den Ruhm ihrer Thaten genießen sehen, so reißt uns eine Bewunderung hin, die unsere Seele gleichsam starr macht. Sehen Sie aber auch den Weisen in der Stille, der, ohne sich in das Geräusch der Welt zu drängen, den Umfang seiner Menschheit erfüllet, und von dem göttlichen Werthe der Tugend begeistert, sich durch seine Handlungen selbst belohnet. Er hat kein Herz für das Lob der Welt, sondern nur für ihr Wohl! Er würde sie segnen; auch wenn sie ihn mit Undank in's Verderben stürzte. Erblicken Sie hier nicht einen Strahl der Hoheit, die von allem äußerlichen Glanze entkleidet, ihre innerliche Majestät in der größten Stärke verräth? Eine große Empfindung, in die sich die Eifersucht der Nachahmung mischet, nimmt uns bei diesem Bilde in ihrer ganzen Ausdehnung ein. Unser Gefühl vervielfältiget sich hier, so wie die Farben in einem Prisma!

Nur der Pöbel und der schlechte Mensch, der bloß an das Sinnliche gebunden ist, siehet den äußerlichen Pomp, der große Handlungen begleitet, für die Tugend selbst an. Sein Geist ist zu dick, bis auf die innerlichen

Triebfedern zu dringen und die Grenze zwischen dem Wesentlichen und dem Zufälligen zu bestimmen. Er bewundert oft ein schlechtes Metall, das die Hand des Künstlers mit einem Glanze überzogen, und verwirft das Gold, wenn es noch mit den Schlacken des Schachts bedeckt ist. So betrügt uns immer das Aeußerliche! Nur der Philosoph sucht die wahre Bestimmung des Werths, und sein Auge ist gewohnt, durch die Decken des Aeußerlichen hindurch zu dringen.

Hat denn die Tugend auch nöthig, den Beifall der Welt in ihrem Gefolge zu haben? Wird sie dadurch ehrwürdiger, erhabener und göttlicher werden? Und was ist denn diese Ehre und dieser Beifall der Welt? Ein vielköpfiger Götze, der aus Unwissenheit, Ehrgeiz, Aberglauben, Parteilichkeit und eigennützigen Absichten lobet und schimpfet. Sein Weihrauch ist eine stinkende Wolke von Rauch, die der Hauch des Geschmacks zerstäuben muß, um das wahre Lob der Kenner zu bemerken. Nein, meine Brüder, der Weise verlangt nicht dieses Lob *). Die Tugend hat ihre Göttlichkeit in sich selbst, und diese ist so ewig, wie ihr Begriff. Er erfüllt die Pflichten der Natur, weil ihn seine Bestimmung, seine Lage und die Schönheit der Tugend dazu verbinden. Er empfindet mit jedem Pulsschlage das Glück der Tugend. Sie begeistert ihn mit einem Feuer, das ihn kühn

---

*) Quoi! je voudrois devoir mon nom et mon merité
Au caprice inconstant d'une foule séduite
Et n'être vertueux que pour me voir louer!
Que le monde me blâme ou daigne m'avouer,
Je ris de son encens, qui s'envole en fumée,
Et du peuple insensé, qui fait la Renommée.
Poësies divers. Epitre X.

macht, immer tiefer in ihr Heiligthum zu dringen, und das zugleich die Belohnung seines Herzens ist. Hier ist der Plan der Tugend gezeichnet, und diesen arbeitet er ohne Stolz auf ein Lob, still wie in einer Einöde, und mitten in der Welt aus.

Es gehöret eine Hoheit des Geistes, gewisse Züge, die das erste Gepräge von dem göttlichen Ursprunge der Menschheit an sich tragen, und eine gewisse Begeisterung des Herzens, die uns bis an die Grenze der menschlichen Würde setzt, dazu, um im Stillen die Pflichten der Tugend auszuüben. Aber hier zeigt sich auch der Mensch in seinem erhabensten Gesichtspunkte. Sie wissen es, meine Brüder, die Ehre der Tugend kann von keinem Lobgedicht, von keinem Geschrei der Welt abhängen. Ihre Ehre liegt in ihren Grundzügen, und in diese ist sie mit einem ewigen Finger der Gottheit eingegraben. Eine Handlung hört auf, tugendhaft zu seyn, wenn die Bewegungsgründe ihrer Ausübung nicht aus ihr selbst geschöpft sind, sie mag so groß, so prächtig erscheinen, wie sie immer will. Wir müssen die innersten Falten des menschlichen Herzens entwickeln und seine Schlupfwinkel durchforschen, um aus den geheimsten Bewegungsgründen und dem innerlichen moralischen Sinn eine Handlung mit dem Namen der Tugend bezeichnen zu können. Sehen Sie da, wie man in dem Verborgenen die Ehre der Tugend suchen muß.

Wie viele große Handlungen, die ihre Urheber in der Welt verewigt haben, würden ihren Werth und ihr Ansehen verlieren, wenn wir ihre Bewegungsgründe aufgedeckt sehen möchten. Ich scheue mich, hier einen Blick in das Alterthum und in die Cabinette der Staatsmänner zu werfen, um Beispiele für diese Wahrheit anzu-

führen! Aber warum sollen wir auch Handlungen entheiligen, die, ohngeachtet ihrer schlechten und unbilligen Triebfedern, die nutzbarsten Folgen in die Verknüpfungen der Welt ausgestreut haben, und die die Folge der Zeit, und oft ein frommer Aberglaube, als heilig angeschrieben haben? Sie winken mir, den Vorhang von dieser Seite der Menschheit nicht aufzuheben. Der Irrthum ist uns oft so nöthig, als die Wahrheit.

Genug, Sie sind überzeugt, meine Brüder, daß die glücklichen Folgen einer Handlung und der äußerliche Beifall, der gleich wie ein ausgerissener Strom zustürzet, nicht die wahre Größe des tugendhaften Mannes bestimmen können. Sie geben ihm keinen größern Werth, als das Gepräge den Münzen.

Die Tugend ist immer ehrwürdig, immer göttlich, wenn sie auch in den dicksten Hainen verborgen bleibt.

Verdient der Geistliche des Lessing, der seinen Feind, der noch ein Atheist, der Contrast seines Charakters war, nicht eine wahrhafte Verehrung, wenn er diesen Feind, der ihn auf der empfindlichsten Seite beleidigte, ohne sein Wissen aus den verworrensten Umständen durch Aufopferung seines Vermögens zu retten suchte? Welche Großmuth! welches Erhabene! welche Aussicht eines großen Herzens! — Lassen Sie ihn diese Großmuth öffentlich zeigen! Wo bleibt dieses Licht der Tugend, dieser Blitz des Erhabenen, der unsre Empfindung auf einmal durchfährt? Er ist noch immer ein großmüthiger Mann, es ist wahr, aber nicht mehr auf derselben Stufe, er hat viel von seinem Colorit verloren.

Und was werden Sie sagen, meine Brüder, wenn ich zu behaupten suche, daß der laute Beifall der Welt

den Geist und den innerlichen Heroismus der Tugend, der uns zu großen Thaten kühn macht, sehr oft über seine Grenzen stoßen kann? Ferne sey es von mir, diesen Satz allgemein zu machen. Die Welt müßte sonst lauter Bösewichter in ihrem Schooß ernähren, und Dummheit und Trägheit der Seele würden nur allein den Schein des Rechtschaffenen an sich haben können.

Ehrgeiz und Eigenliebe sind zwei mächtige Tyrannen über unser Herz! Sie schleichen sich mit einer fast unüberwindlichen Anmuth in dasselbe ein, und machen uns zu dem geliebten Götzen, den zu befriedigen, wir Alles in der Welt unternehmen, und Religion und Natur mit kaltem Blute übertreten können. Die größte Anlage zu einem großen Mann ist auch immer die Anlage zu einem großen Bösewicht. Der Abstand ist unendlich, aber der Weg dazu ist kurz. Es wird ein ungemein großer Geist und eine gewaltige Empfindung der Tugend dazu erfordert, diese Feinde unseres Herzens in ihre natürlichen Schranken, die für unsere Bestimmung bezeichnet sind, einzuschließen. Wie leicht kann man die Majestät der Tugend und das Beste der Welt aus dem Gesichtspunkte verlieren, wenn man sich mit Ehrenpforten und Lobgedichten belohnt sieht? Unser Herz ist der größte Betrüger und aus dem Betruge des Herzens folgt der Betrug der Welt. Unsere Tugenden sind dann nichts als große Laster, in ein vortreffliches Perspectiv gesetzt. Und noch zu glücklich sind wir, wenn wir uns an dieser Aussicht sättigen können! Wie oft schleudert uns ein aufgeschwollener Ehrgeiz zu den abscheulichsten Verbrechen?

Der älteste unter den Horatiern kommt mit den Lorbeeren des Sieges gekrönt, als der Erretter der Ehre

Roms, aus dem Gefechte mit den Curiatiern zurück. Alles stürzt auf ihn zu. Camilla vergießt Thränen über diesen Sieg, er hatte ihrem Geliebten das Leben gekostet. War dieses ein Verbrechen? Er stößt seiner Schwester den Dolch in die Brust, und verdient sich mit der Hand, die von den Freudenthränen des Volks gesegnet wurde, den Fluch der Natur und der Religion. Und warum? Aus übertriebener Ehrsucht. Die Ehre seiner Liebe für das Vaterland recht heilig zu machen, mußte er auch den Schatten einer Kaltsinnigkeit bei diesem Siege, in dem Blute seiner Schwester rächen.

Warum ließ Cromwell, dieser sonst so vortreffliche Mann, seinen König von der Hand des Scharfrichters sterben? Warum verheerte jener prächtige Unmensch die halbe Welt? Warum verbrannte Herostrat den Tempel von Ephesus? Aus rasendem Ehrgeize, sagen Sie, meine Herren! O Quelle abscheulicher Schandthaten!

Ich weiß es wohl, daß Ehrgeiz und Eigenliebe nöthige Grundtriebe unseres Wesens sind. Ohne diese Triebe würden wir niemals bis zu dem Enthusiasmus in der Tugend hinaufsteigen, unsere Seele würde ohne sie ein träger Klumpen bleiben, der sich in keine große Sphäre heben könnte. Leidenschaften sind unserer Seele eben so nothwendig, wie die Winde dem Meere. Ein gar zu heftiger Sturm aber macht die Wege der See zu Wegen des Todes, und gar zu stark erhitzte Leidenschaften stürzen uns in's Verderben.

Die Begierde der Ehre muß nur eine gewisse Höhe erreichen, über die sie niemals aufschwellen darf, sonst verlieren wir die Schönheit der Pflichten aus dem Gesicht, und das Lob der Welt wird der einzige Endzweck. Ist unsere Lage in den Verbindungen der Welt nicht

groß genug, daß uns der Schwung des Ehrgeizes zu ansehnlichen Lastern hinreißen kann, so hebt er doch allemal den Werth der Tugend auf. Nehmen Sie selbst den großen, den wahrhaftig erhabenen Mann, der diese Eigenschaften des Herzens in ihren Grenzen zu erhalten weiß, der mitten unter den Lobeserhebungen einer Welt, bloß um den Pflichten seiner Bestimmung zu folgen, tugendhaft ist, und der den Ruf des Ruhmes vergißt: werden Sie nicht durch diesen Schimmer hindurchdringen und ihn außer diesen Gesichtspunkt setzen müssen, um sich von der Vortrefflichkeit seines Charakters völlig zu überzeugen? Der Mann, der im Stillen seine Pflichten ausübt, zeigt uns seinen Werth bei dem ersten Anblick. Der erste ist wie eine polirte Spiegelfläche, auf die die Sonne fällt. Unser Gesicht wird geblendet. Wir müssen sie an einen dunkeln Ort setzen, um von der Feinheit ihrer Schleifung urtheilen zu können!

Sie sind völlig überführt, meine Brüder, daß die Tugend nicht nöthig hat, ihre Thaten in das Ohr der Welt zu posaunen: und welcher Freimaurer sollte hiervon nicht überzeugt seyn?

Ich habe es einmal gewagt, die Ehre der Tugend im Verborgenen zu retten: werde ich zu verwegen seyn, wenn ich noch hinzusetze, daß gewisse Tugenden und Pflichten bloß in den engen Zirkeln verborgener Freunde und Gesellschaften, in ihrer wahren Würde und Hoheit erscheinen können?

Es giebt Pflichten, zu deren Ausübung uns weder der Richter noch die Gesetze der Republik zwingen. Bloß der innerliche Trieb der Tugend, oder wenn ich mich mit einem großen Moralisten ausdrücken darf, das über die Tugend wachende Gewissen, muß uns zu diesen anspor-

nen. Die Sittenlehrer, die uns diese Pflichten in der Moral abzeichnen, haben Recht, wenn sie behaupten, daß sie den großen, den ehrwürdigen, den vortrefflichen und den liebenswürdigen Mann bilden. Großmuth, Freundschaft, Umgang, Wohlstand, Menschenliebe und überhaupt alle Pflichten der Gesellschaft gehören in diesen Abschnitt. Alle Sittenschriften sind voll von diesen verschiedenen und erhabenen Tugenden. Wie schlecht aber, meine Brüder, werden sie in der großen Welt ausgeübt! Sie hat sie mit den Fabeln des Alterthums in die Schilderungen der Dichter verbannt. Seitdem der Ehrgeiz, der Stolz und der Hochmuth den Rang und die übertriebenen Vorurtheile desselben mit den Gesetzen des Ceremoniels in die Welt eingeführt haben, seitdem ist dieser Geist der Tugend, diese Begierde, bloß durch Vollkommenheit, Menschenliebe und Tugend ehrwürdig zu machen, allmählig verschwunden. Man muß bis zu den ersten Gesellschaften der Welt hinaufsteigen, um diesen Geist in seinem Glanze kennen zu lernen. Der Hochmuth, dieser unerträgliche Tyrann, duldet nicht gern einen Höhern über sich; die Hochachtung, die er ihm opfert, ist gemeiniglich nur ein abgedrungener Zwang. Er empfindet eine Art von Unrecht in sich, daß man ihn aus der Gleichheit der Natur gesetzt, und er vergißt hierüber seine Pflichten, die er dem Höhern schuldig ist. Die eingeführte Ordnung des Standes ist jetzt sehr nothwendig geworden, das ist gewiß; ich glaube aber nicht, daß sie unserer Natur nach unumgänglich nothwendig gewesen. Es ist immer eine Schande für die Menschheit, daß es nothwendig geworden. Ich befürchte hier nicht die Anmerkung, daß die Freimaurer den Stand der natürlichen Freiheit und

Gleichheit allgemein machen wollen. Diese Anmerkung kann nur der Gedanke eines verbrannten Gehirns seyn. Woher kommt es denn aber, daß wir in der großen Welt die mehresten Pflichten der Moral entweder gar nicht, oder doch nur in einem schwachen Grade beobachten? Das Ceremoniel, so der Stand und die bürgerliche Ehre und auch der stolze Eigensinn festgesetzt haben, machen den Vornehmen und Großen zu steif, sich zu den niedrigen Mitbürgern mit einer edeln und großmüthigen Freiheit herabzulassen. Er beobachtet immer einen gewissen heiligen Abstand, und voll von dieser äußerlichen Ehre, fordert er nur Bewunderung. Der Niedere ist zu stolz, aus Großmuth dasjenige zu thun, wozu ihn etwas mehr Biegsamkeit und Herablassung aufgemuntert hätten. Selbst die Verwickelungen, die sich in der Welt anspinnen, die Absichten der Familien, die Sitten eines jeden Standes, und die Verschiedenheit der Charaktere trennen schon die Menschen und schränken die Wirksamkeit dieser Pflichten in engere Kreise ein.

Wo empfinden wir wohl die wahre Glückseligkeit des Lebens? Nicht in der kleinen Welt unsrer Freunde, die uns entweder die Verbindung oder die Sympathie des Herzens zugeführet hat? — Wo herrscht der wahre Ton der Gesellschaft und die Entzückung des Herzens, die aus Empfindung ausbricht? In dem Umgange mit einer ganzen Welt, die die Brust beklemmt und der Freiheit Fesseln anlegt, oder in den kleinen ausgesuchten Gesellschaften, die sich auch so oft die Großen erwählen, um sich von dem Ungemach des Zwanges auflüften zu können? Es giebt nur immer eine kleine Anzahl von Personen, mit denen man verbunden ist, und für die man Vergnügen, Neigung, Studiren, Vermögen,

Bequemlichkeit, und Alles, was nur reizen kann, aufzuopfern wünscht, und, deren Beifall zu erhalten, auch der Lasterhafte tugendhaft wird. Ihr Umgang ist die Wollust unsers Lebens, ihre Verbindungen werden die unsrigen. Wir freuen uns bei ihrem Glücke und weinen in ihre Thränen. Wir empfinden Alles, was nur ein edles Herz empfinden kann. Wie viel Situationen giebt es nicht hier, worin man Pflichten ausüben kann, die bloß die Empfindung des Herzens lehret, die kein System sagt, und die nur allein in dieser Lage möglich sind.

Und wie viel Vortheile würde die Tugend nicht erhalten, wenn sich beständig ganze Gesellschaften zu ihren Absichten verbinden würden! Der Geist der Nacheiferung, ein edler Stolz, dem Andern ehrwürdig zu seyn, die Verbindung zu einem Endzwecke, eine anständige Freiheit, der Zug der Sympathie und des Genies, sind Mittel, die nur hier in ihrer Stärke seyn können!

Ihr Gesicht wird Freude, meine Brüder! — Die Empfindungen Ihres Herzens reden in Ihren Mienen. Ihr Herz beweist meinen Satz. Sie empfinden auch in diesem Stücke die Vorzüge und das Glück unsres Ordens. Sehen Sie dieses klopfende Herz, das mit einem heiligen Gefühl zittert, und urtheilen Sie, ob ich werth bin, Ihr Bruder zu seyn! Wie stolz können wir auf unser Glück seyn! Alle diese Tugenden, alle diese großen Empfindungen, die die wahre Größe des Herzens und das erhabenste Glück der Menschheit bestimmen, die auf der großen Welt, wo nicht ganz verbannt, doch gewiß in derselben geschwächt sind, wohnen in den Tempeln unsers Ordens. Kein Rang, als den die Tugend giebt, kein sclavisches Ceremoniel, kein Eigennutz,

kein Neid, kein Stolz, keine Feindschaft, keine Eifersucht mischt sich in unsre Versammlungen. Hier sind wir alle Brüder, Priester, Soldat, Artist, Staatsmann und Gelehrter! Welche Idee für ein empfindungsvolles und zärtliches Herz! welche prächtige Aussicht in das Glück des Herzens! welches Glück, ein Freimaurer zu seyn! Ich bin stolz auf diesen Charakter, er ist meine Ehre! Hier legen wir mit dem äußerlichen Titel der Welt auch ihre niedrigen Leidenschaften ab!

Durch diese fest verschloss'nen Thüren
Soll Niemand, als ein Weiser gehn.
Der Geist der Tugend muß ihn führen
Und Weisheit ihm zur Seite stehn!

Hier genießen wir eine Glückseligkeit, die uns die große Welt nicht geben kann.

Laßt sich den Eremiten aus einer übertriebenen Verachtung der Welt in die Wüsten verstecken, um die Tugend zu suchen. Er treibt seinen Haß gegen die Menschen zu weit. Sein Eifer wird Irrthum. Die Einöde ist nicht das Gebiet der Tugend! Hier in unsern Logen, in diesem heiligen Dunkel, kann er sich ihrem Tempel nähern und ihren Einfluß empfinden! Diese Glückseligkeit, diese Bilder des Schönen, diese Empfindungen des Erhabenen umarmen uns bis in unsern Vergnügungen, die die Unschuld und der Geist der brüderlichen Zärtlichkeit heiligen. Wenn Horaz, dieser große Lehrer des Schönen, dieser feine Kenner des Vergnügens, uns in dieser begeisterten Freude und der Geselligkeit sehen sollte, wie entzückt würde er seyn, den wahren Ton der Ergötzung und des Geschmacks in unsrer Freude zu finden. Er würde sich an unsre Tafeln setzen, die den seinigen so gleich sind, wo der Geist der Tugend, der Freiheit,

und die Empfindung des Schönen und Wahren herrschte*), er würde vom Geschmack im Vergnügen auf den Charakter schließen; er würde ein Freimaurer seyn!

O meine Brüder! laßt uns unser Glück in seinem Umfange, in seiner ganzen Schönheit empfinden. Dieser Tag sey uns heilig, dieser große Festtag, an dem sich alle Brüder mit einer heiligen Feierlichkeit in ihren Logen versammeln, um den Tag ihrer erhabenen Stiftung mit einer tiefen Ehrfurcht zu feiern. Welche schöne Welt, die sich jetzt in allen Theilen der Erde versammelt! Giebt es keine physisch beste Welt, so wollen wir uns doch bestreben, die beste moralische auszumachen! Ich glühe von den Empfindungen der Freude, die ich fühle, daß ich so glücklich bin, ein Mitglied dieses ehrwürdigen Ordens zu seyn. Vergeben Sie es der vollen Entzükkung des Herzens, wenn es keine Sprache für seine Empfindung findet. Die stumme Sprache ist hier die stärkste! Unser Geist sey heute Freude, und unser Vergnügen Unschuld! Laßt uns die pöbelhaften Urtheile der Welt verlachen! Die Tugend erniedrigt sich, wenn sie sich rechtfertiget! Niemals sey es dem Auge des Profanen erlaubt, in unsre Geheimnisse zu sehen und den Plan unsrer königlichen Kunst aufzudecken! Lassen Sie uns, meine Brüder, mit dem erhabenen Charakter eines

---

*) O Noctes, caenaeque Deum — — —
Sermo oritur non de regnis, domibusve alienis;
— — — — Sed quod magis ad nos
Pertinet, et nescire malum, et agitamus, utrumne
Divitiis homines, an sint virtute beati;
Quidve amicitias, usus, rectumve trahat nos,
Et quae sit natura boni, summumque quid ejus.

Freimaurers in die große Welt treten und die Pflichten eines rechtschaffenen Bürgers und Unterthanen ausüben. Unsre Wissenschaft wird uns auch hier das Erhabne und Große zeigen. Der Neid und die Bosheit sey tief unter unsre Füße versenkt! Sie schwärmen, wie die Insecten, um Licht und Flamme! Der große Baumeister der Welt sieht den Plan unseres Tempels, und wie stolz werden wir seyn können, unsre Grundrisse den Augen einer ganzen Schöpfung aufzudecken! Grundrisse, die auch für die Ewigkeit gezeichnet sind!

Die Welt kenne nur den Charakter eines wahren Freimaurers, den er in ihrem Umgange behauptet! Hier ist er in der Zeichnung eines Dichters unsres Ordens! Sie urtheile, ob sie Recht hat, ihn zu verfolgen.

Ein Mann, der durch Verstand, durch Redlichkeit und Fleiß
Zeit, Welt, Glück, Ehr' und Lust kennt und zu brauchen weiß,
Der sein zufriednes Herz durch muntre Mienen zeiget,
Frei denkt, vernünftig spricht und ungezwungen schweiget,
Der keinen Menschen drückt und Jedem gleich vergiebt,
Der Alle Brüder nennt und sie als Brüder liebt,
Der nichts aus Geiz verlangt, und nichts aus Stolz verschenket,
Der seinen König ehrt, und als ein König denket,
Der, wenn er liebet, sich und Andre glücklich macht,
Der Thorheit, Argwohn, Neid und Eigensinn verlacht,
Der, wenn er Freunde sucht, sein Herz zu Rathe ziehet,
Und mehr auf Geist und Herz, als Geld und Titel siehet,
Der nichts umsonst erkennt, erfindet und beschließt,
Frei wie die große Welt, groß wie ein Weiser ist —
Der eine edle That auch in dem Feinde ehret —
Und den der Undank nie in seinem Wohlthun störet,
Der unverändert bleibt, und wenn die Welt zerfiel,
Der, wenn er sterben soll, nicht länger leben will,

Und wenn das Vorurtheil ihm so viel Schrecklichs saget,
Mit schwacher Stimme noch zuletzt sich ruhig fraget:
Ob er im Tode noch von Dem was fürchten kann,
Der ihm im Leben nichts als lauter Guts gethan?

Trostgründe des Freimaurers im Unglücke.

Sehr ehrwürdiger Großmeister!
Verehrungswürdige Brüder!

So genieße ich heute abermals den Vorzug, einen Tag in Ihrem Kreise anzuzeichnen, auf welchen der verewigte Vater unsers Ordens vorzügliche Feierlichkeiten verlegt, und den Er geheiligt zu den getreuen Händen seiner Nachfolger überliefert hat! So ist er da, dieser Tag — der, so wie die Sonne, zur Freude vieler tausendmal Tausende aufgeht, und an dem Ende der Erde, so wie hier vor meinem Blicke, unermüdete Hände auf unsern Altären beschäftiget, Feuer zu freimaurerlichen Opfern anzulegen. — Gesegnet sey dieser Tag! und uns Heil! meine Brüder, die wir, aus den Gedrängen unsrer Aemter gezogen, jedweder profanen Anforderung auf uns ein geneigtes Gehör abschlagen, und heute nichts — als Brüder seyn wollen. Heil uns, Heil dem ganzen Erdboden! wo Monarchen den königlichen Pomp abschütteln, um in leichten Maurerkleidern freier athmen zu können; wo Helden die Welt hinter sich zuschließen, um sich ungestört in dieser friedlichen Stille zum großen Gedanken aufzustützen: daß sie Menschen sind; wo überall in unsern Tempeln dieselbe Sprache gilt, und

dasselbe Zeichen, und derselbe Gedanke, und dieselbe Empfindung — — — Welch eine Vorstellung! welch eine Feierlichkeit! welch ein Tag! = = =

Lassen Sie mich, sehr ehrwürdiger Großmeister, theuerste Brüder! ohne mich weitläuftig über die Gewohnheit der alten Aegyptier zu erklären, die sich bei ihren vergnügtesten Gastmählern ein Todtengerippe auftragen ließen, auf gut alt Aegyptisch bei den Glückwünschen, die ich Ihnen heute schuldig bin, vom Unglück reden, und Sie mit Trostgründen unterhalten, zu welchen sich ein unglücklicher Maurer berechtigen darf. Man verurtheile die ägyptische Gewohnheit; mein Thema bleibt über jede profane Zumuthung erhaben: und da unter Freimaurern keine Cathederetiquette Statt findet, so erlauben Sie mir, meine Brüder, mein erbauliches Todtengerippe ohne rhetorische Solennitäten unter Ihnen aufzustellen, und ohne alle Verbeugungen reden zu dürfen! Nehmen Sie — nehmen Sie meinen Affekt, wie er poltert, meine Worte, wie sie das Herz trifft, meine Empfindungen — nackt — ungeputzt — wie sie sind. Und so, wie erfahrne Hausärzte sich auf jede kleine Wendung im Gesichte verstehen, ohne in tausend Fällen ein förmliches Wehklagen abwarten zu dürfen, so hören Sie mich, wenn ich rede, hören Sie mich, wenn ich schweige, und wenn hie und da eine Empfindung zu immateriell für ein Wort auf dieser Lippe zittert, hören Sie mich — — — —

So gewöhnlich es ist, sich bei aller Gelegenheit Glück zu wünschen, eben so gewöhnlich ist es auch, unglücklich zu seyn. Das erste Geschäft des Menschen in der Welt ist eine laut geweinte Thräne, und sein

letztes verspätetes Wort in derselben ist ein Seufzer. — Sehen Sie da Anfang und Ende, und die Mitte unsers Lebens, was ist sie nach der jetzigen Einrichtung der Welt und den durchgängig patentirten Vorurtheilen anders, als ein Uebergang von Gram zu Gram, von Elend zu Elend, und eine Kette von Hand in Hand gelegten Bekümmernissen? Jeder Stand, jedes Menschenalter, jede Lage, sie sey, welche sie wolle, hat ihre Beschwerden, und selbst der Zustand, den wir Glück zu nennen gewohnt sind, ist, wenn er köstlich gewesen, wie ein schön Gesicht gewesen, das heute blühet und morgen welk ist. Seyd, Sterbliche, Monarchen oder Sclaven, bücket euch in gesunkenen Schäferhütten, oder zieht in weit gemachte Thore des Marmorpalasts, keuchet um Brosamen, die von belasteten Tafeln fallen, oder lebt herrlich und in Freuden, suchet, im Hallerischen Ton an Doris, eure Geliebte zu erweichen, oder seht in den weitausgedehnten Armen einer Gattin auf Geschenke der Ehe herab, die eurem Bilde ähnlich sind — seyd Jünglinge — Männer — seyd was ihr wollet, seyd ihr sterblich, ihr werdet unglücklich seyn. Solon sagte zu einem übermüthigen Monarchen, nachdem er alle seine Schatzkammern und seine Prunkzimmer in philosophischen Augenschein genommen: Man müsse sich nicht vor seinem Tode glücklich schätzen. Allein mich dünkt, Solon sey noch viel zu galant bei seiner Philosophie gewesen. Du — glücklich? hätte er sagen sollen, bei einer schweren Krone —? die sich rings um dein Haupt eindrückt —? und dir blutige Narben läßt? Bei einem Throne, den die frevelhafte Hand deines geringsten Sclaven zu erschüttern im Stande ist —? bei Schmeichlern, die um dich herumkriechen, um Mord und

Verrätherei im Gesichte zu verbergen —? bei Goldklumpen, womit dich vielleicht bald ein mächtigerer Nachbar steinigen wird —? du — glücklich? So halte ich doch den für glücklicher, welcher, in einen festen Schlaf gesunken, bloß träumet, daß Er König ist: denn er — was hat er zu befürchten? dieses einzige, daß er nicht aufwachen möchte = = Warum soll ich mir aber den Weg zu meinen Trostgründen durch mehr Wüsteneien bahnen? warum länger vom Unglück reden? da uns der Verlust eines Freundes, welchen ein unerwarteter Tod aus dieser freimaurerlichen Kette gerissen, noch gar zu lebhaft überzeugt, wie wenig die Sterblichen auch aus diesem Gesichtspunkte vor unangenehmen Zufällen gesichert sind. Er ist nicht mehr — dieser Mann, dessen Verdienste um diese Loge sein Andenken so werth machen, als sie uns auf den Ton zur gemeinschaftlichen Elegie über das traurige Leben bringen. Gräber sind Prediger für die Zurückgebliebenen, und warum sollte dein Grab, Verewigter! nicht heute eine Gesellschaft unterrichten, in welcher dein verschlossener Mund einst die Pflichten eines Redners auf eine so rühmliche Weise befriedigte, warum sollte = = = = Rede! ich will gern schweigen = = Doch Sie wollen bei dieser freimaurerlichen Condolenz Aussichten zur Beruhigung bei'm Unglücke — Trostgründe — nun wohlan, meine Brüder, ich will Sie trösten.

Sagt, Philosophen, die ihr uns Leib und Seele versteinern und eine Härte einschärfen wollt, die unmenschlich ist, was ist das Resultat aller eurer Orakelsprüche, Demonstrationen, Sprichwörter und dergleichen? Zeno, der Stifter der stoischen Weltweisheit, greift bei einem beschädigten Finger zu einem unmänn=

lichen Stricke; und gestehet selbst, Stoiker, die ihr mit einer so hohnsprechenden Miene von den traurigen Schicksalen der Menschen redet, als ein Stutzer von der Untreue seiner Geliebten, daß euer Panzer von philosophischen Sprüchen und scharf bewiesenen Theoremen die Pfeile nicht abstoßen können, welche ein schwarzes Geschick auf euch zudrückt; gestehet, daß eure unpraktische Gelehrsamkeit, kurz und gut — nur ein leidiger Tröster sey. Seneca, dieser Pharisäer unter den alten Philosophen, der von Armuth und Verachtung eben so herzbrechend redet, als ein Geizhals in den letzten Minuten seines Lebens von seinem Juwelenkästchen, Seneca lebt im Glück — und verachtet das Unglück, er wird in's Elend verwiesen — und verachtet das Elend — denn er dachte bald frei zu werden, er sieht keine Befreiung, und nun — nehmt ihm Dolch und Gift — Er will verzweifeln — — Und wie soll ich die Lehre von der guten oder besten Welt unter Ihnen anzeigen, meine Brüder, womit uns die Philosophen aufgeklärterer Zeiten unter die Arme greifen? Sie ist ohne Zweifel weit unter unserer Empfindung, und in demselben Ton, mit dem de la Mettrie in den letzten Augenblicken seines Lebens gesagt haben soll: Was T---! habe ich eine Seele; mit demselben Ton wird der Philosoph, mit Unglück umringt, von der besten Welt reden, wenn ihn von ungefähr die gelernte Demonstration von diesem weltberühmten Trostgrunde anstoßen sollte. Die beste Welt? — und ich im Elend? eine gute Welt? — und ich unglücklich? Wo ist der großmüthige Charakter, der sich ohne Eigennutz behelfen, wo der Sterbliche, der gleichgültig daran denken sollte, daß er bloß darum ein Krüppel geworden, damit sein Nachbar wie eine Ceder

gen Himmel wachse, ja daß er deshalb sein Bette mit Thränen netze und leide, damit ihm völlig unbekannte Geschöpfe nicht nöthig hätten, aufzuwachen und unglücklich zu werden? Ich weiß nicht, meine Brüder, ob wir hier nicht die Begriffe des Naturrechts mit Vortheil für unsern behaupteten Satz herziehen könnten, die uns unser Wohl dem Wohl des Staats nur in so fern hinzuopfern aufgeben, wenn wir selbst durch dieses Opfer glücklich werden. Ja, ich weiß nicht, ob nicht die tägliche Erfahrung selbst mich unterbrechen würde, wenn ich mich länger über eine Wahrheit erklären wollte, die keine redliche Empfindung zu läugnen vermag. Ach, im Unglück, meine Brüder, was geht uns — unter uns gesagt, die beste Welt an?

Welche Finsterniß rings umher, wohin fliehe ich? Hier ein Grab, und da ein Grab, und dort ein Grab — Hülfe, Philosophie! wenigstens einen Stab zur Unterstützung! Wir flehen umsonst, und ob es gleich nicht zu läugnen ist, daß eine gewisse erhabene Denkungsart, worauf ein Philosoph, und, was noch mehr ist, ein Maurer, ein unläugbares Recht behauptet, nicht Alles für Glück halte, was blank ist, nicht allenthalben Unglück finde, wo der Pöbel zu wimmern gewohnt ist; so ist doch diese Art zu denken weiter nichts als ein Feierkleid für den Weisen, ein Feierkleid und kein Panzer; und wenn uns nicht die Ueberzeugung eines unverfälschten Herzens, daß wir unschuldig leiden, den Schweiß von unsrer Stirne zu trocknen, und Ruhe in unsere Brust zu hauchen im Stande wäre, wir wären verurtheilt — verloren. Sehen Sie da, die göttliche Ariadne, die uns mit mitleidigen Händen einen Knäuel zuwirft, um aus diesen Labyrinthen zu kommen; diese Schutz-

göttin, die uns in Wüsten des Lebens zuruft: willst du Licht sehen? und die, wenn ein abmattender Mittagsstrahl der Sonne auf unsern Scheitel brennt, uns Luft zufächelt und mit ihren Zephyrflügeln bedecket. Sehen Sie da, die Unschuld, die Trösterin des Weisen! Sie bedrohet die Stürme unsers Lebens, und — — siehe da, es wird stille. Cicero, der sein Herz nur ausschreiben durfte, wenn von Trost im Unglücke die Rede war, behauptet, daß dem Menschen nichts Fürchterliches, außer Schuld und Verbrechen, begegnen könne, und nie ist etwas Unumstößlicheres behauptet worden: denn ist es nicht Schuld und Verbrechen, meine Brüder, was in der Seele des Jünglings tobet, der die Blumen seiner Jugend brach, welche verblühen sollten — eines Jünglings, der durch unerlaubte Ausschweifungen vor der Zeit seine Hände zitternd und seine Füße wankend gemacht? Da schleicht er — ein Schatten unter seinen Zeitgenossen, ein frühzeitiger Greis, gebückt, als wenn er seine verlornen Jahre, als wenn er — Ruhe suchte — — und was findet er bei den Schlangenbissen eines grausamen Gewissens, was findet er? Die Hoffnung zu einem noch grausamern Tode; wenn hingegen ein Held, der für sein Vaterland geblutet, schön durch die Straße hinkt, froh seine Narben zeigt und sagt: hier sind sie, und hier ist mein Vaterland! und überhaupt bei seinem siechen Körper nichts entdecken läßt, was Unruhe und Verlegenheit zu verrathen im Stande wäre. Wo ist ein Trost, der besser auf's Herz wirkt, als du — heilige Unschuld! und dein Schooßliebling, der Weise, der von dir hinauf gen Himmel zu blicken weiß, um eine Vorsehung zu verehren, die, so wie ein wohleingerichteter Staat, nicht nur Allen über-

haupt, sondern auch Jedem insbesondere einen väterlichen Blick zusegnet. O! kann er bei diesen Wissenschaften für die Empfindung ohne selige Stunden seyn, die, wenn sie gleich verweint werden, doch süße Thränen erzeugen, und so weit von Unruhe und Unglück sind, daß man sie um keine Kaiserkrone eintauschen würde? — So kalt also, meine Brüder, auch die Lehre von der besten Welt ist, so trostreich ist es dennoch, bei einem ruhigen Gewissen zu glauben, daß ein jeder Sterbliche der Beste sey. — —

Auch du bist Trost, Tod! Ende aller Klagen! Dein Thron ist ein Berg von gehäuften Grabhügeln, und von ihm zählst du Triumph auf Triumph über das Elend dieser Zeit. Das Auge des Freidenkers, gewöhnt an Blicke in den Staub, hält zwar den Schwung nicht aus, womit sich unsre ausgehauchte Seele über Alles, was sterben kann, hin zur Unendlichkeit hebt; allein das Köhlervertrauen zur Vernichtung gießt Oel in seine Wunden, und so wenig er hofft, so wenig glaubt er befürchten zu dürfen. Wie tief, meine Brüder, ist dieser Trost unter dem, den ein Mann, der zu glauben weiß, ohne zu sehen, in den Beherzigungen des Todes entwickelt! O welch eine Tiefe! — — Was ist die Welt, denkt er in seiner großen Seele, wo Paläste eben so leicht wie Schäferhütten einfallen, wo man hier seufzt, dort seufzt, überall seufzt, wenn man sich vornimmt, die Wahrheit zu sagen, wo — — —
— — — — — — — —
— — — — — — — —

Was ist die Welt, wo sich das Verdienst im Regenkleide unbemerkt durch die Straßen schleicht, und das befördernde Wort eines gepriesenen Mäcenaten zum

Thoren: — Werde! spricht, und er — ward; wo sich ein schaler Witzling die Pforten zu allen Gesellschaften sprengt, Männer betäubt und die liebe Jugend vergiftet, wo Plan, Ausführung, Glück, Alles, Alles Stückwerk ist, und — ein F = = stirbt? O selig, selig ist, wer nach so vielem Jammer, zu seinen Vätern versammelt, sein Haupt in weichen Staub legt, ein Grab findet, ein Grab und etwas Unaussprechliches — eine Ewigkeit. So denkt ein Maurer, so dachte unser Verewigter — Warum bei seinem Namen eine Thräne in Ihren Augen? Unser Freund schläft, und es ist besser mit ihm, auch wir, meine Brüder — ja komm, Tod! wenn du willst — es wird besser mit uns.

Wo bin ich, meine Brüder? helfen Sie mir aus diesen Gefilden des Todes, aus diesen Kirchhöfen für mein wehmüthiges Herz, damit ich im Angesichte der Welt athmen möge: denn so trostreich auch das Grab für die Empfindung des Maurers ist, so wenig muß er hier dennoch die schwere Kunst zu leben verlernen. Nur der kann sterben, der zu leben weiß; und fühlen Sie nicht bereits, meine Brüder, tief im Herzen den freimaurerlichen Beruf, sich einander das Leben zu versüßen und unglückliche Brüder zu unterstützen? Tochter des Himmels, Gespielin der Tugend, oder wie soll ich dich nennen? — Freundschaft! du, die du in den Sonnenstrahlen des Glücks den Uebermuth von unsern Stirnen verwehest, und beide Hände nach uns ausstreckest, wenn es rings um uns her finster wird, du zeichnest den wesentlichsten Zug in den Charakter des Maurers im Unglück, und was soll ich von dir sagen? — Alle Lebensbeschreibungen sind voll von einer Anmerkung, die der Idee von einem Freunde im Unglück zum rechten

Lichte verhilft. Es ist lindernd, heißt es, in Gesellschaft zu leiden und ein vernünftiges Wesen um sich zu haben, in welches man seine Seele auszugießen im Stande ist. Geduld, uns klagen zu hören, Menschlichkeit, uns ein paar Seufzer nachzuhallen, das sind die Eigenschaften, welche man nur besitzen darf, um ein Herz aufrecht zu erhalten, das zum Unglück verflucht war; und doch sind dieses bloß Eigenschaften, welche zum Charakter eines Bekannten im Unglück gehören. — Steigen Sie auf dieser Leiter des Herzens, von diesem Begriffe zu dem unendlich Erhabenen eines Freundes — steigen Sie weiter, zum Vertrauten, zum Bruder, und sind Sie an diesem freimaurerlichen Ziele, so sagen Sie selbst, ob ein Maurer Ursache zu verzweifeln habe? Königlicher Orden! du lehrst deine Lieblinge den Kummer von der Wange des Unglücklichen küssen, Thränen und Angstschweiß in einander geronnen abtrocknen, ja Hand und Herz und Alles lehrst du uns für diejenigen verschwenden, welche wir in diesen Zirkel der ewigen Verschwiegenheit aufzunehmen gewürdigt haben; und was für Scenen voll Aussicht, voll Trost giebt dieses im Unglück! So viel Maurer in der Welt, so viel Freunde, so viel Vertraute, so viel Brüder! Komm, Maurer! aus der entferntesten Gegend, beglückt oder elend — wir sind deine Brüder. Du redest eine Sprache, die wir nicht verstehen — allein du weißt dich zu entdecken; du trägst ein Kleid, das unsern Moden widerspricht — allein deine Schürze ist ewig Mode unter uns. Unsre Etiquette ist ein Wunder in deinen Augen — allein du bist rechtschaffen. Komm, fremder Bruder! du bist ein Mensch, darum wollen wir dich lieben, du trägst eine Schürze, darum sey unser Bruder. — Welche

Entzückungen! Vergeben Sie es, meine Brüder, wenn ich diesesmal meinen Empfindungen unterliege, vergeben Sie es, wenn ich schweige.

Es ist noch meine Pflicht, daß ich Ihnen, sehr ehrwürdiger Großmeister, theuerste Brüder, die Gesinnungen bekannt mache, mit welchen ich mich der neuen Laufbahn meines Redneramtes überlasse — — — — — — — — — um glücklich zu seyn. Seyn Sie es von der Seite, die Sie der profanen Welt zukehren, seyn Sie es insbesondere in den geheiligten Arbeiten der Maurerei. Sind Rechtschaffenheit und Bruderliebe die Grundsteine, worauf ein Jeglicher unter Ihnen seine Arbeit aufführet, so wird kein heiliger Bann uns die Hände binden, um unsre Bemühungen aufzuhalten. Ununterbrochen thürmt sie sich über Alles, was klein ist, und steht — — — mit segnendem Auge des Himmels beglänzt, der nur stolze Plane zerreißt und die Sprache ihrer Arbeiter verwirrt.

Sie aber, neu aufgenommener Bruder, dem wir heute nach den Vorschriften unsers Ordens einen Zutritt zu unsern Versammlungen nachgeben, — — — — — — — — und da es, wie die Erfahrung lehret, gemeinhin nur zwei Schritte giebt, um in der Welt sein Glück zu machen, der eine als Maschine, der zweite als Bösewicht; so wissen Sie bereits Ihre Bestimmung. — Entschließen Sie sich, neuer Bruder! großmüthig unglücklich zu seyn.

Von den Gesinnungen des Freimaurers über sein Ende.

Sehr ehrwürdiger regierender Meister!
Ehrwürdige Brüder Officianten!
Allerseits theuerste und verehrungswürdigste Brüder!

Nicht jene Freude voll süßen Weins, womit der Pöbel seine Feste bezeichnet, nicht der Lärm, womit der Unverstand eine sorgenfreie Seele verräth — Wir sind Freimaurer. — Dieser Tag voll Feierlichkeit, den nicht eine Loge, ein kleiner Zirkel gleichdenkender Brüder, sondern, sage ich zu viel — eine Welt feiert; dieser Tag, da alle regelmäßige Maurer sich der profanen Verbindungen entschlagen, und nur eine Bestimmung, eine Absicht, einen Gedanken haben, dieser Tag werde so groß von uns gefeiert — so groß er ist.

Wir haben schon sonst, meine Brüder, an freimaurerlichen Festen uns der Gewohnheit gewisser alter Völker erinnert, die bei ihren Gastmählern ein Todtengerippe aufstellten. Sie haben sich für diese Gewohnheit erklärt, meine Brüder, warum sollte ich sie vertheidigen? Erlauben Sie mir also auch heute, ein Skelett, das — — — mitten unter Sie zu stellen, und bei den feierlichen Anstalten des Johannistages Sie auf jene feierliche Stunde zu bringen, die zwischen Leben und Tod, zwischen Grab und Unverweslichkeit, zwischen Zeit und Ewigkeit entscheidet. Dicke Finsterniß werde

uns an dem Orte, wo wir schon zur andern Zeit Licht sahen, werde uns, wo nicht Tag, so Dämmerung! Grab, wovor die Natur zittert, erlaß uns deine Schrecknisse, vergönne uns, an dich ohne jene Erschütterung, die dem Menschen die Fassung benimmt, zu denken — und die Ewigkeit — nur den kleinsten Vorschmack von den Kräften der zukünftigen Welt! Ich rede — von den Gesinnungen des Maurers über sein Ende. Ein Gegenstand, meine Brüder, der Ihrer ganzen Seele würdig ist; und dieses ist die Ursache, warum ich Ihr geneigtes Gehör zu erbitten für überflüssig halte.

Es ist keine Wahrheit so zuverlässig und kein Gedanke so gewiß, als der, daß wir sterben müssen. Der erste Schritt ist der in die Welt, der zweite ist der zum Grabe. Wir leben nur, um zu sterben. So ungezweifelt es aber ist, daß wir davon müssen, so zweifelhaft ist die Stunde unsers Todes. Wir sind Erde, allein wir wissen nicht, wenn wir zur Erde werden sollen. Hier wird ein Stamm in seinem vollen Wachsthum vom Sturm niedergeschlagen, und dort erhält sich ein ausgetrockneter Baum zur Verwunderung Aller, die vorübergehen. So grenzen Bestimmung und Unbestimmung, Gewißheit und Ungewißheit, und der Sterbliche waget zu viel, wenn er die Absichten der Vorsehung zu ergründen sucht, die sie sich hierbei vorgeschrieben. Vielleicht wollte sie den menschlichen Verstand seiner Einschränkungen überführen, auch selbst bei einer so ausgemachten Wahrheit seine Schwäche einzusehen. Vielleicht wollte sie uns armen Geschöpfen den Trost nicht rauben, den einzig möglichen bei den Widerwärtigkeiten des Lebens. Wir würden uns durch den Gedanken des Todes nicht beruhigen, wenn wir wüßten, daß wir zu=

verlässig noch in zwanzig und mehreren Jahren diese Welt voll Jammer nicht verlassen könnten. Vielleicht — — Doch warum diese Muthmaßungen, die ohnedem zu weitläuftig für meine Absicht ausfallen dürften? So viel ist nicht zu leugnen, daß die Vorsicht auch darum die Stunde des Todes den Augen der Sterblichen so tief verborgen, damit sie durch eine beständige Erinnerung an Grab und Ewigkeit desto eifriger die Bahn der Tugend gehen und die Abwege zum Laster meiden mögen. Die Vorstellung: auch diese Nacht, auch diesen Tag — ich sage noch zu wenig, auch diese Minute, diesen Augenblick kann man deine Seele von dir fordern, diese Vorstellung soll uns zur öftern Erinnerung des Todes aufmuntern, und diese Erinnerung soll uns rechtschaffen machen. Nur das Grab macht weise, sagt ein Dichter neuerer Zeit, und was ist vernünftiger als der alte Ausspruch: bei Allem, was du thust, gedenke an's Ende.

Wie aber, soll uns diese Betrachtung des Todes das Leben verekeln? Soll der Beruf zum Tode den gleich heiligen Beruf zum Leben aufheben? Sollen wir uns allen Pflichten diesseits des Grabes entziehen, und der Wunsch, aufgelöst zu werden, der einzige Wunsch in dieser Welt seyn? Nein, meine Brüder, die Hoffnung, wenn wir sie bloß auf diese Lebenszeit einschränken, ist sie nicht die größte Glückseligkeit, die wir kennen? Allein verliert sie nicht diesen Vorzug, wenn wir hoffen, und wieder hoffen, und bei diesem Gebäude der Künftigkeit das Gegenwärtige vernachlässigen? Man sieht auf diese Art nach Steinen und fällt darüber in die Grube. Mich dünkt, meine Brüder, Sie sind von der Zuverlässigkeit meiner Meinung überzeugt. Der Mau=

rer wünscht nicht den Tod; und das ist die erste Gesinnung, von der ich Sie unterhalte.

Es ist wahr, dieses Leben hat nicht die Reize für Tugend und Redlichkeit, daß uns der Gedanke des Grabes nicht oft überfallen, daß uns der Wunsch, bald davon zu seyn, zuweilen nicht aufsteigen sollte. Ueberall Elend, meine Brüder, überall Verfolgung, Haß, Eigennutz, überall Verrätherei. Selbst in diese Heiligthümer der Loge, wo die Redlichkeit, die Schutzgöttin der Maurerei, über den Eintritt eines jeden neuen Bruders ein wachsames Auge hält, selbst hier hat sich oft genug ein Nichtswürdiger eine Schürze erschlichen. Durch diese fest verschlossenen Thüren, wo Niemand als ein Weiser gehen sollte, hat sich oft genug ein Thor hineingedrängt. Eine Hostie hat Könige vergiftet, und Mancher ist ein Judas gewesen, wenn er gleich freimaurerlich geküßt hat. — Die Tugenden in dieser Welt, sind sie mehr als geschminkte Laster? Die Großmuth ist ein kleinerer Fehler, als die Niederträchtigkeit. Diese erzeuget der Eigennutz, jene der Stolz; beide fließen aus unreinen Quellen. — Und doch sollte ich mir, umringt von Falschheit und List, den Tod nicht wünschen, und aus einem Lande fliehen wollen, wo man selbst Gefahr läuft, vom Bruder verrathen zu werden? Und doch soll ich mich nicht nach jenen Hütten sehnen, wo Gerechtigkeit wohnet und das Kleid der Unschuld ohne Flecken ist? — Wir müssen leben. Die Gesetze der Natur wollen es, die Verfassung der Welt macht es nothwendig. Selbst der Zustand der Menschen nach dem Tode fordert uns zum Leben auf. Hier ist Alles entschieden. Wir müssen leben; warum soll ich beweisen, wo auch kein Schatten von Zweifel übrig ist? Es war eine höhere

Hand, meine Brüder, die uns im Dunkeln bildete, und unsere Schicksale mit unsern Lebenstagen in Verhältnisse setzte. Die letzte Minute unserer Wallfahrt hat ihr gezogenes Loos, und unser letzter nur halb ausgeholter Seufzer seine Bestimmung. Wir können nicht eine Hütte brechen, die wir nicht gebaut haben; wir können nicht eine Seele lösen, die wir nicht banden, und über ein Leben Veranstaltungen treffen, über das schon Alles veranstaltet ist. Ueberhaupt in Dingen, die gewiß sind, ist ein Wunsch eine Thorheit, und sagen Sie selbst, verrathen nicht die meisten Wünsche nach dem Grabe ein verzagtes Herz, das nicht Standhaftigkeit genug besitzt, sich über die Vorfälle des Lebens hinauszusetzen? Sagen Sie selbst, ob nicht gemeinhin ein Charakter, der sich nur in gute Tage zu schicken weiß, allein die Kunst nicht versteht, sich zu fassen, wenn es finster wird? Sagen Sie selbst, ob nicht gemeinhin ein Herz, das im Glücke übermüthig war, bei einem unangenehmen Vorfall verzagt und sich das Grab wünscht? Es ist eine Wallung bei ihm, die der geringste Anblick des Glücks niederschlägt. — Der Maurer — Sie kennen ihn, meine Brüder — er, der im Glücke und im Unglücke groß ist, er will streiten, wenn Andere zur Flucht Anstalt machen; aushalten, wenn Andere sich verbergen; überwinden, wenn Andre unterliegen. Noch mehr, meine Brüder, diese Welt ist eine Prüfung zur künftigen, in der wir zum Anblick des Lichts vorbereitet werden, ein — — — Reisen, die wir in der Irre thun. Nur der, der Standhaftigkeit zeigt, nur der, der Proben auszuhalten weiß, ist würdig, zu stehen vor den Altären der Maurerei und die Erklärungen von verhüllten Geheimnissen zu vernehmen. — Laßt uns aushalten, meine

Brüder, und auf die Frage: wie ist euch zu Muthe? laßt uns antworten: wir wollen leben; und wie? — — um froh zu sterben, um mit Freudigkeit diese Hülle abzustreifen. Der Maurer wünscht sich nicht den Tod, allein er fürchtet ihn auch nicht. Es ist nicht zu leugnen, meine Brüder, daß die Idee des Todes von Schrecknissen begleitet wird, die die menschliche Natur nicht verleugnen kann, und die Umstände machen ihn noch schrecklicher. Freunde, die so vertraut mit einander umgegangen, als Leib und Seele, können sich nicht ohne Schwierigkeit trennen, und das Leben, so sehr es uns zuweilen auch verbittert wird, behält jedennoch Reize, die uns zurückhalten. Grab, Verwesung, zerstörte Zirkel, unausgeführte Plane, verlassene Freunde! Zu viel, zu viel für eine menschliche Seele, die ihr ganzes Wesen zur Beantwortung der Frage anstrengen muß: wo kommst du her? wo willst du hin? Dies sind Angaben, meine Brüder; Sie wissen es, daß die letzten Stunden unsers Lebens sehr oft mit noch mehreren Schrecknissen bezeichnet werden; Sie wissen es, daß man selbst den Sokrates am Schluß seines ruhmvollen Lebens doch einige Furcht vor dem Tode anmerken will — Sie wissen es — wir sind Menschen. Doch der Maurer fürchtet ihn nicht, den Feind des Lebens, der, nur aus einem andern Gesichtspunkte betrachtet, sein Freund wird — und warum sollte er auch etwas fürchten, was nicht mehr zu verändern ist, sich eine Idee verekeln, die er doch einmal übernehmen muß? Wo kein Ausweg zu erwarten ist, da sind Standhaftigkeit und Heroismus das Einzige, wozu man sich entschließen kann. Wir müssen Alle davon. — Hier gilt kein Privilegium, kein Vorzug; Bettler und Könige modern in

einander. Dieser mein Hauch verwehet vielleicht den Ueberrest eines Monarchen und unsere Füße können seinen Staub treten. Unsere Schritte, die wir in der Welt thun, sind unbestimmt; allein so viel ist zuverlässig: wir gehen Alle zum Grabe. Müssen wir also sterben, so lasset uns froh sterben. Lasset uns auch in den letzten Augenblicken des Lebens nicht aufhören, weise zu seyn. Ich muß — es sey! Welch ein stoischer Bewegungsgrund zum frohen Ende, werden Sie denken, meine Brüder. Ich selbst würde Ihnen beipflichten, wenn nicht die Verfassungen dieses Lebens von der Art wären, daß sie zur Entfernung der Furcht des Todes alles nur Mögliche beitragen könnten. Ein Philosoph des Alterthums antwortete auf die Frage: wie geziemt es dem Menschen, zu leben? so, daß er bedenket, es sey vorzüglicher zu sterben, als in diesem Elende zu seyn; und hat wohl ein Heide wahrer geredet, wie Cicero? Nicht dem Guten, sondern dem Bösen entführt uns der Tod. Was ist diese Welt, meine Brüder? Sie sollte mir den Tod fürchterlich machen, sie, in der ich nur eigentlich lebe, wenn ich an mein Ende denke; sie, wo meine Bestimmung, wenn sie köstlich gewesen, Mühe und Arbeit gewesen; sie, wo der Gedanke, daß es ein Ende mit mir haben muß, auch ein königliches Vergnügen unterbricht, und mitten im Genuß zittern läßt — sie — — eine Welt — warum diese Klaglieder? Seliger Tod! Ende alles Elends! du öffnest für den abgetragenen Körper ein Behältniß der ungestörten Ruhe; und so wie sich nach vollbrachter Tagereise ein Wanderer nach einer Stelle sehnet, wo er sein Haupt hinlege, so sey von uns gegrüßet, stilles Grab, in dem wir als Pilgrimme und Fremdlinge unsern Lauf voll=

enden, und nach der Last und Hitze des Lebens ruhen werden, wenn indessen unser unsterblicher Geist sich in Weltgegenden aufhält, wo er die Werke des allmächtigen Baumeisters tiefer zu bewundern im Stande ist. — Doch — auch selbst ein kleinerer Geist, der sich nicht jenseit des Grabes mit seinen Vorstellungen zu heben Stärke genug besitzt, sondern die Hoffnungen zur Zukunft aufgiebt und durchaus nichts mehr als eine Hand voll Asche seyn will, auch selbst der kann den Tod nicht als seinen Feind betrachten. Es ist thöricht, sagt Seneca, gerne schlafen, und ungerne sterben wollen: denn ein anhaltender Schlaf ist des Todes Ebenbild; und was verliert ein Freidenker, wenn er dieses Leben verliert? Ist es gut gewesen? auch die größten Vergnügungen ermüden und man sucht nach ihrem Genusse die Ruhe; ist es böse gewesen? wohl ihm, daß der Vorhang gefallen und seine Rolle zum Ende ist. Es giebt nur wenig Menschen, die ihre Tage noch einmal leben möchten, Jeder will auszeichnen; allein so wie sie sind, wer nimmt sie zurück — und wie sollte wohl also der Tod fürchterlich seyn? Was soll ich aber von denen sagen, die Glauben halten und in den Kräften der zukünftigen Welt Sieg über Sieg, eine Ueberwindung nach der andern zählen? Friede ist um ihr Grab, und Wonne um ihre entfesselte Seele.

Welch eine Heiterkeit sehe ich auf Ihren Gesichtern sich verbreiten! Welch ein Vortheil für mich, daß ich mit Männern rede, die billig sind, die da, wo kein mathematischer Beweis möglich ist, Wahrscheinlichkeiten eben so hoch würdigen. Ja wir sind unsterblich, und unser Leib ist weiter nichts als eine Hülle, die wir abstreifen werden, um besser zu sehen, ein Tuch, womit

man die Seele verbunden hat. Das einfache Wesen der Seele, ihr Verlangen nach der Unsterblichkeit, das Leere in dieser Welt, unsere Schicksale im Verhältnisse mit der Gottheit — Alles beweiset, daß wir zu höhern Bestimmungen erschaffen sind. Wir gehen, wenn wir sterben, wie Cato sagt, aus einer Herberge, nicht aus unserm Hause. Dort ist unser Vaterland, wo kein Glanz gilt, als die Tugend, wo, fern von Neid und Verfolgung, die Rechtschaffenheit ihren Rang genießt, wo wir unsre Rolle im ganzen Stück lesen und die Verhältnisse unserer Schicksale einsehen werden, wo — dieses ist ein Land der Empfindung. Ich weiß, meine Brüder, daß Sie Ihre Herzen weit zu diesen seligen Betrachtungen eröffnen können, und so zuverläßig ich dieses glaube, so eifrig ich dieses wünsche, so gewiß bin ich auch, Sie von der Wahrheit überzeugt zu haben: wir dürfen nicht den Tod fürchten. Wenn Sie nicht mit der vollständigsten Standhaftigkeit an Ihr Ende denken, so werden Sie doch wenigstens, so wie jener Weise, welcher gefragt wurde, ob er gern sterben wollte, antworten: ich sterbe nicht gern; allein gern will ich diese elende Welt verlassen. Dieses werden Ihre Gesinnungen seyn; und wie glücklich bin ich, Sie hiezu ermuntert zu haben!

Mit was für Wünschen aber soll ich nach den Vorschriften meines Amts diesen feierlichen Tag beschließen? Ich habe vom Tode geredet. — Es lebe der König, unter dessen Protection wir abermals ein Jahr in diesem Tempel versammelt gewesen. Die Mitglieder unsers Ordens, die, fern vom Eigennutz, die Rechtschaffenheit befördern und durch erhabene Einsichten am gemeinschaftlichen Tempel bauen, diese wenige Edle wolle

der ewige Baumeister der Welt, bis zu ihrer Auflösung, bei diesen freimaurerlichen Gesinnungen erhalten und durch ihre Arme alle Nebengebäude ritterlich zerstören lassen, so die hohen Absichten der Maurerei nie verdunkeln. Glückselig müssen die Patrioten in unserer königlichen Kunst seyn, und eben jetzt falle ihnen ein Gedanke ein, der zur großen That werde und Unkraut aus dem Weizen reiße. Dieses Unkraut verdorre und bringe keine Frucht! Segen und Heil sey mit den Planen, die die Redlichkeit zur Aufnahme unsers Ordens entwirft; und bald erscheine der große Tag, feierlicher als der Tag Johannis, da wir öffentlich die Folgen unserer Bestrebungen aufzeigen und sagen können: wir sind's — —

Diese sehr ehrwürdige Loge empfinde im vorzüglichen Maaße dieses Glück der Maurerei! Weise müssen seyn ihre Anschläge, und beglückt ihre Ausführungen! Freundschaft und Redlichkeit verbinde unsre Herzen an diesem heiligen Orte, und auch außer der Loge sey unser Wandel eine Kette, die wir machen. Niemand lasse die Sonne am Johannistage untergehen, ohne seinem Bruder zu vergeben; und das Göttliche, in der nur einem Freimaurer eigenen Großmuth unschuldig zu leiden, bringe heute Wonne und Zufriedenheit in unsre Seele. Genug, meine Brüder, denn die Tugend hat ihren Lohn mit sich, er sey unser Theil. Es ist mir nichts mehr als eine Bitte übrig, die ich nie mit mehrerem Eifer an Sie gethan habe. Lassen Sie mich heute, da ich von dem Ende aller menschlichen Dinge geredet, auch das Ende meines Redneramtes in der Loge feiern. Lassen Sie mich heute mein Testament unter Ihnen machen, und nehmen Sie den Dank für so viele Proben der Nachsicht und der Freundschaft von mir an, die

ich in so viel Jahren meines Amtes von Ihnen genossen habe. Ist dieses das letzte Wort an Sie, wohlan! erlauben Sie mir auch die letzte Bitte. Sagen Sie, wenn ich, entbunden von allen Kümmernissen dieses Lebens, im stillen Grabe ruhe, und Bosheit und Neid vielleicht noch meine Asche verfolgt, sagen Sie, was ich am Grabe eines Jeden unter Ihnen, dessen Ende ich überlebe, mit der Hitze eines Bruders bekennen werde: hier ruht ein Redlicher, er ruhe wohl!

Die Stunden eilen. — Ein festlicher Tag, ein großer Schritt zum Grabe! Lassen Sie uns leben und weise seyn; und dann komme der Tod, wenn er wolle, heute — morgen — bereit!

Von den Pflichten eines Freimaurers gegen das schöne Geschlecht.

Sehr ehrwürdiger Großmeister!
Allerseits verehrungswürdigste und theuerste Brüder!

Er ist bereits vor den Altären unsrer königlichen Kunst verewigt — dieser Tag, welcher uns von den Vätern unsers Ordens unter den festlichen zugezählt worden. Wie viele Brüder! und mit welchem Eifer! So wie sich im Mai ein balsamischer Duft von tausend und abermal tausend Blumen zusammengebracht — unsichtbar dem Auge des Leichtsinns, bloß zur Wollust des

Weisen, dankbarlich zu den Wolken hebt, von denen den Erstlingen des Frühlings zur Stunde ihrer Geburt Hülfe kam: so wölbte sich auch der Rauch, der von unsern Opfern ging, zu jenen Wohnungen, wo ewige Stille und Gerechtigkeit wohnet. Der Profan bemerkte ihn nicht; allein das Auge eingeweihter Sterblichen begleitete ihn, so weit es reichen konnte, und ließ eine Thräne fallen, um zu bedauern — daß es nur sterblich war. Darf ich — um in Ihren patriotischen Seelen dieselbe Begeisterung zu wiederholen, darf ich mehr als Sie an das Ende gewisser Arbeiten erinnern und an Ihren Entschluß, unermüdet fortzufahren, die Ehre der Maurerei zu befördern und sich einem Ziele zu nähern, das uns in die freimaurerlichen Heiligthümer gesammelt hat? Sie sind gerührt, meine Brüder, und ich bin es auch. — Doch! lassen Sie uns nicht vergessen, daß wir uns im Vorhofe befinden. Unser Plan hat die Natur gewisser Bücher, deren Werth man ohne Vorrede einsieht; und wenn er sie nicht hätte, so ist hier nicht der Ort, uns über denselben einzulassen. Die Stunde ist da, in welcher wir uns wie fleißige Hausväter in der Dämmerung, wenn sie des Tages Last und Hitze getragen haben, erholen. Beurtheilen Sie mich aus diesem Gesichtspunkte, meine Brüder! und ihr, denen wir es heute nach den Verfügungen unsers Ordens nachgeben, sich mit profanen Blicken in unsern Vorhof einzudrängen — ihr, die ihr draußen seyd, empfanget freimaurerliche Gesinnungen in Absicht auf ein Geschlecht, für welches diese Thüren ewig verriegelt sind; allein vergeßt nicht, wie leicht ich in eurer Entfernung zu verhöhnen sey. Wodurch aber soll ich unter Ihnen, meine Brüder, mein Thema empfehlen? Soll

ich es auf einem Credenzteller in Ihrer Gesellschaft herumreichen, um mich einer Solennität der profanen Redner zu unterwerfen, welche sie mit dem Kunstworte einer Bitte um ein geneigtes Gehör bezeichnet haben? Oder wollen Sie mich ohne diese rhetorische Umstände — Warum diese Frage? Sie kennen mich — und ich kenne Sie. Ich werde Sie von den Pflichten eines Maurers gegen das schöne Geschlecht unterhalten, und Sie werden mir Ihre gütige Aufmerksamkeit nicht verweigern. Sie hören und ich rede.

Es ist eine Wahrheit, die keiner Stütze bedarf, daß die Pflichten gegen das schöne Geschlecht unter gewisse verdächtige Dinge aufgenommen werden, wovon man sich nicht anders als mit einer Art von geheimnißvoller Miene zu unterhalten gewohnt ist. Die Anmerkung aber, womit ich diese Wahrheit ausstatte, daß eben dieser unzeitige Zwang sehr viele mißlungene Ehen nach sich gezogen, hat vielleicht eines Beweises nöthig, den ich Ihnen nicht schuldig bleiben werde. Männer, die oft mehr als einer seligen Frau die Augen zugedrückt, berechtigen sich zwar, wenn sie unter ihres Gleichen sind, die Erfahrungen in ein System zu bringen, die sie reichlich und täglich einzusammeln Gelegenheit gehabt; allein Alles, was nicht über gewisse Jahre hinaus ist, wird zuerst mit einem Amtsblicke aus diesem vertrauten Zirkel verwiesen, so wie man die Bedienten herauswinket, wenn von Familiensachen die Rede ist. Die Jugend, in welcher die reife Natur gewisse Triebe aufwallt, deren sich nur das Laster schämen darf, wird also der gefährlichen Nothwendigkeit ausgesetzt, nach der Kunst zu lieben herumzuschweifen, und oft das Schicksal der affec=

tirten Witzlinge zu erfahren, die bloß darum den angemessenen Einfall verfehlen, weil sie ihn nicht nahe genug gesucht haben.

Die meisten Dinge, meine Brüder, haben zwei entgegengesetzte Seiten, so wie die Theologie einer gewissen Secte zwei Götter hatte, deren einer gut und der andere böse angenommen wurde. Sehen Sie da die Entschuldigung derjenigen Dreistigkeit, womit ich unter Ihnen die Romane, als die gewöhnlich beliebten Lehrbücher der Liebe, anzeigen werde. Ich rede nicht von denen, die aller ihrer glänzenden Schreibart ungeachtet, so wie das Geld, einen Schmutz an sich haben, der uns besudelt, nicht von denen, die gebrandmarkte Bubenstücke zum ehrlichen Namen verhelfen und sie unter dem Titel der Galanterie unter die Leute bringen; denn diese sind zu weit unter unserm Andenken, zu tief unter unsrer Kritik erniedrigt. Nein, selbst Romane, die im Feierkleide der Tugend und Rechtschaffenheit in der Welt erschienen, Clarissa, Miß Bidulph, Mandewilles, Jennys und dergleichen, enthalten keine vernünftige lautre Milch für einen Jüngling, der das andre Geschlecht kennen lernen will. So wie die Studirstube sich von der Welt, so unterscheidet sich ein Roman dieser Art von der Kenntniß des schönen Geschlechts, nur mit dem Unterschiede, daß die Studirstube mehr Lächerliches, die Romane aber mehr Gefährliches an sich haben. Ein junger Mensch, der aus Romanen die Schönen beurtheilt, wird, so wie jenes abgöttische Volk, vom Glanze geblendet, niederfallen und anbeten, ohne das Herz zu haben, in eine genauere Erwägung zu ziehen, daß seine Gottheiten güldene Kälber sind. Er wird Alles vergöttern, was er nur lieben sollte, und nur allererst seinen

Betrug einsehen lernen, wenn nicht mehr geschieden werden mag, was einmal zusammengefügt worden. Ja, lassen Sie ihn auf eine andere Bahn, auf jene, die zum Theater führet, um von demselben die Pflichten gegen das schöne Geschlecht abzuziehen; allein vergessen Sie nicht, ihn daran zu erinnern, daß man hier die meiste Zeit die Liebe abhandle, weil es uns sonst an Materie zu fünf Aufzügen fehlen würde. Ich nehme Stücke aus, in denen die Verfasser Entdeckungen im menschlichen Herzen gemacht haben, welche ohne allen Zweifel einträglicher für die wahre Wohlthat des Menschen ausfallen, als eine entdeckte neue Welt. Allein sagen Sie selbst, meine Brüder, muß sich nicht in den meisten Fällen die Liebe zu einer Nothrolle bequemen? Und ist es nicht bekannt, daß der Zwang, wie sehr er sich auch übrigens der Natur nähern mag, das Herz ohne Bewegung lasse?

Dieses sey ein Wort der Ermunterung, die Pflichten gegen das schöne Geschlecht nach einer andern Methode zu studiren, das einem Maurer um so mehr erwecklich ist, da man seine Grundsätze in Absicht auf das schöne Geschlecht von jeher von einer unrechten Seite beurtheilt hat. Die übrigen Anfälle, wodurch man der Würde unsers Ordens zu nahe zu treten sucht, haben die Eigenschaft gewisser unreifer Projecte, die man aus sich selbst, ohne Zuziehung einiger Lehrsätze, zu widerlegen im Stande ist. Man glaubt uns verschwiegen, weil wir nichts zu sagen wissen; — allein würde in diesem Falle ein selbsteignes Geständniß unsrer Unwissenheit nicht der vollkommenste Hochverrath an unserm Orden seyn? Man bereichert das wohlbestellte Kirchen- und Ketzerlexikon durch unsern Namen; allein

man zieht allen seinen Verdacht aus gewissen Schriften, zu denen der profanen Welt entweder die Schlüssel fehlen, oder die von der Beschaffenheit sind, daß sie einzelne Glieder angehen, und folglich nicht dem ganzen Orden zugemuthet werden können. Wenn unser Endzweck keine Religionssache ist, so sind wir darum noch keine Verächter des Glaubens; und könnten wohl Maurer unter uns seyn, die mit so vieler Aufrichtigkeit an christlichen Altären dienen, wenn wir es wären? Kurz, alle übrige Einwürfe wider unsern erhabenen Orden sind so wenig wichtig, daß sie auch nicht einmal wichtig zu seyn scheinen. Da aber nach den Statuten der Maurerei dem, was weiblich ist, kein Zutritt zu unsern Heiligthümern nachgegeben wird, so hat es das Ansehen, daß der Einwurf, den man dem Orden von jeher, in Absicht auf dieses Grundgesetz, vorrückt, eben hierdurch erheblicher werde. Allein du irrst, Profan! und wenn es mir gleich nicht erlaubt ist, dir die wahren Gründe von der Entfernung des schönen Geschlechts anzugeben und diesen kleinen Vorhang in unserm Tempel aufzuziehen, so werden dich dennoch die Pflichten gegen das schöne Geschlecht, zu denen wir uns bekennen, überzeugen, wie ungegründet deine Bedenklichkeit gewesen.

Es ist wohl nichts in der Welt, und selbst den Homer nicht ausgenommen, was auf eine gleich übertriebene Art erhoben und verachtet worden, als das andere Geschlecht. Wenn man mich aber fragen sollte, welche von diesen zwei Ausschweifungen dem schönen Volke nachtheiliger gewesen, so würde ich vielleicht eine längere Zeit, Alles gegen einander abzuwägen, schuldig seyn, als es die Grenzen meiner Rede verstatten. So viel ist gewiß, daß die meisten Menschen, wenn sie sich

in gewissen Jahren befinden, in diesem einzigen Falle eher zum Lobe als zum Tadel ihre Stimme geben. Man werde in einer weltüblichen Entfernung gegen das schöne Geschlecht erzogen, man entdecke unter seines Gleichen so viel Hang zur Niederträchtigkeit und Bosheit: was bleibt uns bei einem guten Herzen mehr übrig, als mit der Laterne am hellen Tage herumzugehen, wie Diogen, oder das schöne Geschlecht so vollkommen, so großmüthig zu glauben, als man zur Ehre seines Herzens wünschet, daß es die Welt wäre? Dieses scheint unter andern die Ursache zu seyn, warum die meisten vorzüglichen Frauenzimmercharaktere aus Romanen herstammen; wenn hingegen preiswürdige Männer in der Geschichte verewigt worden, die Ursache, warum ich den Verfasser der Julie verliebt glaube, und warum man weit bedächtiger heirathet, wenn man über dreißig Jahre ist.

Es mögen es Andere behaupten, daß es nur darauf ankomme, dem schönen Geschlechte alle Zuflucht zur Verstellung abzuschneiden, um an diesen sonst schwachen Werkzeugen stärkere strafbare Leidenschaften zu entdecken, ja sie weniger schamhaft als uns zu finden, so viel leichter ihnen auch das Rothwerden ankommen mag. Es mögen Andere über diesen Punkt und über Punkte, die ihm gleich sind, streiten, den Sieg erhalten und gewisse schreckliche Frauenzimmernamen aus der alten und neuen Geschichte als Gefangene vor sich hertreiben: ich begnüge mich, und das so wie im Vorbeigehen, anzumerken, daß jedes Geschlecht, sowohl das schöne, als das unsrige, seine Geschlechtssünden habe, die mit in Rechnung gebracht werden müßten, wenn man Geschlechtscharaktere entwerfen wollte; und dieses scheint

zu meiner Absicht vollkommen zuzureichen. Was soll ich aber von dem Unsinne derjenigen sagen, die das andere Geschlecht zu allen rühmlichen Handlungen untüchtig erklären, und so stolz auf sie herabsehen, wie man von einem Berge auf Heuschrecken sieht, die tief im Thale springen? Ein unverantwortliches Vorurtheil, welches man freilich nicht allgemein mit einem so heiligen Eifer äußern wird, wie der heilige Chrysostomus in seiner Homilie über Johannis des Täufers Enthauptung; oder so unnatürlich philosophisch, wie Pythagoras, der seine Tochter seinem ärgsten Feinde gab, und Alle, so sich darüber verwunderten, versicherte, er hätte ihm kein größeres Uebel zufügen können; oder so schulgelehrt, wie ein ungenannter Pedant, der auf syllogistischem Sand ein Disputationsgebäude aufgerichtet, mit der Aufschrift: Die Weiber sind keine Menschen; allein ein Vorurtheil, welches demohngeachtet heimliche Bekenner hat, so daß nur sehr Wenige von unserm Geschlecht seyn werden, die, wenn sie das andere Geschlecht näher kennen, ihm denjenigen Rang zueignen, den es verdient. Ein Philosoph, der ein seliges Mittelding zwischen Engel und Mensch war, stopfte mit dem Finger einer Dame, der er vordemonstrirte, seine glühende Pfeife nach; allein diese Begegnung ist noch immer ein Compliment gegen diejenigen, wodurch man das schöne Volk von allen Wissenschaften und schönen Künsten ausschließt. Nur Wenige, unter denen sich die Meisten, wie Peter der Große, durcharbeiten müssen, machen hier rühmlich Ausnahmen, und bestätigen eben hierdurch, wie wenig es dem schönen Geschlechte an Anlagen fehle, in verschiedenen Stücken bald den Männern gleichzukommen, bald sie weit hinter sich zurückzulassen. Zwar

scheint die Natur selbst das schöne Geschlecht von öffentlichen Aemtern auszunehmen; allein, benimmt sie ihm den Ruhm, diese Aemter zu verdienen; und da die allermeisten dieser Stellen wie gelehrte Handwerke anzusehen sind, von denen man nichts mehr sagen kann, als daß sie zur Noth ihren Mann nähren, da, sage ich, die allermeisten dieser Stellen weit unter der Fähigkeit des schönen Geschlechts zu stehen kommen: so sage man mir, ob es nicht einen Ruhm gebe, den uns kein Amt geben kann, und wozu das schöne Geschlecht allerdings zu berechtigen ist? Dieses ist der Ruhm, meine Brüder, der das Frauenzimmer vor der Gelehrsamkeit bewahren wird, einem Vorzuge, der die Schönen schlechter kleidet, als der Sonnenschirm einige Mannspersonen; der Ruhm, der sie aber auf diejenigen Talente bringen wird, womit sie die Natur vorzüglich vor uns ausgestattet zu haben scheint. Wir verlangen kein hochwohlgelahrtes Frauenzimmer, sondern solche, die Geschmack besitzen, die zu empfinden wissen, und die die Kunst, selbst glücklich zu leben, verstehen, und zu der, uns glücklicher zu machen, im Stande sind, als es jetzo aus leicht einzusehenden Ursachen geschehen kann. Und werden diese patriotischen Wünsche erfüllet, wird nicht im Montagne, diesem Anti-Rousseau, das Kapitel von drei guten Frauen mit Anhange und Zugabe vermehrt werden müssen? Wird nicht die Liebe auf festern Gründen beruhen, die Welt glücklicher seyn?

Sehet da, würdige Maurer! gute Streiter im Reiche der Vorurtheile! sehet da eine Arbeit, wozu ihr euch eurem Berufe gemäß bekennen müsset. Wenn gleich das schöne Geschlecht den Endzweck der Maurerei nicht befördern kann, so besitzet es dennoch Seelen zur

Denkungsart, und Herzen zur Tugend. Wahrheiten, meine Brüder, die uns an die Pflicht erinnern, das schöne Geschlecht von dieser ihrer Anlage bei aller Gelegenheit zu überzeugen, und ihnen, so viel an uns ist, zu den Vorzügen zu verhelfen, deren sie fähig sind. Je mehr Vortheile zu bekämpfen, desto rühmlicher werden unsere Triumphe seyn. Es ist wahrhaftig keine Schmeichelei, daß wir dem schönen Geschlecht diese Thüren verschließen. Wir haben unsre Gründe, und das ist genug. Warum sollen wir aber nach einem so rühmlichen Schritte diesen Weg verlassen und uns zu einem Haufen süßer Herren verfügen, die auf ihr bereiftes Haar stolzer als auf einen Kopf voll Gedanken sind? Warum sollten wir dem schönen Volke Rechte abschwatzen, in welche sie die Natur eingesetzt hat? Lassen Sie uns vielmehr, fern von der Schmeichelei dieser Sirene, für das schöne Geschlecht, zu den Schönen reden, wie Wahrheit und Rechtschaffenheit es fordern, um ihre Herzen und Seelen dem Diensthause der Tyrannen zu entführen, und uns bei dieser Gelegenheit den Ruhm jenes Heiden zu verdienen, der auch nicht einmal im Scherze gelogen hatte.

Erlauben Sie, meine Brüder, Sie außer dieser allgemeinen Pflicht gegen das schöne Geschlecht auf Pflichten zu führen, die, ob sie gleich besondre Beziehungen haben, dennoch füglich als eine Fortsetzung der erstern angesehen werden können. Ich befinde mich auf einem Felde, das viel zu weitläuftig ist, um völlig herumzukommen. Aussichten, Stellen, das ist Alles, was ich Ihnen zu zeigen im Stande bin. Sie wissen, meine Brüder, was die Erziehung über die Menschen vermag. Hat sie nicht eine gleiche Gewalt, Waisen

oder Unkraut in's junge Herz zu säen, und ist es also nicht eine der vornehmsten Pflichten für Väter, in dieser Zeit zu wachen, daß nicht Herz und Seele der aufblühenden Tochter versäumt werden? Ein lehrreicher Umgang zieht eingewurzelte Irrthümer aus, so wie verwachsene Blumenstücke durch den Fleiß gesäubert werden. Sehen Sie da, meine Brüder, eine Pflicht für Männer, in Absicht auf die, denen sie auf eine Lebenszeit Herz und Hand verschenkt haben. Und damit es nur ja nicht das Ansehn gewinne, daß ich meine Rede aus der platonischen Republik datirt hätte, so verstatten Sie mir zum Schlusse derselben, an die Pflicht gegen das schöne Geschlecht zu denken, die vorzüglich den Jüngling trifft, und die Art vorzeigt, wie er — — — — am glücklichsten wählt.

Es würde zu weitläuftig seyn, mich völlig über diese Gesinnung zu erklären. So viel ist gewiß, daß die Maurer keine Anhänger des Thales sind, welcher in seiner Jugend: es ist zu früh, und in seinem Alter: es ist zu spät, sagte, wenn ihn seine Mutter zur Wahl einer Gehülfin bereden wollte. Die Meisten unter Ihnen, meine Brüder, haben bereits durch getroffene Wahlen diesen Punct bestätigt, und diejenigen, so sich über ihn noch nicht durch ein deutliches und aufrichtiges Jawort erklärt haben, verlieren eben jetzt einen tiefen Seufzer, um ihm stillschweigend beizutreten. Die Maurer behalten die Menschlichkeit, so wie die stoischen Weltweisen die Ehrenämter bei; sie lieben, allein sie lieben der Natur gemäß; sie wählen, allein ihre Wahl ist vernünftig. Themistokles ward von dem Vater einer einzigen Tochter gefragt, ob er seine Tochter einem reichen und fein einfältigen, oder klugen und armen Manne geben sollte.

Ich schätze, antwortete er, einen vernünftigen Mann höher, der kein Geld hat, als Geld, dem der vernünftige Mann fehlt. Sehen Sie da, meine Brüder, eine freimaurerliche Denkungsart, und wenn sie in unsern Tagen gleich selten Anhänger findet, sollte dieses den Maurer berechtigen, vom lykurgischen Gesetze abzuweichen? Nein, Verstand und Herz sind die wahren Reize für ihn; und kann er bei diesen Grundsätzen den Vorzug eines glücklichen Ehemannes verfehlen, einen Vorzug, den ein Weiser des Alterthums weit über den eines Senators setzt? Mich dünkt, es wäre hier leicht, den Umstand zu entwickeln — — — — — — — — — — — — — —

Allein es ist Zeit, daß ich an meine Pflichten gegen Sie, meine Brüder, denke, wozu mich dieser Tag auffordert.

Erlauben Sie mir, dem Verhältnisse eines Redners in der Loge näher zu treten, in welchem Sie mich zu bestätigen die Güte gehabt, und diese Feierlichkeit mit den aufrichtigsten Glückwünschen zu beschließen. Dankbar erinnere ich mich der Aufmunterung, womit Sie mich zu meinen Vorträgen beehrt, und Ihrer großmüthigen Nachsicht, die mich allein in den Stand gesetzt hat, das Amt eines Redners länger als alle meine Vorgänger in dieser Loge zu bekleiden. Die Höhen und die Tiefen unsrer königlichen Kunst zu erreichen, ist freilich für einen Sterblichen in meiner Lage ein Analogon von Wunder; allein vielleicht hätte ich mich dennoch würdiger meinem Amte zeigen können, wenn meine Schultern nicht so schwach gewesen wären. Vergeben Sie Alles, meine Brüder, und hören Sie nicht auf, sich von meinem Eifer zu überzeugen, der nicht die geringste Abnahme

leiden wird, wenn gleich — — — —
— — — — — — — —
Und werde ich einst, wenn Sie mit diesem Ehrenzeichen die Brust eines würdigern Maurers bekleiden, nicht mehr unter Ihnen reden, so werde ich mich doch glücklich schätzen, unter Ihnen empfinden und der Entzückung entgegensehen zu können, womit ich mit Ihnen, Hand in Hand, den Lohn für unsre Arbeiten empfangen werde. Komm, Zeit! komm bald, und dein Lohn mit dir!

Wie aber? Soll ich nicht an einen Monarchen denken, dessen Scepter, ausgebreitet über dieses Heiligthum, Alles abgewiesen, was unsre Arbeiten auf eine profane Art hätte unterbrechen können? König! wir unterwerfen uns dir als Unterthanen, wir ehren dich als Kinder, wir lieben dich als Bruder. Ein Bekenntniß, das mehr bei dir gilt, als wenn der beredteste Profan dich zu loben ansetzt, und am Ende gestehen muß, du könnest von keinem Sterblichen gelobt werden, obgleich du nur ein Sterblicher bist. Ein Held, der schön für sein Vaterland verblutete und unter deinen Blicken den rühmlichen Tod starb, ein Liebling der Musen zeichne für mich den Zug deines Charakters, der meinem heutigen Thema angemessen ist. Wir hören und bewundern.

Ich sah — (ihr Enkel, glaubt dem heiligen Gesicht)
Ich sah den Liebesgott im Siegeswagen fahren,
Und Helden zogen ihn,
Nestor'n mit grauen Haaren,
Und Cäsar'n und Bourbon' sah ich wie Sclaven ziehn.
Mir fiel Eugen, August und Ludwig, die Catonen
Und hundert Stifter neuer Thronen
Und Asiens Bezwinger in's Gesicht;
Nur Friedrich nicht.

Wünsche sind überflüssig.

Sehr ehrwürdiger Großmeister!
Verehrungswürdige Brüder!

Der Freimaurer muß in seinem ganzen Betragen ein vernünftiger und großer Mann seyn. Sich bloß über die Vorurtheile des Pöbels zu erheben, wäre für ihn zu wenig. Er muß Gewohnheiten stolz zu verachten wissen, die die ganze Welt angenommen, wenn sie mit den Grundsätzen einer strengen Vernunft nicht übereinstimmen. Zwingen ihn oft Ceremoniel, Wohlstand und das, was wir, ohne richtige Kenntniß, Lebensart nennen, in der großen Welt dem Strome der Mode zu folgen, so lasse er sich zu diesen Thorheiten mit einer Miene voll weisen Ernstes, die für sie Satyre wird, herunter; so wie sich oft ein gesetzter Mann unter die Scherze der Jugend mischt, ohne seine Würde zu verlieren. Aber hier, meine Brüder, wo wir von der Welt abgesondert, wie auf einer Insel, wo nur Vernunft und Tugend, anlanden können, hier müssen wir würdig und groß erscheinen, um den Beifall unseres Herzens zu gewinnen.

Was soll dieser stolze Eingang? — Er soll Sie, meine Brüder, zu einem Satze vorbereiten, der vielleicht sehr kühn und neu scheinen wird, dem Sie aber nicht Ihren Beifall versagen werden. Ich habe ihn aus Ihren Grundsätzen und aus Ihrem Umgange gezogen. Was erwarten Sie heute von mir? Wünsche für Ihr Wohl,

Wünsche der heiligsten Freundschaft. — Mein Herz hat alle Materie dazu. Alle meine Empfindungen gehören Ihnen. Ich rede in einer Gesellschaft von Brüdern, die die Lieblinge meines Herzens sind, in einer Gesellschaft, wo ich nur mein Glück fühle und das Ungemach meiner Rolle vergesse. Das ist die Lage meiner Seele; und bei aller dieser Empfindung werde ich doch keine Wünsche aussprechen. Meine Wünsche dürften nicht studirt werden. Ich würde mein Gewissen mit keinen heuchlerischen und erdichteten beflecken, und Sie, meine Brüder, mit keinen thörichten beleidigen. Sie würden gewiß redlicher seyn, als die mehresten, die man aus Eigennutz und Zwang öffentlich hergebetet, und die man uns aus Galanterie und Gewohnheit in den Gesellschaften in die Ohren geschrieen. Ja gewiß! sie würden aufrichtiger seyn. Erwarten Sie aber keine. Ich sage: W ü n s c h e s i n d ü b e r f l ü s s i g. Dieses ist der Satz, den ich Ihnen in wenigen Perioden beweisen will.

Der Plan der Welt ist von Ewigkeit her bestimmt. Gott hat bei der Schöpfung die Systeme der Welten nach gewissen Grundregeln verbunden, und nach diesen die große Maschine aufgezogen. Alle Triebräder und Federn dieser Maschine wirken nach diesen bestimmten Gesetzen und wälzen durch alle Jahrhunderte die Begebenheiten und Auftritte der Welt, in ungestörter Ordnung bis zu ihrem Endzwecke hindurch. Diesen Plan kann Gott, als ein weises und unveränderliches Wesen, nicht aufheben und unterbrechen. Was helfen also unsre Wünsche? Sind sie thöricht, so kann sie kein weiser Gott erhören. Sind sie vernünftig und nach unsern Einsichten dem Besten der Welt gemäß, so können sie doch nicht erfüllt werden, wenn sie nicht die ewige Weisheit in die

große Kette der Dinge geknüpft hat. Würde Gott nicht seinen Plan aufheben und dadurch Wunder thun müssen? Dies ist unmöglich. Und wie kann sich der kurzsichtige Mensch, der nicht eine Spanne in die Zukunft sieht, unterstehen, Entwickelungen und Begebenheiten für das Beste der Welt zu wünschen, deren Coexistenz und Folgen er nicht übersehen kann? Hier ist Thorheit, Verwegenheit und Beleidigung der Gottheit! Sagen Sie mir, meine Brüder, ein jeder Wunsch, den wir in uns aufsteigen lassen, ist er nicht diese Anrede an Gott: „Ewiges Wesen! ich möchte gern dieses oder jenes Gut besitzen, diesen oder jenen Umstand wirklich sehen. Ich halte es für gut. Ich bitte dich, laß es wirklich werden. Du wirst hieran nicht gedacht haben.“ Wenn das nicht die Gottheit beleidigen heißt, so ist keine Beleidigung möglich. — Sie werden mir aber vielleicht sagen: Ein weiser Mann wird nur dann die Erfüllung seines Wunsches verlangen, wenn er mit dem Endzwecke der Welt und seiner Bestimmung übereinkommt. Dieser Einwurf ist schon widerlegt. Auch diese Bedingung macht den Wunsch nicht gültiger. Er bleibt immer überflüssig. Die Ursache ist offenbar. Man erfülle die Pflichten seiner Existenz und das Uebrige überlasse man der Vorsehung. Gott gebe uns doch den segnenden Frieden wieder! dieses ist jetzt ein allgemeiner Wunsch. Ich thue ihn nicht. Gott hat den Zeitpunkt für ihn bestimmt, den er im System der Welt haben muß, und da wird er auch mit seinem Segen die Erde erfreuen. Der Krieg ist erschrecklich, er wird aber gewiß selige Folgen haben, und wenn sie sich auch erst nach Jahrhunderten heraufwinden sollten. Die Schlachtopfer des Todes, die der Krieg dahin gestürzt, haben auf ihre

Familien und Geschlechter einen Einfluß; und die Königreiche erben von den Ruinen und dem Flor dieser Familien oft ihre Größe und ihren Verfall. So ist Alles im Zusammenhange der Welt bestimmt und verbunden. Die Scenen erscheinen und verschwinden so, wie sie die Vorsehung in dem Grundrisse der Schöpfung eingezeichnet, und unser Wünschen ist überflüssig. — Wenn Wünsche also unnöthig sind, kann mir Jemand einwerfen, so dürfen wir uns auch keine ewige Glückseligkeit wünschen, denn das Schicksal, das uns in der Ewigkeit erwartet, ist auch von einem weisen Wesen bestimmt. Ja! es ist bestimmt, aber unsere Tugend ist der Maaßstab dazu gewesen. Die Religion sagt uns: *Wir werden gewiß ewig glücklich seyn, wenn wir ihre Gesetze in diesem Leben ausüben.* Eine ewige Glückseligkeit zu erhalten, steht in unserer Gewalt; und sie wünschen, heißt nichts anders, als sie durch Tugend und Religion zu erkaufen suchen. Denn sie bloß wünschen, und für eine Hölle leben, scheint mir ein Widerspruch zu seyn.

Erlauben Sie mir noch eine Anmerkung. So lange wir eingeschränkte Geschöpfe sind und eine Begierde zur Glückseligkeit in uns empfinden, so lange werden immer Wünsche in unserer Seele aufsteigen. Es giebt gewisse Wünsche, die nicht auf die großen Begebenheiten der Welt gehen. Sie schließen sich auf die engen Kreise des gesellschaftlichen Lebens ein. Sie haben mehrentheils das Glück des Herzens zum Vorwurf. Ihre Erfüllung hängt entweder von kleinen Bedingungen, die eine wahrscheinliche Wirklichkeit haben, oder oft von dem Eigensinn gewisser Personen ab. Ich will nicht behaupten, daß man diese Wünsche, ohne alle Bedingung,

wider die Ordnung der Welt, erfüllt zu sehen verlangen soll. Sie scheinen mir aber doch erlaubter zu seyn. Unser Herz würde zu viel verlieren, wenn wir diese Ideen unterdrücken sollten. Unterdessen muß ich immer gestehen, sie sind überflüssig. Darf ich wohl einige von diesen Wünschen anführen? Nein, meine Brüder! ich will es nicht thun. Ich fürchte, auf die schwache Seite meines Herzens zu fallen. Sehen Sie nur, meine Brüder! einen Augenblick in Ihr Herz, und Sie werden diese Lieblingswünsche empfinden. Vielleicht habe ich schon zu lange von einer Materie geredet, die für meine Kräfte zu fein, und die zu ausgedehnt ist, in einigen Minuten entwickelt zu werden. — Es ist gewiß, ein wahrer Philosoph, wenn man unter diesem Titel keinen Kopf voller metaphysischen Spitzfindigkeiten versteht, und also auch ein rechtschaffener Freimaurer, werden den Zeitraum ihres Lebens mit keinen überflüssigen Wünschen ausfüllen. Wer seine Pflichten erfüllt, der darf kein Schicksal fürchten. Und wenn auch der Himmel einfiele, sagt Horaz, so könnte er den Weisen zwar bedecken, aber nicht erschrecken. Ja, meine Brüder, dieses Jahr hat gewiß einen Theil unsers Schicksals in seinem Schooße! Dank aber sey der ewigen Weisheit, daß sie eine Decke über ihre Geheimnisse gezogen. Lassen Sie uns, meine Brüder, die Scenen, die für uns geschaffen sind, mit der Großmuth eines Christen und mit der Standhaftigkeit eines Weisen erwarten. Ein ewiges Wesen hat uns unsre Rollen ausgetheilt, wir müssen sie mit Würde und Anstand auf dem Theater der Welt durchspielen, und jeden Raum unsrer Existenz gehörig ausfüllen. Das Glück eines wahren Freimaurers muß in dem Bewußtseyn seiner Tugend und in seiner aus-

geübten Pflicht bestehen. Sehen Sie hier, meine Brüder, eine glückliche Anwendung von dem Anfange eines neuen Jahres. Die Aufmunterung zu unsern Pflichten nehme die Stelle eines Glückwunsches ein! Ich weiß es sehr wohl, einen ächten Freimaurer darf man niemals zu seiner Pflicht anfeuern. Ich weiß aber auch, daß die Erinnerung der Pflichten, und die Frage an sich selbst: hast du die Absichten deines Daseyns redlich erfüllt? die angenehmste Beschäftigung eines rechtschaffenen Mannes ist. — Ich würde Sie beleidigen, wenn ich an die Pflichten gedenken sollte, die Sie der großen Welt und Ihrem Charakter, den Sie in derselben beklei=den, schuldig sind. Ich rede Sie bloß, meine Brüder, als Freimaurer an: der angenehmste Gesichtspunkt, in welchem ich Sie erblicken kann, und der vortrefflichste Titel, den Ihnen mein Herz zu geben weiß! — Sie wissen die Pflichten, die Sie als Brüder unseres Ordens, und besonders als Mitglieder dieser Loge, auszuüben haben. Ich würde Ihnen das vielleicht in einer schwachen Sprache sagen, was Ihr Herz so edel und groß empfindet. — So viel Freimaurer ich hier erblicke, so viel eifrige Bemüher für die Ehre unseres Ordens erblicke ich. In diesem Ornat, der Sie, meine Brüder, bekleidet, sind Sie größer als die Ordensritter der Welt, wenn Ihr Charakter der Charakter eines wahren Freimaurers ist. Religion und Tugend werden Sie durch alle Labyrinthe der Welt führen, Sie lohnen und ewig segnen. Jetzt rede ich Sie nur an, meine Brüder, die theils in Ihren Aemtern geblieben, theils andere erhalten. Wäre es nicht eine erschreckliche Beleidigung für Sie, wenn ich glauben sollte, daß diese Titel Sie aufgeschwollen machen und mit Stolz gegen Ihre Brüder aufblasen

könnten? Nein! dies ist nicht möglich. — Ich weiß es gewiß, und ich lese es auf Ihren Gesichtern! Sie werden das Vertrauen der Brüder durch Fleiß, Achtung und Gehorsam zu belohnen suchen. Sie werden durch Ihren innern Beifall beglückt seyn, und wir werden uns freuen, so würdige Mitglieder zu den Aemtern gerufen zu haben. Sie, meine Brüder, denen Ihre Aemter abgenommen, glauben Sie nicht, daß dieses aus Mangel des Vertrauens geschehen sey. Nein! gewiß nicht. Diese Vermuthung kann unter Freimaurern nicht gedacht werden. Ich finde hier vielmehr einen Zug der Freundschaft, der Sie gern in diesen Versammlungen aufgeheitert und ohne die Lasten der Gesellschaft sehen will. Wir, meine Brüder, müssen in gewisser Absicht jenen großen Römern nachahmen, die ihrem Vaterlande Bürger, Rathsherren und Soldaten waren, nachdem es das Wohl des Staats erforderte. Hier müssen wir ohne Leidenschaften erscheinen, und das Beste des Ordens, mit der Hauptabsicht eines Freimaurers verbunden, muß unsre größte Pflicht seyn. Und wie stolz können Sie wohl an Ihr niedergelegtes Amt denken, wenn diese ansehnliche Versammlung Ihnen ihren Beifall bekennet? Gewiß! diese Empfindung ist mehr werth, als die Furcht: Wirst du deinem Amte auch männlich vorstehen?

Sie, sehr ehrwürdiger Großmeister! der jetzt unsrer Loge mit so vielem Eifer und Ruhm vorstehet, seyn Sie versichert, daß eine aufrichtige Hochachtung und eine freimaurerliche Freundschaft, denn dieses muß der größte Grad der Freundschaft seyn, die Herzen aller Brüder für Sie in Bewegung setze. Wir, meine Brüder, die wir gleichsam in einer neuen Welt und nach richtigen Grundsätzen leben, können auf unsere

Glückseligkeit, die wir in diesen verschlossenen Zimmern genießen, stolz seyn. Und dieser Stolz muß Entzückung und Freude werden, daß wir diese Glückseligkeit unter Ihrer Anführung, sehr ehrwürdiger Großmeister! genießen. Ich habe mich einmal wider die Wünsche erklärt, ich muß also von meinen Grundsätzen nicht abgehen, so sehr auch hier mein Herz wider meine Einsicht streitet.

Pflichten des Maurers
bei dem
Grabe eines Bruders.

Eine Freimaurer-Rede
in der
Loge zu den drei Kronen
in Königsberg.

Von B. E—

VALE. VALE. VALE. NOS. TE. ORDINE.
QVO. NATVRA. PERMISERIT. SEQVEMVR.
CVNCTI.

1777.

Eine traurige Gelegenheit, bei der ich unter Ihnen das Wort nehme! Frohe, wonnevolle Empfindungen pflegen die Herzen dererjenigen zu erfüllen, die nach einer langen Abwesenheit wieder zurück an Ort und Stelle kommen. Sie freuen sich mit ihren Bekannten, und segnen den Tag, da sie Abschied nahmen, und den, da sie sich wiederfanden. Dieses Glück ist heute mein Theil nicht! Ich bin zwar wieder da, wo ich ausging; allein der, den ich vor acht Jahren in meine Stelle zum Redner einkleidete, der, den ich mit einem mir ewig schätzbaren Amte vermählte, der ist nicht mehr! Ich opfre allein an dem nämlichen Altar, wo wir damals ein gemeinschaftliches Opfer anzündeten, und Er wird nie mehr in diesem Heiligthum Worte der Ermunterung verkündigen, denn er hat, nach standhaft überstandenen Prüfungen einer langwierigen Krankheit, seine Reise in die selige Ewigkeit zurückgelegt, und stehet jetzt in der Reihe der Vollendeten, um Erklärungen einzusammeln, die für uns Alle — die Erleuchtetsten, die zur Weltruhe Gebrachten nicht ausgenommen — noch Geheimnisse sind. Ich darf Ihnen, meine Brüder, nur den Namen — nennen, um Sie an die meisterhaften Verdienste dieses Mannes in Hinsicht auf unser Ordenshaus zu erinnern. Und warum diese Erinnerungen? War er nicht unser Aller geliebter Bruder? Er war's! Sie fühlen bei diesem Worte ein melancholisches Etwas, einen kirchhöflichen Schauer, der uns bei'm Anblick von der Sonne gebleichter Gebeine unserer Väter zu ergreifen pflegt.

Er war! und Gott allein weiß, wie bald es auch von uns heißen wird, sie waren. Ich sehe, meine Brüder, Ihre Uebereinstimmung mit meinen Empfindungen, allein ich sehe nichts Unerwartetes, ich habe bei dem Grabe unsers — — sicher darauf gerechnet. Unser Todte hatte nach den Pflichten seines Amtes mehr Gelegenheit, als seine Mitmaurer, die herzlichen Gesinnungen gegen unsern Orden zu verbreiten und ein öffentliches Bekenntniß von der Hoffnung abzulegen, die in ihm war. Sie wissen also Alle, was Sie an ihm verloren haben, und Niemand unter Ihnen wird ihm das Zeugniß eines eifrigen, überzeugten Maurers, eines Mannes nach dem Herzen unserer königlichen Kunst, abschlagen. Nur Wenigen unter Ihnen, meine Brüder, ist es aber bekannt, in welchen besondern Verhältnissen ich mit ihm im Orden gestanden, und schon dieses Band wäre Bewegungsgrund genug für mich, sein Grab öffentlich zu heiligen und es mit einem Steine des Andenkens zu bedecken; allein es kommt jetzt noch ein Versprechen dazu, das ich unserm Todten geleistet und das er mit einem heitern Blick aus seinen untergehenden Augen entgegen nahm. Gott! wäre dieser Blick noch einmal zu sehen, wie beredt würde er mich ablösen! Sie würden nicht weiter hören, ich nicht weiter reden. — Ich versprach ihm, sein Andenken in dieser Versammlung zu erneuern. — Ich öffne hiermit sein Testament, und richte seinen letzten Willen aus, indem ich ihm heute unter Ihnen ein Gedächtniß stifte. Erlauben Sie mir bei dem Eingange zu diesem Denkmal, Sie

Von den Pflichten des Maurers bei dem Grabe seines Bruders

zu unterhalten.

Wir haben öffentliche Beweise, daß unser Bruder wie jener edle Römer dachte, welcher lieber die Frage wünschte, warum man ihm keine Ehrensäule gesetzt, als warum man ihm eine aufgerichtet. Diese Frage liegt indessen in dem Gebiet der profanen Welt. Hievon soll Sie mein heutiger Vortrag überzeugen. Wir sind unter uns, meine Brüder, das ist Alles, was ich noch zu sagen habe, ehe ich weiter rede.

* *
*

Nicht nur gesittete Völker, welche die Vorsicht mit einem Strahl der Erleuchtung begünstigte, sondern auch rohere Menschen, die so wenig Mühe auf ihren Verstand als ihr Herz verwendeten, hatten die Gewohnheit, ihren Todten eine Achtung zu erweisen, die um so besonderer ist, da man im Leben oft die Pflichten gegen diejenigen vergaß, die man nach dem Tode mit Liebe und Zuneigung bezeichnete. Denkmäler, Pyramiden, Mausoleen und dergleichen Grabstätten, Statuen, Säulen und Gemmen schätzt der Kenner des feinen Alterthums, und wo diese Feinheit nicht war, finden wir Urnen und Grabhügel.

Bei den Egyptern, diesem dreimal denkwürdigen Volk, wurde das Andenken verschiedener wohlthätiger Erfinder, Väter der Länder und ihrer Erhalter, in Symbolen fortgepflanzt. Den Koloß hat ein Erdbeben zerstört; auf immer verblüht sind die hängenden Gärten der Semiramis; nur Egyptens Pyramiden stehen noch, als Meisterstücke von den sieben Wundern der alten Welt, vor unsern Augen da.

Auch die neuere Zeit bestätigt das Anwandeln einer gewissen Ehrerbietung vor dem Moder unserer Brüder,

und selbst dem verruchtesten Missethäter ist das aberkannte Begräbniß oft schrecklicher, als die grausamste Hinrichtung; und nicht allein der begränzte gemeine Mann, sondern auch der von Vorurtheilen Gereinigte, der Mensch einer höhern Stufe wünscht, daß seine Gebeine zu den Gebeinen der Seinigen gesammelt und der Erde zurückgegeben werden mögen, von der sie genommen waren. Was ist wohl die Ursache dieser Dankbarkeit gegen die Erde, unser Aller Mutter? was die Ursache der allgemeinen, durch so viele Jahrhunderte bestätigten Ehrerbietung gegen die Todten? Ist's bloß das Gefühl, daß der Entseelte nur vorausgegangen, und daß auch wir bald seyn werden, was er ist? Ist's bloß das Echo der Menschlichkeit?

Ich will gerne zugeben, daß diese sympathetische Empfindung an den Grabmälern unserer Vorväter Antheil gehabt: allein mich dünkt, wir dürfen hiebei nicht stehen bleiben, und es ist gewiß mehr als ein bloß gewagter Gedanke, wenn ich behaupte, daß die Achtung für die Todten eine weit höhere Triebfeder, als dies Gefühl für den entseelten Ueberrest gehabt. Jenes denkwürdige Gericht, welches die Egypter über den Todten verordneten, um nach der Beschaffenheit des Lebenswandels ein Urtheil über die Gestattung des ehrlichen Begräbnisses zu eröffnen, was war es — da ein todter Körper über alles Gericht hinaus ist, und Moder und Staub alle Urtheile unkräftig machen — was war es anders, als ein Vorspiel der Belohnung und Bestrafung in der künftigen Welt?

Beweiset überhaupt die Rücksicht auf den erblaßten Körper nicht eine innere Empfindung vom Werth der menschlichen Natur, nicht einen gewissen Begriff vom

Daseyn eines immer übrigbleibenden Theils, gegen den man eigentlich diesen Wohlstand beobachtet? Ich glaube mich nicht zu irren, wenn ich diese Achtsamkeit gegen die Todten aus dem dunkeln Begriff von einem geistigen Wesen, von einem Ueberbleibsel nach dem Tode, von einer Wiederkunft, von einer andern Welt herleite, wovon man beinah unter allen Nationen Spuren entdeckt. Der Feind wollte sich mit dem in die andere Welt übergegangenen Rächer versöhnen. Der Freund wollte sich seinem Vorgänger in Elysium desto mehr verbinden, und ihn sich zum voraus zum Begleiter auf dem finstern Pfade des Todes besprechen. Mich dünkt, man glaubte, der Geist nähme Antheil an der Achtung, die man seinem Erdgefährten erwiese, man käme hiedurch in Verbindung mit einer unsichtbaren Welt. — Und den Menschen noch dann hochachten, wenn er es nicht mehr sehen, hören und empfinden kann, heißt dieses nicht mit andern Worten, glauben, daß er mehr als eine Hand voll Asche sey? Stückwerk war vielleicht dasjenige, was hievon in einer Stufe der Mysterien der Alten gelehret wurde; Stückwerk war vielleicht die Auflösung der Hieroglyphen des Begräbnisses bei den Allerweisesten. Und der gemeine Mann, er, der im Nebel stand, wenn jene einen heitern Tag hatten? Ich getraue mir nicht, ihm einen heiligen Schauder abzusprechen. —

Die Verfeinerungen des Geschmacks und der Sitten haben uns zwar hie und da mehr Entdeckungen für den Verstand zugewendet (ob's gleich nicht immer neue Welten waren, was man sah), allein weit mehr von Empfindung und Herz genommen, und dieser Raub ist so allgemein, daß selbst die Gräber nicht verschont ge-

blieben. In die Stelle eines ehrlichen Begräbnisses drängten sich Pracht und Verschwendung ein, und die herzliche Einfalt eines: Hier ruhet mein Freund, er ruhe wohl! lösete die Schmeichelei ab, die, noch nicht gesättigt durch die Wohlthaten des Entseelten, auch die Erben bestahl. Der trostgebende Freund wurde in ein Klageweib von Redner verwandelt, der sein Ach! und O! nach Regeln aussprechen lernte, seine Thränen zu Kauf ausbot, mit Lob wucherte, und in fertigen Standreden nichts als den theuerbezahlten Namen des Entseelten einzudrücken hatte. Und damit dieser Handel desto ungestörter getrieben werden könnte, nahm man seine Zuflucht zu einem Sprüchwort, der gewöhnlichen Freistätte der Einfalt: von Verstorbenen und Abwesenden nichts als alles Gute. Nun konnte der Tyrann vor Beunruhigung seiner Asche sicher seyn, und ein ganz Jahrhundert, bis des Geschichtschreibers Kinder und Kindeskinder oft tiefer als in's dritte Glied ausgestorben waren, vor der Aufdeckung seiner Schandthaten ruhig schlafen. Dem Erfinder nahm der freche Corrector die Ehre; die beleidigte, unterdrückte Unschuld fand auch im Grabe keinen Retter. Der profane Geistliche fand hiebei eine doppelte Rechnung. Je mehr Kunst er bei einem verdächtigen Grabe anzubringen verstand, je neuer und feiner seine Wendung war, je mehr ward seine Geld- und Ruhmbegierde befriedigt. Lob- und Trauerreden wurden gleichbedeutende Worte, und nie sind mehr Unwahrheiten als bei einem geöffneten Grabe gesagt. Man erfand — das Frechste, was ich weiß — eine Titulatur für den Himmel, und das Wort selig ward so hoch getrieben, daß man kein Bedenken trug, selbiges mit den irdischen Würden in's Ver-

hältniß zu setzen. So ward aus Natur Künstelei, aus Herz Redekunst, so wurden aus Empfindungen ausgelernte Tropen. Welch ein Gräuel der Verwüstung! Der Maurer treibt die Käufer und Verkäufer aus dem Tempel der Menschheit, aus der hohen Schule der Weisheit und vom Grabe seines Bruders. Er, der sich nicht siebenmal, sondern siebenzigmal siebenmal von den Schlacken der Vorurtheile reinigt, weihet die Urnen seiner Brüder zum Schmuck seiner Heiligthümer ein, weilet bei ihrer Ruhestätte und erfüllet da noch Pflichten, die vom Ton der Welt so, wie profan und heilig, wie die erste Kirche von der jetzigen, unterschieden sind. Er tritt mit unbestechbarem Gefühl an die Gruft seines Bruders, nicht die Nachwelt aus Schwachheit oder noch gemeinern Absichten zu hintergehen, sondern die Wahrheit von ihm zu sagen.

In diesem Gedanken, meine Brüder, liegt Stoff zu seligen Betrachtungen. Der Maurer wirft bei diesem Geschäft der Wahrheit einen Blick auf sich, er läutert sein Herz, damit es einst bei seinem Grabe die Probe halte, und bemühet sich, bei Temperamentsfehlern und Schwachheiten, wenigstens den Ruhm eines ehrlichen Mannes, beides gegen Gott und den Menschen, den Ehrennamen des Aristides, das Lob der Gerechtigkeit gegen sich und Andere, zu verdienen. So wird an ihm erfüllet, was geschrieben steht, das Wort, welches die Losung des größten Maurers, der Knoten unserer höchsten Wissenschaft ist: Nur das Grab macht Maurer. Doch nicht allein der, welcher bei dem Grabe seines Bruders das Wort nimmt, soll die Wahrheit benutzen, sondern auch Alle, die ihn hören, können diese Früchte des Lebens einsammeln, und für jeden

Maurer ist das Grabmal seines Bruders mit Palmen umgeben. Wer ist gleichgültig über Lob und Tadel nach seinem Tode? Verläugneten nicht Tausend und abermal Tausend den Werth der Menschheit, um sich unsterblich zu machen? Und ist es gleich Tollkühnheit, wenn jener Bezwinger der Welt unglaubliche Gefahren verachtet, damit der Griechen müßiger Pöbel von seinen Thaten erzähle, so bleibt es doch menschliche Empfindung, nach dem Tode mit dem Charakter des Rechtschaffenen bezeichnet zu werden, und Pflicht, auf eine Ehre Rechnung zu machen, die wegen der maurerischen Entfernung aller Nebenabsichten den Namen der Ehre mit unverfälschtem Recht verdient. Göttliche Wahrheit! Tugend des Himmels! Kleinod nur weniger Edeln im Lande! wie allgemeinnützig könntest du werden, wenn dich die Welt nicht bloß an die Gräber der Maurer verbannte, wenn du die Leichensteine eines jeden Grabes beschrieben hättest, und wenn es Pflicht — wenigstens nach dem Tode wäre — frei zu sagen, was man gedacht hat. Würde nicht die Welt das jetzt seltene Glück — väterliche Regenten — haben? Und würden nicht die Gesalbten der Erde, die nur bloß an die Gesetze der Ehre und des Ruhms gebunden sind, auf Denkmäler bedacht seyn, die sie zu einer Zeit brauchen, wenn sie keine Schmeichler mehr begünstigen können? Der Nachfolger, wenn er auch selbst nicht rühmlichere Wege einzuschlagen vorhätte, sollte Wahrheit an dem Grabmal seines königlichen Vaters anordnen, und die Fragen verstatten: was that er für die Menschen? was für seine Unterthanen? was für die Welt? was für sein Land? um wenigstens mit dem Schein der Besserung zu täuschen. Die Wahrheit bei'm Grabe würde

die stolzen Reichen auf eine Zeit voraus denken lehren, in welcher er keinen Liebling verkaufen kann. Und mich dünkt, diese Arbeit würde am Tempel der Tugend und Wohlfahrt des ganzen menschlichen Geschlechts gesegnet seyn. Sagen Sie selbst, meine Brüder, würde nicht schon das Grab ein Vorschmack des Himmels werden, wo nur Wahrheit gilt und kein Ansehen der Person ist? Erlauben Sie mir, diese Hauptpflicht eines Maurers bei dem Grabe, mit einer Anmerkung zu befestigen, die durch die Erfahrung bestärkt wird.

Es sey aus Stolz oder Neid, selten aber werden große Handlungen unserer Zeitgenossen nachgeahmt. Gutgeartete Menschen wollen oft am wenigsten den Preis einer großen That zugestehen. Es läßt sich noch immer etwas bei der uneigennützigsten Handlung sagen; man giebt ihnen nicht das Gepräge, Bild oder Ueberschrift zu, und wie sollten sie also Nachahmer anziehen? wie Herzen erwärmen? Nach dem Tode werden, wenn nicht alle, doch wenigstens die mehresten dieser Hindernisse mit begraben. Die Handlung wird in's Licht gesetzt, die Nebel verschwinden, man sieht die große Seele in ihrer eigentlichen Gestalt, und da kein Mensch ohne Fehler seyn kann, warum sollten wir den Schatten aus dem Bilde des großen Mannes verbannen? Warum sollten wir die Wahrheit in Rücksicht seiner Schwächen verbergen? Unser verstorbener Bruder gewinnt durch diese unverfälschte Schilderung von der Hand der Aufrichtigkeit. Von einem Mann, an dem der Leichenredner keinen einzigen Fehler sehen läßt, glaubt man auch keinen einzigen guten Zug. Der Verstorbene verliert, weil er zu viel gewinnen sollte. Man findet sein Bild verfehlt, weil es zu regelmäßig ausgefallen war. Das

Stück bleibt höchstens ein schönes Gemälde, allein kein Ebenbild. So gewinnt der Todte und Lebendige durch Wahrheit, und so helfen selbst menschliche Fehler unsterblich machen.

Wir, meine Brüder, sind der Welt diese Aufrichtigkeit um so mehr schuldig, da wir, so lange wir leben, zwar nicht unser Herz, doch unsere Logen verschließen und einen gewissen Theil unserer Handlungen mit dem Schleier des Geheimnisses verhängen. Können wir aber den Verstorbenen gleich nicht von dieser Seite wie er war, vorstellen, so können wir doch die Eindrücke entwickeln, die die Maurerei auf einen Bruder machen kann. Können wir gleich nicht sagen, was ein Maurer sey, so können wir doch zeigen, was er zu thun im Stande gewesen, und dieses sind wir dem Todten, dieses sind wir uns selbst schuldig. Doch das ist das einzige Opfer am brüderlichen Grabe. Bei der Wahrheit am Grabe nahmen wir mehr Rücksicht auf unsern Todten. Lassen Sie uns den Pflichten näher treten, bei denen wir auf uns selbst sehen.

Wir machen Alle die nämliche Reise, und kein Gedanke ist größer, als der: wir wandeln Alle zum Grabe. — So natürlich indessen diese Betrachtungen auch sind, so verlangen sie doch einen besondern Gegenstand, der uns dazu erweckt, und das Grab unserer Brüder wird dieser Prediger; es lehret auch uns bedenken, daß wir sterben müssen, und dieser Gedanke erbauet den Pfeiler der Weisheit, und neben ihm den Pfeiler der Stärke, auf eine Zeit, wo uns Fassung und Stärke noth seyn werden. Je mehr Freunde wir verlieren, je mehr Glieder sterben uns ab, je mehr Bestandtheile werden von uns abgerissen, und wir können

unsern Sinn von dem Gedanken nicht abwenden: Ueber ein Kleines schlägt auch deine Stunde. Welche Betrachtungen, welche Entschlüsse liegen auf diesem Wege! — In unsern Versammlungen sind Alle über den Morgen ihres Lebens hinaus — und wer weiß es, ob nicht der Meister Diesen oder Jenen lange vor erreichtem Feierabend, am Mittage, am hohen Mittage, eben da er seine männlichen Kräfte aufforderte, von seiner Arbeit abruft. Wem ist's bekannt, wann der Tod unsern Zirkel stören und unser Leben enden wird?

Niemand hat einen Freibrief bis zur hohen Mitternachtstunde. Es kann eher mit ihm geschlossen werden. Wie? sollte man es also aussetzen, Gutes zu thun? Sollte man durch falsche Hoffnungen sich um den Genuß eines Lebens hintergehen, das, wenn es auch das höchste Ziel erreicht hat, nur eine Spanne ist? Gutes thun, meine Brüder, sich mit dem beleidigten Bruder versöhnen, ihm das Unrecht ersetzen, das wir ihm zufügten, so lange wir noch auf dem Wege des Lebens mit ihm sind und eine Ersetzung möglich ist, an dem Werke der Tugend und Rechtschaffenheit arbeiten, heißt: sich selige Augenblicke auf sein Sterbelager sammeln, und Kühlungen auf heiße Prüfungsstunden. Lassen Sie uns aussäen auf Tage der Erndte, auf unsere Sterbestunde, den heiligen Abend vor dem Tage der Vergeltung. Dann helfen nicht Glanz und Weltehre, sondern Beweise vom unterjochten Stolz, von Herablassung zum Dürftigen, von Erhebung des Talents, von Linderung der Angst eines verlassenen Geschöpfs, das wie ein Hirsch schrie nach frischem Wasser, eines bedrängten Geschöpfs, das uns der Schöpfer zur Probe begegnen ließ, ob wir werth wären, Menschen zu seyn. — Gott, welch eine

Genugthuung! wenn der Priester und Levite vor dem Unglücklichen vorübergehet, und unser einer Oel und Wein in seine Wunden gießt; und wenn's von diesem Wohlthäter heißt: es war ein Freimaurer, ein Samariter! O Heil uns, dreimal Heil, wenn uns auf unserm Sterbelager, nach dem Kelch der Bitterkeit, der Kelch der Vergessenheit gereicht wird — wenn gute Thaten des Mannes die Fehler des Jünglings aussöhnen, wenn das Bewußtseyn guter, edler Handlungen die Vorwürfe des Gewissens widerlegt — und wenn endlich die Kräfte der zukünftigen Welt uns Aussichten jenseits des Grabes öffnen, wo Lohn der Unsterblichkeit auf uns wartet.

Ein seliges Endlich! Erlauben Sie mir, meine Brüder, bei demselben noch einige Augenblicke stehen zu bleiben.

An die beßre Zukunft denken,
Heißt der Zukunft würdig seyn. —

Es giebt keine größere Pflicht, meine Brüder, als die, an den Tod zu denken. Im Glück und Unglück ist es der zuträglichste Gedanke, das Universalmittel bei allen Uebeln des Lebens, man mag das Uebel empfinden, oder, was noch ärger ist, befürchten. Wer eine Gelegenheit vorbeigehen läßt, die ihn an den Tod erinnern kann, hat ein Glück ausgeschlagen, und wer ein frisches Grab anzusehen im Stande ist, ohne zu bedenken, daß er auch sterben werde und davon müsse — ist wenigstens nicht werth, Maurer zu seyn. Wo ist eine größere Lehre der Weisheit, wo eine sichrere Zuflucht wider die traurigen Vorfälle dieses kummervollen Lebens? Wo ein größerer Trost wider die Ungerechtigkeiten der Menschen, wider ihren Stolz, wider ihren Neid, wider

alle ihre profanen Laster? Wo eine größere Beruhigung bei dem Verlust unserer Freunde und derer, um die uns die Welt werth ist? Wo eine angemeßnere Betrachtung bei dem Grabe unsers — —

Die Nothwendigkeit zu sterben, meine Brüder, ist das einzige Mittel, die Schwierigkeiten des Lebens zu übernehmen, und wenn wir nicht versichert wären, daß man das Leben einmal verlieren müsse — was meinen Sie, meine Brüder, würden wir leben? Was würde uns ein solches Leben, wenn ich's ja so nennen soll, zu stehen kommen? Jetzt, da unser Leben siebenzig Jahr währt, und wenn's hoch kommt, achtzig, wird uns die Zeit lang. Der Weiseste ist davon nicht leicht ausgenommen, er findet lästige Stunden, man sage, was man wolle. — Und was für ein Unglück würde es überhaupt seyn, wenn wir, ohne unsere Kleider abzulegen, auf dieser Welt unsterblich wären. Die Unsterblichkeit setzt eine Läuterung zum voraus, sonst ist sie weniger als die Sterblichkeit. Wir müssen sanft geschlafen haben, um einen schönen Morgen empfinden zu können. Wir müssen sterben, um zu leben. Setzen Sie sich mit mir auf das frische Grab unsers Bruders, wo noch kein Gras Wurzel gefaßt hat. Fürchten Sie nicht die nackte Erde. Auch wir sind Staub!

Wäre es mit dem Menschen zu Ende, wenn sein Körper sich zur Ruhe legt, so würden die Todesbetrachtungen, zu denen wir uns lagern, sehr eingeschränkt seyn. Du mußt sterben — und also stirb — — das wäre Alles, was wir sagen können. Erhabene Worte, in die man diesen angeblichen Trostgrund einkleidet, thun hierbei nichts. Jetzt aber, da wir hoffen und glauben, daß, der in uns angefangen hat das gute Werk des

Erkenntnisses, es auch vollführen werde in Ewigkeit, — o! meine Brüder, wo ist eine Betrachtung von einem größern und seligern Umfange? Schon die Erwägung dessen, warum wir auf eine Zukunft Anspruch machen, ist ein weites Feld. Es übersehen, heißt selig seyn in Hoffnung einer größern Herrlichkeit, allen denen bereitet, die nicht leben für's Sichtbare, sondern für's Unsichtbare: denn das Sichtbare ist profan und vergänglich, das Unsichtbare ist göttlich und ewig. Der Weltweise verbannet zwar mit Recht da, wo eine mathematische Gewißheit vorhanden ist, alle andere Nebenbeweise, er bedarf ihrer nicht, und sie sind ihm ein Schimmerlicht, das die Augen verdirbt. — Eine Sonne ist genug! bei unserm Gegenstande aber, wo die ewige Vorsehung uns nicht zu einer anschauenden Gewißheit kommen läßt, um der Welt nicht eine andere Richtung zu geben, müssen wir keinen Gedanken verstoßen, der uns über diese Hoffnung eine Bürgschaft zu leisten fähig ist. Und dann laßt den einzigen Zweifel, dem das Herz gar nicht einst diese Ehre zugesteht: G o t t k a n n a u c h S e e l e n v e r n i c h t e n, W e s e n z e r s t ö r e n, laßt den einzigen Zweifel einer mißtrauischen Vernunft auftreten; weder im Leben noch im Sterben wird er die Hoffnung stürzen, die in uns lebt. Gottes Güte und Gerechtigkeit ist's, daß wir im Tode nicht gar aus sind; seine Barmherzigkeit hat kein Ende, neu ist sie auch am Morgen der Ewigkeit, groß ist seine Treue: auf sie laßt uns hoffen. Können schon Körper nicht völlig aufhören und in's Nichts übergehen, sind schon die ewig, wie sollte der Grund unsers Lebens, der göttliche Hauch, die Seele vernichtet werden? Selbst der Verworfene, der zu keinem andern Trost als zur Vernichtung flehen

kann, wird in diesem Gedanken unendliche Zweifel finden, und diese Zweifel, sind sie nicht Stimmen der Ewigkeit? Ein Labyrinth, wenn die Zeit Alles endigt; welch ein Zusammenhang aber, wenn wir Zeit und Ewigkeit, Saat und Erndte in's Verhältniß setzen? Fasset in euren eignen Busen, Zweifler! Erkläret mir euer Gewissen, und wenn ihr euch einbildet, es erklären zu können, erkläret mir die Gewissen der Großen, die Gesetze geben und nicht daran gebunden sind. Wie wollt ihr ihre Aufwallungen der Furcht bei schändlichen Handlungen auslegen? Und was sind unächte, unwichtige Zweifel gegen so viel, so unaussprechlich viel zutreffende Umstände? Ich will nur angeben; denn ich weiß, wo ich rede.

Die Talente der Menschen sind zu groß, ihr Wesen zu erhaben, ihre Fähigkeiten für ein so kurzes Leben zu vielfach. Schon zu wenig sind unsere Tage, das zu begreifen, was Andere erfunden haben. Sollten wir also das Leben enden, ehe wir's angefangen haben? Ich bin der Meinung, ein vernünftiges Geschöpf würde, wenn es zu seyn aufhören sollte, beständig zu früh sterben, und wäre es im neunhundert und neun und sechszigsten Jahre seines Alters gestorben. Rechnet indessen ab, Sterbliche! was ihr schlafet; rechnet ab die ersten Jahre eures Lebens, und selten werdet ihr älter, als es ein Kind ist. N e w t o n selbst war vielleicht nur zwei Stunden Mann. Die besten Köpfe, die Geizigsten auf ihre Zeit, sterben, wenn sie lebenssatt geworden, in Jünglingsjahren, und wer ist außerdem an Ort und Stelle in der Welt? Die Seele richtet sich nach der Lage des Körpers, sie ist beinahe Alles darum, weil der Leib es ist. Wir sind vornehm, geringe, je nachdem

wir in die Welt kamen, und nachdem wir erzogen wurden. Sehen Sie sich um, meine Brüder, Alles ist verkehrt. Selten ist man das, wozu man Lust und Liebe hat. Man hat kein besser Beiwort, diese Welt darzustellen, wie sie ist, als wenn man sie nennt, wie sie am gewöhnlichsten genannt wird, die verkehrte Welt. Und von diesem Posten sollten wir nie abgelöset werden?

Sind wir nicht ein letzter subjectivischer Endzweck des Schöpfers, und die einzigen Wesen auf der Erde, die einen Begriff von Gott zu haben fähig sind? Sind wir nicht vernünftige moralische Wesen, die ihrer Natur nach keine Grenzen leiden? keine in Erkenntniß, keine in Wünschen, keine in der Glückseligkeit? Eine Unsterblichkeit denken können, heißt nicht viel weniger, als unsterblich seyn. Wir müßten annehmen, daß unsere Seele nur darum so herrlich gemacht wäre, um im Stande zu seyn, ihr Unglück einzusehen, wenn wir ihr kein längeres Lebensziel als dem Körper zugestehen wollten. Und ist's zu denken, daß die ewige Güte unsere Seelen so herrlich gemacht haben sollte, um sie unedlern Geschöpfen nach einer kurzen Lebensbahn gleich zu machen? Gott, der uns eine Wißbegierde einpflanzte, kann dieses Triebes nicht spotten, dessen Urheber er ist. Ich kann mir den Grad der Vollkommenheit als möglich vorstellen, und Gott sollte mich mit dieser Fähigkeit, so weit hinaus zu sehen, täuschen? Er, der Alles in der Natur zur Reife bringt, was ihrer fähig ist, und Alles so vollkommen werden läßt, als es kann, sollte mich als Lehrling sterben lassen? Nimmermehr würde er uns an seine Tafel gezogen haben, um uns nur etwas Weniges kosten und unbefriedigt, ungesättigt, und nach dem Reize des Kostens, mit desto heftigerem Hunger und Durst

aufstehen zu lassen. Sehen Sie den Menschen, meine Brüder, welch' ein Geschöpf! Klein, schwach, ohne Rüstung und Waffen, und doch der Herr über Alles. Er bezwingt alle Thiere, schafft ihre wilde Natur um, wenn er will, ist Haushalter über Gottes Schöpfung, der Siegelbewahrer seiner Geheimnisse. Gott selbst herrscht nur mittelbar über seine Geschöpfe. Der Mensch ist Lehnsträger, dieses erste Geschöpf auf Erden, und wer kann seinen Rang all' bestimmen? und er sollte, ohne die Tiefen des Reichthums, beide der Weisheit und Erkenntniß, zu durchschauen, aufhören? Jene Eiche sollte länger dauern, als der, welcher sie pflanzte? —

Wir wollen einen andern Standpunct nehmen: das Grab hat von allen Seiten eine gute Aussicht. Wer ist, meine Brüder, der sich nicht nach Unsterblichkeit sehnet? Greise bauen oder sammeln Reichthümer. Je länger wir leben, je länger wir leben wollen, und wie sollten wir uns wohl nach Etwas sehnen können, das nicht wirklich vorhanden wäre? wie sollten wir's? — da Gott nur wollen darf, um uns zu befriedigen. Sind diese Vorstellnngen nicht mehr, als angenehme Träume, wie jener Redner Latiens diejenigen nennt, die er selbst hatte? Der allmächtige Arm des Höchsten würde nicht allmächtig seyn, seine Oberherrschaft wäre eingeschränkt, wenn wir die Fortdauer unsers Seyns läugnen sollten. Er herrscht nur über Lebendige und ist kein Gott der Todten. Wer kann dem Mordgewehr so viel Kraft, dem Selbstmörder so viel Gewalt zuschreiben, sich aus den Gränzen der Oberherrschaft Gottes bringen zu können? Wer kann glauben, daß es vom Menschen abhängt, aus dem Lande Gottes zu ziehen, wenn es ihm einfällt? Hätte der Mensch das Recht, nur so lange

Gottes Unterthan bleiben zu dürfen, als es ihm genehm wäre; er würde allen Strafen Gottes entgegen trotzen können. Allmächtiger! wider dich sollte dein Geschöpf sich empören? Und was denken Sie, meine Brüder, soll Unkraut ewig — nicht nur unter'm Weizen wachsen, sondern auch das Haupt über denselben heben und ihn übersehen? Soll kein Tag der Absonderung und der Erndte kommen? — Der Wüthrich, der lallende Kinder an Steinen, wo die Merkmale der vorigen Freiheit eingeprägt sind, zerschmettert, dem das Wimmern der Mütter Wohllaut ist, dessen Handwerk es ist, Menschen zu Sclaven zu erniedrigen — der soll eben so sterben, als ein Menschenfreund, welcher wie eine Sonne aufging, um zu erleuchten, und zu erwärmen? Giftmischer, Meuchelmörder, geheime Betrüger, die man in der Welt mit Ehre und Reichthum zu schmücken pflegt, sollen nie entlarvt werden? Und wo wollen wir denn die Bewegungsgründe zu Handlungen hernehmen, die im Stillen geschehen, die ihren Werth verlieren, wenn sie einem Dritten bekannt werden, die Niemand als Gott weiß, und bei denen Sie Alle Ehrfurcht und Bewunderung anwandelt? — Kürzen Sie diese heiligen Schauer nicht ab — ohne sie sind alle Beweise ohnmächtig, mit ihnen aber geht Alles mitten durch's Herz. Wohl dem, der empfinden kann! Handlungen von dieser göttlich verborgenen Art sind in der Loge in ihrem Eigenthum, und Niemand sey unter uns, der nicht einen Vorrath davon auf sein Sterbelager eingesammelt hat und noch einsammelt. — Die Welt, die solcher Art Handlungen nicht kennt, kann sie nicht belohnen, und welch ein Lohn läßt sich von ihr erwarten; von ihr, die die Tugenden haßt, die es zufrieden ist, wenn Groß=

muth, Geduld und Demuth nur agirt werden? Die geheime Ueberwindung seiner selbst, der höchste Triumph der Tugend sollte unbelohnt bleiben? Lassen Sie uns, wenn das Böse sich reichlicher verzinset, als das Gute, das Ballspiel mit Worten und Systemen endigen. Alles ist Wahn, Alles ist Betrug. Großmuth, Niederträchtigkeit, Wuth, Ueberwindung seiner selbst, Alles sind gleichbedeutende Wörter. — Irret euch nicht, Gott läßt sich nicht spotten. Es wird ein Tag des Herrn kommen, da der Schmerz der Unschuld gelindert wird, und da der namenlose Gram, den auch ein Bruder dem andern verbirgt, Trost findet. Diese Wahrheit ist Gott anständig und uns Allen erwünscht. Wir glauben diesen Lehren entgegen, und der Wahn vom Gegentheil ist in Absicht der göttlichen Haushaltung unerhört unwitzig, ungründlich. In dieser Welt hat keine vollkommene, keine genaue Vergeltung statt. Unsere Schwachheit, die Natur der Tugend, die ganze Einrichtung der Welt leiden es nicht, am Ende aber erhält der Kämpfer den Lohn. Da werden getrocknet die Thränen von den Wangen der Wittwen, da müssen aufhören die Gottlosen mit Toben, und dann ruhen, die viel Mühe gehabt haben. Da muß, was hier unsichtbar war, sichtbar, und das, was hier sichtbar war, unsichtbar werden. Da müssen Friede haben die Gefangenen, und nicht mehr hören die Stimme des Verfolgers. Wir werden wieder kommen, gen Zion kommen in's himmlische Jerusalem, in den Tempel, der nicht mit Menschenhänden gemacht ist. — So viel Thränen wir von der Wange des Kummers getrocknet, so viel Zeugen am Gerichtstage, vor dem, der auf dem Stuhle sitzt. Licht um uns her! unsere Väter in

Kleidern der Unschuld, die mit ihren Segnungen auf uns warten! Märtyrer der Wahrheit! vertraute Geister des Geheimnisses! abgeschiedene Brüder! Auch dich, an dessen Grabe wir stehen! Wir werden Euch Alle, Alle wiederfinden, und ewig bei Euch seyn. —

Mit diesen Gesinnungen sey die Grabstätte unsers Bruders eingeweiht, und ehe wir sie verlassen, sey es mir verstattet, seinen Charakter hier aufzuzeichnen.

* * *

— — war ein Mann, den die Natur mit einem fühlbaren Herzen ausgestattet hatte. Seine Seele war bei ausgemachten Fähigkeiten das, was man eine gute Seele nennt. Er dachte redlich, er wandelte rechtschaffen. Leute, welche das Verhälniß zwischen den Pflichten gegen sich und gegen Andere genau treffen, nenne ich gerecht in erhabenem Verstande. Die, welche sich ohne Nebenabsicht zurücksetzen, sind großmüthig. Der Name eines Gerechten, den nur sehr Wenige verdienen, und der manchem Redlichen oft aus Wahn, oft aus Neid abgestritten wird, diesen Ehrennamen muß man unserm — — zugestehen. Ich läugne es indessen nicht, daß eine gewisse Sorge für den andern Morgen, eine gewisse Peinlichkeit, sein gutes Herz oft zu sehr verschränkte. Die Linke nahm die Hälfte von dem, was die Rechte mit warmem Herzen ausgesetzt hatte. Diese B e d ä c h t l i c h k e i t war indessen nie genug zu einem catonischen V o r w u r f. Sie gab nur unter Freunden zum leichten Spott Anlaß, den aber u n s e r T o d t e nie fühlte, weil er sich dabei keiner Verfehlung bewußt war. Vielleicht ist auch in diesem Sinn eine zu strenge Gerechtigkeit das, was sie sonst ist — Un=

recht. Wer unter Ihnen, meine Brüder, hat einen offnern Mann gekannt? Seine Seele war in seinen Augen, sein Herz auf seiner Zunge. Die ganze Tugend der Verschwiegenheit würde ihm unbekannt geblieben seyn, wäre er nicht Maurer gewesen. Der Orden allein war in seiner Seele verhangen, sonst war nichts Geheimes in ihr. Er verschwieg nicht einst, was ihm schaden konnte; die Politik war ein Wunder in seinen Augen. Will man ihm aber den Vorwurf machen, daß er die Geheimnisse seiner Freunde auch so übel aufbewahrt habe, als die seinigen, so widerspreche ich. Ein deponirtes Gut war ihm heiliger, als sein eigener Hausrath, und sagte er Etwas, was er vor seinen Freunden verschweigen sollte? Wahrlich, er war kein Verräther, man mußte ihn wegen seiner offnen Seele lieben. — Als Redner, Sie wissen, meine Brüder, wie rühmlich er dieses Amt acht Jahre lang bekleidet hat. Fleißig, unverdrossen, überzeugt von seinem Gegenstand, das sind Angaben, die Sie Alle unterzeichnen werden. Er führte nicht das Amt des Buchstabens, sondern des Geistes, und eben diese Empfindung brachte ihn zum Enthusiasmus. Oft kam er von der breiten Straße der Prose auf einen Nebenweg, auf eine blumenreiche Flur: allein wer von seinen Reisegefährten ließ sich diese Abweichung nicht gefallen? Wer (um seine Sprache nachzureden) nahm nicht die Blumen, die er abpflückte, auf, und steckte sie an? Genug! er war unser Bruder! Seine letzten Empfindungen waren unserm Ordenshause gewidmet. Seine letzten Worte zu mir sollen nie in meinem Herzen kalt werden: Gott schenke Ihnen andere Freunde! Und dir, Verklärter! schenke er die ewige Ruhe der Auserwählten, einen höhern Grad

des Lichts unter jenen vollendeten Vätern, die dich segnend empfingen, und die auf ihr Werk, das sie uns zurückließen, auf den Fortgang desselben unter den Händen ihrer Nachfolger lächelnd herabsehen. Es werde dieses Werk schon hier ein Meisterstück, es bleibe das Kleinod wenig Edelvertrauter in dieser Welt, und dort allererst lerne der unächte Bruder und der Profan, dort, nach ausgestandenen Prüfungen, der schwarzen Kammer des Grabes, nach den Läuterungen des Todes lern' er, daß wahre Geheimnisse sich nicht bloß auf diese Welt einschränken, sondern Aussichten, selige Aussichten, — und wahrlich! es ist mehr — auf eine Zukunft vorschießen, wo mit Engelstimmen, wenn die Binde nach der Reise durch's Todesthal von unsern Augen fällt, ausgerufen wird (dreimal Heil denen, die da rufen, und denen, die es hören): Du bist worden, wie unser einer, und weißt (eine große Wissenschaft) was gut und böse ist.

Mit diesen himmlischen Ordensempfindungen verlassen wir auf heute ein Grab, — —, das wir als den Ort ansehen, wo du entkleidet worden, um nackt, wie die Wahrheit, in's Heiligthum einzugehen. Auch wir, Vater der Menschen, werden unsere Körper ausziehen. Alsdann möge das Bewußtseyn der Rechtschaffenheit uns hinab und hinauf geleiten, und ein Redlicher an unser Grab treten und sagen: er ist vorbereitet — er ist entkleidet — er ist eingelassen. Heil uns alsdann, wenn wir, mit weißen Kleidern angethan, einen neuen Namen erhalten, einen Namen, der von den Vollendeten angeschrieben ist! Heil uns! wenn nichts von den Hieroglyphen unserer Schicksale unerklärt bleibt, und wir das höchste Wesen und sein Ebenbild, unsern Geist,

und das ganze Meisterstück der Schöpfung, näher kennen werden; und wenn der hellleuchtende Stern der Wahrheit, wie jene Weisen aus dem Morgenlande — doch wo ist eine Sprache, welche die andere Welt entschatten kann? — Dieses bleibe ein Gegenstand der Empfindung, die wir von dem Grabe unsers Bruders auf eine einsame Stunde mitnehmen, um einzusehen, was geschrieben stehet: ihr werdet die Wahrheit erkennen, und die Wahrheit wird euch frei machen. — Es war ein erhabener Mann, welchem der Grenzstein zwischen Leben und Tod, dieser entscheidende Zwischenort, heilig war. Er glaubte, es müßte ein Abschnitt zwischen der Lebenszeit und der Ewigkeit seyn, und alle große Männer sind von jeher aus der Welt ausgegangen, um sterben zu lernen. Man wird hiebei nicht weltabtrünnig, sondern weise. Man gehet aus, um einzukehren in sich, man verläßt die Finsterniß, um zu kommen zum wunderbaren Licht. Erhabenstes Wort! Erstgeborner Ton des Schöpfers in der Welt, nach welchem Alles aus der Einheit in die Vielheit überging! Göttlicher Lichtstrahl, der endlich Alles aus der Vielheit in die Einheit zurück leuchten wird! — — Wann röthet dieser Sabbath, der uns ruhen heißt von unsern Werken, und sehen, was die Welt nicht sah, und finden, was verloren war, uns Wenigen, die wir nicht von der Welt sind? Lasset uns ausgehen, meine Brüder, und aussondern. Das Schwerste dabei, der Entschluß, ist der gefaßt, so werden wir Licht sehen im Leben und im Tode, und gewiß so froh vom Grabe unsers Bruders heimgehen, als einst aus der Welt.

* * *

Noch eine Pflicht, die mir von den Obern dieser Loge übertragen worden, Sie, Bruder — —, zu Ihrem Amte einzuführen —

Es sey meine Rede eine Nutzanwendung für Sie. Wir sind von Ihrer Rechtschaffenheit überzeugt, und ich ergreife diese Gelegenheit, Ihnen öffentlich das Zeugniß einer gutdenkenden Seele, eines aufrichtigen Herzens beizulegen. Sie dürfen nur Ihren Neigungen folgen, Ihr Herz ausschreiben, wenn Sie Ihrem Amte Ehre machen wollen. Das Amt eines Redners sey ein Beruf zur Wahrheit. Nie sey Ihre Sprache etwas Anderes, als die Uebersetzung Ihrer Empfindungen, als das Siegel Ihrer Ueberzeugungen. Sie tragen schon ohnehin das Kleid der Ehre und des Todes. Lauter Erinnerungen zu Pflichten in diesem geheiligten Zirkel, zu Pflichten, wenn Sie einst den schönen Tod für's Vaterland sterben. Diese entscheidende Stunde sey der Beweis Ihrer Grundsätze, und so oft Sie in dieser Versammlung reden, falle es Ihnen ein, daß Sie an einem feierlichen Ort, am Grabe eines Bruders, zum Redner eingeweihet worden.

Die

ungewöhnlichen Nebenbuhler.

Ein Lustspiel
in drei Aufzügen.

1768.

Personen.

Der alte Dorton.

Der junge Dorton, des alten Dorton Sohn.

Sophie, des alten Dorton Tochter.

Clärchen, des jungen Dorton Geliebte.

Ehrenpreißin, eine alte Jungfer.

Jacob, des jungen Dorton Bedienter.

Der Schauplatz ist ein Zimmer in des alten Dorton Hause.

Erster Aufzug.

Erster Auftritt.

Der junge Dorton. Jacob.

Dorton. (Im Pudermantel zu Jacob, der seinen Herrn bereits gepudert hat und eben beschäftigt ist, ihm die Stirne abzuwischen und der Frisur noch hier und da allenfalls mit einer dazu gehörigen Nadel nachzuhelfen.) Bin ich fertig?

Jacob. Ja mein Herr, Sie sind fertig. — (Tritt zurück und besieht ihn von allen Seiten und indem er ihn besiehet, sagt er abgebrochen) Auf Ehre, ohne Tadel — Jammer und Schade, daß Ihr Geburtstag erst übermorgen einfällt. Bloß der Frisur wegen sollte er heute seyn.

Dorton. Den Spiegel.

Jacob. (Der in seiner Beschäftigung fortfährt.) Aber warum denn wieder den Spiegel, mein Herr? Wissen Sie auch, daß es einem ehrlichen Menschen nahe geht, wenn Sie einer leblosen Creatur mehr Glauben beimessen, als ihm? Auf mein Wort, mein Herr! Sie sind frisirt zum Gevatterstehen.

Dorton. Den Spiegel, sag' ich.

Jacob. Hier ist er.

Dorton. Ich bin besser frisirt, als gestern — allein die Seiten sind nicht gleich — die eine ist einen Zoll länger als die andere.

Jacob. Erlauben Sie! (Nimmt den Spiegel weg.)

Dorton. Was willst du?

Jacob. Der Spiegel ist beschlagen. (Wischt ihn ab.)

Dorton. Das Toupee muß zurecht gelegt werden. Es neigt sich ganz nach einer Seite, als wenn es umfallen will.

Jacob. Es liegt am Spiegel, mein Herr, wenn Sie erlauben wollen. (Will ihn wieder abwischen.)

Dorton. (Der ihm den Spiegel nicht giebt.) Es liegt an deiner Hand, wenn du erlauben willst. — Wie ich gepudert bin! Es ist nicht allenthalben gleich. — Mach fort — hurtig! hörst du?

Jacob. Ich höre, ich höre, mein Herr! — Drei Fehler also; dem Himmel sey gedankt, daß sie so leicht zu heben sind. Allein mit Ihrer Erlaubniß, mein Herr, — wenn Sie es mir vergeben wollen — Wie ich sage, ohne Ihre ausdrückliche Genehmigung geschieht's nicht — Sollten Sie es aber Ihrer angebornen Güte nach nicht übel nehmen, so wollte ich mich wohl unterstehen — so wollte ich mich wohl unterstehen, etwas über Ihre jetzige Art, sich frisiren zu lassen, (Dorton macht ihm ein aufgebrachtes Gesicht) zu denken.

Dorton. Nun denken kannst du endlich, was du willst. Ich bitte nur, daß man sich nicht in Ausdrücken vergeht, die mir nicht anstehen, sonst könnte es dein Buckel empfinden.

Jacob. O behüte mich doch der Himmel vor einer solchen Ausschweifung, kein Wort — wie ich Ihnen sage, mein Herr, ich denke so etwas auf meine eigne Hand —

Dorton. Wenn ich mich aber recht besinne, so will ich wissen, was du gedacht hast. Den Augenblick sage mir —

Jacob. Damit ich mich vielleicht in Ausdrücken vergehe, die Ihnen nicht anstehen. —

Dorton. Ich will aber wissen —

Jacob. Damit es mein Buckel empfinden möge.

Dorton. Ohne Anstand —

Jacob. Aber denken kann ich ja endlich, was ich will.

Dorton. Schurke! (Drohend.)

Jacob. Das ist viel gesagt, mein Herr. Ja, ja, meine Gedanken stehen zu Ihren Diensten. Ich dachte — ich dachte — Verflucht! es läßt sich doch nicht sagen. — Ach, mein Herr, was haben Sie doch davon, daß Sie einen armen Teufel auf einmal doppelt unglücklich machen? Erstlich machen Sie meinem Buckel sehr unangenehme Empfindungen, zweitens zwingen Sie mich, meinem Rücken eine Ehre zu erweisen, die ich bloß meinem nüchternen Magen nach dem Morgensegen anzuthun pflege. Denken Sie einmal, warum wollen Sie eine so theure Gabe Gottes, als der Branntwein —

Dorton. Mache keine Umstände, oder —

Jacob. Wenn es denn nicht anders ist, ich dachte —

Dorton. Nun?

Jacob. Ich dachte, daß es seit einiger Zeit nicht recht richtig mit Ihnen wäre.

Dorton. Was? du hast die Dreistigkeit, mir in's Gesicht zu sagen, daß ich verrückt bin?

Jacob. Um Vergebung, mein Herr, ich meine ja eben nicht den äußersten Grad der Raserei, ich meine

nur, mit Erlaubniß zu sagen, daß Sie verliebt sind.

Dorton. (Vor sich.) Sollte er meine Liebe zu Clärchen merken? (Zu ihm.) Daß ich verliebt bin?

Jacob. Daß Sie verliebt sind.

Dorton. Und in wen? (Erschrocken.)

Jacob. In wen? (Nachdenkend.)

Dorton. In wen? Ich will es wissen, in wen? (Hitzig.)

Jacob. (Nachdenkend.) In wen? In wen? Das ist zu viel, mein Herr; so viel kann ich aus der Frisur nicht schließen. Es ist wahr, ich habe die Ehre, als Ihr Bedienter alle die jungen Frauenzimmer zu kennen, die in unserm Hause aus- und eingehen, allein hier ein Bückling, da ein Bückling, und dort ein Bückling, dieser einen Handkuß, und jener auch einen — bei'm Henker, mein Herr! ich glaube, ich glaube, Sie lieben sie entweder Alle, oder Sie lieben von allen diesen schönen Kindern keine Einzige.

Dorton. (Vor sich.) Wie freue ich mich, daß er meine Liebe zu Clärchen nicht merkt. (Zu ihm.) Du weißt also nicht, was für ein Mädchen ich liebe?

Jacob. Nein, mein Herr, so gern ich's auch wissen möchte.

Dorton. Allein, daß ich verliebt bin, das weißt du?

Jacob. Das weiß ich.

Dorton. Aus der Frisur?

Jacob. Aus der Frisur.

Dorton. Und gewiß?

Jacob. So gewiß, als daß ich heute noch keinen Bissen Frühstück genossen habe.

Dorton. Ha, über diese Gewißheit geht gar nichts, allein um desto begieriger bin ich, zu wissen, wie du aus der Frisur —

Jacob. Wie ich aus der Frisur weiß, daß Sie verliebt sind? Nichts ist natürlicher, als das. Ich schließe von mir auf Sie — oder weil Sie doch als mein Herr obenan stehen müssen — ich schließe von Ihnen auf mich, und dann ist Alles klar, wie die liebe Sonne. Der Henker! ich weiß, was für eine Veränderung bei mir vorgegangen ist, seitdem ich mir drei Papillotten an jeder Seite mache, da ich ihrer nur zwei an jeder Seite zu legen gewohnt war. Die Liebe, die Liebe, mein Herr!

Dorton. (Vor sich.) Der Kerl gefällt mir. (Zu ihm.) Du schließest ungekünstelt, Jacob, allein du schließest richtig. Sind es nicht drei Jahre, daß du bei mir bist?

Jacob. Ja, mein Herr, minder zwei Monat, drei Jahr, die ich Ihnen von Haupt bis zu Füßen treu und redlich gedient habe.

Dorton. Nun, nun, ich muß dir selbst das Zeugniß lassen, daß ich im Durchschnitte so ziemlich mit dir zufrieden gewesen. — Höre nur, ich will dafür sorgen, daß du untergebracht wirst, und hernach wird's deine Sache seyn, für eine Frau zu sorgen.

Jacob. Sie sind der allerbeste Herr von der Welt, allein um Ihnen eine Gelegenheit zu geben, noch besser zu seyn, was denken Sie, werde ich in zwei Monaten versorgt seyn?

Dorton. Das weiß ich nicht — warum so bald?

Jacob. Weil ich keine Stunde d'rüber warten kann. — Ich bin verliebt, ach, mein Herr, erschrecklich verliebt; wollten Sie denn wohl, daß ich mir vier Pa=

pilloten machen soll? Das würde sich für einen Bedienten nicht schicken. Wie gesagt, noch zwei Monate —

Dorton. Noch zwei Monate, und was willst du hernach? Mit einer Frau betteln gehen?

Jacob. Hernach, mein Herr? Ich will es machen, wie die Vögel unter dem Himmel, die sich erst paaren und hernach ein Nest zusammentragen. Sie werden meiner nicht vergessen, wenn ich weg bin; nicht wahr, mein Herr?

Dorton. Das werde ich nicht.

Jacob. Ach, wenn das ist, so brauche ich nur noch eine Kleinigkeit, Ihre Einwilligung. — Ich bitte. —

Dorton. Meine Einwilligung hast du, wenn es nicht anders seyn kann, und mein Wort zur Versorgung obenein. Ich wünsche dir Glück. —

Jacob. Was für eine Güte! Ich danke Ihnen tausendmal, und würde Ihnen noch mehrmal danken, wenn ich weiter zählen könnte, also tausendmal und drüber danke ich Ihnen für Ihren gütigen Glückwunsch, wobei mein aufrichtiges Gegenwünschen dahin gehet, daß auch Sie Ihre Verlobung — Im Complimentiren hab' ich's eben nicht weit gebracht. Ich weiß bei'm Henker nicht, was ich Ihnen recht wünschen soll. Sie werden doch so gütig seyn, und mit meinem guten Herzen vorlieb nehmen?

Dorton. Sehr gern, mein guter Jacob. Um eine Stunde kommst du in mein Zimmer, um mich völlig anzukleiden.

Zweiter Auftritt.

Jacob allein.

Ich schäme mich vor mir selber, daß ich kein Wort hervorbringen kann, wenn von meiner, der Himmel gebe! glücklichen Heirath die Rede ist, und doch fehlt es mir in dieser Materie am allerwenigsten an Gedanken. — Daß ich endlich gegen meinen Herrn verstummt bin, hat wenig oder gar nichts zu bedeuten, allein wenn ich zuweilen bei Jungfer Clärchen ein verliebtes Wort zu seiner Zeit anbringen will, und eben so einfältig stehe, und weder aus noch ein weiß, o! das ist eine Sache, die mir fast das Herz abstößt. — — Was ist zu thun? Ich sinne hin und her, und merke wohl endlich, daß es ein Naturfehler bei mir ist. — Wenn es Clärchen mir nur ansehen wollte, allein das Mädchen ist so spröde, daß dazu wohl wenig Hoffnung übrig ist, und solch ein Feind ich auch sonst von der Sprödigkeit gewesen, so bin ich doch in das Mädchen bis zum Heirathen verliebt. — Ja, diesen Augenblick fühle ich's in allen Gliedern, daß ich mich ohne sie unmöglich behelfen werde. Doch wo nehme ich das Herz her, ihr meine Liebe zu entdecken? — Je nun, was uns die Natur versagt hat, das läßt sich freilich nicht in einem Augenblick ersetzen; allein habe ich nicht selbst einen Fähndrich gekannt, von dessen Thaten alle Caffeehäuser wußten, und doch fiel er in eine gefährliche Ohnmacht, als er zum erstenmal, auf hohen Befehl der bekümmerten Mama, eine Pistole auf einen in allen Gnaden verabschiedeten Jagdhund abdrücken mußte. — Die Uebung muß Alles ersetzen. Was kommt es mir darauf

an, daß ich alle Tage eine halbe Stunde aussetze, um mich in der Sprache der Liebe festzusetzen. — Ich dächte, ich machte noch heute damit den Anfang. Ich wollte Clärchen zum Exempel sagen, daß ich in sie verliebt wäre, würde ich nicht zum Exempel also anfangen: (Besinnt sich lange und nachdem er auf= und niedergegangen) Ihr gehorsamster Diener, Jungfer Clärchen. — Ihre Dienerin, Monsieur Jacob. — O! das ist zu viel Ehre für mich, wenn ich nur das Glück haben kann, Sie als meine Gebieterin anzusehen, so bin ich auf Zeitlebens gebessert. — Das ist ein Compliment, das ich nicht beantworten kann. — Sie dürfen es auch nicht beantworten. Nur einen Blick, nur ein Zeichen, mehr verlange ich nicht. — Ich kenne schon die Art der Mannspersonen, ihr Mund verspricht, was das Herz nicht zu halten gedenkt. (Fällt possirlich auf ein Knie.) Bliz, Donner, Hagel und Ungewitter, als die gerechten Werkzeuge des erzürnten Himmels, mögen einzeugen, daß ich (leise) Sie liebe — Nein das geht nicht. Ich weiß es schon, daß man das Wort Liebe so sorgfältig als möglich vermeiden muß, wenn man bei'm Frauenzimmer fortkommen will, und ich habe es von einem erfahrnen Mann gehört, daß man sich unter den Mädchen des Wörtchens Liebe, eben so wie unter den Kaufleuten des Wörtchens Wechsel mit großer Behutsamkeit bedienen müsse. Man muß beständig von Freundschaft, von Ergebenheit reden, wenn man unter Frauenzimmern sein Glück machen will. — Als die Werkzeuge des erzürnten Himmels, mögen für mich einzeugen, daß ich (laut) ich (schreit) ich (leise) ich — Es will nicht fort; und wenn ich mich von oben bis unten betrachte, so ist es kein Wunder. Ein guter Anzug macht uns dreist, uns glück=

lich auszudrücken, und wie man mir gesagt hat, so soll er uns auch im Fall der Noth auf manchen guten Gedanken helfen. Ich will daher meine Haare frisiren, meinen Puderrock abwerfen und alsdann diese Uebungen fortsetzen. (Setzt sich an den Spiegel, indem er sich zu frisiren anfängt.) Was für ein schöner Kerl ich bin! das wäre doch viel, wenn mir Jungfer Clärchen widerstehen sollte. — Sobald ich fertig bin — (Er sieht sie kommen.) Himmel! da kommt sie. — Was soll ich reden? was soll ich thun? Ich bin aus aller meiner Fassung, ehe ich frisirt bin, ehe ich mich vorbereitet habe —

Dritter Auftritt.

Jacob. Clärchen.

Jacob. Ihr gehorsamster Diener, Jungfer Clärchen.

Clärchen. Wie lieb ist es mir, daß ich Sie hier finde.

Jacob. O! das ist zu viel Ehre für mich, wenn ich nur das Glück habe, Sie als meine Gebieterin anzusehen, so bin ich auf Zeitlebens gebessert.

Clärchen. (Vor sich.) Was soll das bedeuten? (Zu ihm.) Sie irren sich vielleicht in der Person, Monsieur Jacob.

Jacob. Sie dürfen es auch nicht beantworten, nur einen Blick, nur ein Zeichen, mehr verlange ich nicht.

Clärchen. Wo sind Sie, Monsieur Jacob?

Jacob. Blitz, Donner, Hagel und Ungewitter, als die gerechten Werkzeuge des erzürnten Himmels, mögen einzeugen, daß ich —

Clärchen. Daß Sie nicht recht bei Sinnen sind? das glaube ich Ihnen auch ohne die gerechten Werkzeuge. — Gewiß, Monsieur Jacob, mir wird bange, bei Ihnen allein zu bleiben. Sie müssen krank seyn.

Jacob. Was, ich wäre krank? ich wäre nicht recht bei Sinnen, und das darum, weil ich verstummt bin? Was kann ich denn dafür, daß Sie zu früh gekommen sind? Sie sehen doch wohl, daß die eine Seite in Papilloten liegt, und meinen Puderrock hab' ich auch noch nicht abgeworfen. — Sie werden Freude und Trost an mir erleben. — Auf meine Ehre, hören Sie mich einmal, wenn ich angezogen bin.

Clärchen. Und sind Sie denn jetzt nackt?

Jacob. Ach! wollte ich sagen, wenn ich geputzt bin, und wenn ich Gelegenheit gehabt habe, mich vorzubereiten; ich versichere Sie, ich würde Ihnen auf eine weit vorzüglichere Art sagen —

Clärchen. Und was denn?

Jacob. Was ich Ihnen jetzt nicht sagen kann.

Clärchen. Und was können Sie mir denn jetzt nicht sagen?

Jacob. Was ich Ihnen so gerne sagen wollte.

Clärchen. Gewiß, Sie sind krank, Monsieur Jacob, und ohne Zweifel haben Sie eben jetzt Hitze —

Jacob. Wenn das wäre, so müßten alle Mannspersonen vom funfzehnten bis zum — wo ich nicht irre, dreißigsten Jahre krank seyn und Hitze haben.

Clärchen. Sagen Sie mir, was Ihnen fehlt.

Jacob. Was mir fehlt? Das will ich Ihnen sagen; nichts weiter, als drei oder vier Worte, die sich zu einem so glücklichen Anfang schicken, alsdann würden Sie wissen, daß ich Sie — ich will nicht sagen, liebe —

denn dies könnten Sie mir leicht übel nehmen, sondern, daß ich Sie als ein wahrer Freund geschätzt habe, schätze und schätzen werde. Merken Sie es jetzt, Jungfer Clärchen? Ich habe Ihnen bloß meine Liebe, oder so zu sagen, meine Freundschaft eröffnen wollen. Sie haben mein bisheriges Betragen nicht von selbst verstanden —

Clärchen. Wenn es das ist, so wünschte ich wohl, daß Sie mir Ihre Freundschaft auf keine so blitzende Art zu erkennen geben möchten. — Und weil wir doch nun einmal schon gute Freunde werden sollen, so bitte ich mir zur ersten Probe Ihrer Freundschaft aus, daß Sie zu Ihrem Herrn gehen —

Jacob. Um ihn um meinen Abschied zu ersuchen, damit ich sonder Anstand das Glück genießen und — (Thut possirlich verliebt.)

Clärchen. Mein Himmel! Was haben Sie heute für ungereimtes Zeug im Kopfe? Meine Jungfer hat über eine Sache von Wichtigkeit mit ihm zu sprechen und will wissen, ob er eine halbe Stunde allein bleibt. Ich habe meine Ursachen, warum ich nicht selbst in das Zimmer des jungen Herrn gehe. Wollen Sie es für mich?

Jacob. Herzlich gern. Allein, wie gesagt, ich wünschte nur, daß es mehr wäre. Ein Wörtchen von meinem Abschiede kann nicht schaden. — Nach zwei Monaten habe ich ihn gewiß, allein auch eher kann er mir nicht fehlschlagen. — Kauf bricht Miethe nach allen Rechten, und Heirath geht vor Dienst. —

Clärchen. Wie es scheint, so sind Sie ein sehr interessirter Freund. Eine so kleine Gefälligkeit mit so viel Geduld zu erkaufen, das ist kostbar!

Jacob. (Schlägt sich auf den Mund.) Still, Jacob, stille, sage ich. — Ich bin schon weg, Jungfer Clärchen.

Clärchen. (Vor sich.) Der unerträgliche Mensch.

Jacob. (Vor sich.) Das liebenswürdige Mädchen.

Clärchen. (Vor sich.) Wie verabscheue ich ihn.

Jacob. (Vor sich.) Wie liebe ich sie.

Clärchen. Sie sind noch hier, Monsieur Jacob? Ich sehe wohl aus Allem —

Jacob. Nur noch eine Bitte, und das unterwegens. Sie werden doch hier auf eine Antwort warten?

Clärchen. O ja! auf eine Antwort — allein auf Ihre Person gewiß nicht.

Vierter Auftritt.

Clärchen allein.

Was für Auftritte in einem Hause, in dem ich kaum ein Vierteljahr bin. — Der junge Herr geht mir allenthalben nach, um mir Liebeserklärungen zu thun, und sein Bedienter desgleichen. Ich liebe den jungen Dorton, ich mag es vor mir selbst verbergen, wie ich will und — Meine Geburt, meine Erziehung — Doch ich bin einmal eine Ausgeberin, und die Welt ist nicht gewohnt, unter Personen dieser Art einen Unterschied zu machen, sie mögen durch ihren Stand oder durch Familienunglück dazu bestimmt seyn. Ich weiß also, wie ich mich gegen Dorton zu verhalten habe. Ich kann ihn nicht hören, mein Herz mag wollen oder nicht. — Ihn nicht hören? und warum nicht? Vielleicht ist er tugendhaft, vielleicht großmüthig genug — Ein Traum — ich irre nicht, gewiß ein Traum — Die

kleinen Freiheiten, die er sich bei mir herausnehmen wollen — Fliehe, fliehe dieses Haus, Clarissa, wenn deine Seele nicht so niedrig werden soll, als es dein Stand bereits geworden. Wer kommt? Dorton. Stehe mir bei, Tugend!

Fünfter Auftritt.

Jacob. Clärchen. Der junge Dorton.

Jacob. Wie ich sage, es müßte seyn, daß Sie Ihrer Mademoiselle Schwester etwas ganz Geheimes sagen lassen wollten.

Dorton. Kannst du dich noch nicht zufrieden geben?

Jacob. Sonst wäre es nicht nöthig gewesen.

Dorton. Ich weiß nicht, was dem Schurken im Kopfe ist.

Jacob. Jungfer Clärchen hat ihre Ursachen, warum? —

Dorton. Fort! den Augenblick.

Jacob. Ich schweige schon, mein Herr.

Dorton. Du sollst jetzt nicht allein schweigen, sondern du sollst fort. Entschuldige mich, wenn ich Besuche bekomme. — Ich werde bald da seyn.

Jacob. (Vor sich.) Was doch die Herren für grausame Tyrannen sind! ich darf ihm nicht die verliebten Gründe entdecken, warum ich so gerne hier bliebe. — (Macht ihr verliebte Bücklinge, die sie nicht beantwortet.)

Sechster Auftritt.

Dorton. Clärchen.

Dorton. Wie befinden Sie sich, schönstes Clärchen? Sind Sie doch heute so schön, als ich Sie noch niemals gesehen habe.

Clärchen. Sie werden also meine Jungfer im Saale sprechen, weil Sie in Ihrem Zimmer Besuche erwarten?

Dorton. Ja, mein Schatz, ich werde sie hier erwarten, — aber hören Sie doch, wie lange soll ich Ihnen denn wiederholen, daß Sie das liebenswürdigste Kind sind, ohne daß Sie mir merken lassen, daß es Ihnen nicht gleichgültig ist? — Was für ein Paar Augen!

Clärchen. Sie wissen, mein Herr, daß ich im Namen meiner Jungfer zu Ihnen geschickt bin, und wenn Sie nichts mehr an sie zu befehlen haben, so bin ich abgefertigt.

Dorton. Liebenswürdigstes Mädchen!

Clärchen. Wenn ich ja diesen Namen verdiene, so will ich ihn bloß meiner Tugend zuzuschreiben haben.

Dorton. Clärchen!

Clärchen. Herr Dorton!

Siebenter Auftritt.

Dorton allein.

Wie unglücklich bin ich. — Ich liebe sie — ich liebe sie so heftig als man lieben kann, und sie flieht mich — sie flieht mich, und eben darum liebe ich sie noch heftiger. Verdammt sey mein Entwurf, sie lasterhaft zu machen! Und warum verdamme ich ihn? Ich will mich nicht

besser machen, als ich bin. Ich verdamme ihn, weil ich ihn nicht ausführen konnte. Wie viel Ursache hab' ich, mich zu schämen! Meine Anschläge, wie lächerlich! als wenn sich ein Mädchen, wie Clärchen, ein so liebenswürdiges Mädchen, durch meinen Anzug verblenden, durch Geschenke verführen lassen würde. Wie recht thut sie, mich mit der peinlichen Art, womit ich mich ihretwegen ziere, zu übersehen, wie recht — mich zu fliehen, — und ich in Allem wie unrecht — Unrecht? gegen eine Ausgeberin, eine Person ohne Geburt, ohne Vermögen, — — eine Ausgeberin, deren sich hundert glücklich schätzen würden, auf dem Fuß begegnet zu werden, auf dem ich ihr begegne? — Doch! was Geburt, Vermögen; sie ist liebenswürdig, sie ist tugendhaft, sie ist ein Engel. Ich muß sie besitzen. — Und wie werde ich ihr meine Liebe entdecken? Ueberall Schwierigkeiten. — Werde ich seufzen, so wird sie thun, als ob sie mich nicht verstände, werde ich frei gegen sie seyn, so befürchtet sie ein Laster; doch meine Schwester — — vielleicht — Genug, ich muß Clärchen besitzen, es gehe, wie es wolle, und mein Entschluß ist der — unter Bedingungen, die Tugend und Rechtschaffenheit billigen.

Achter Auftritt.

Dorton. Sophie.

Dorton. So niedergeschlagen — so unruhig, meine Schwester?

Sophie. Ach, mein Bruder, verlaß mich nicht.

Dorton. Dich verlassen — mein Leben ist mir nicht theurer, als deine Zufriedenheit. Was ist dir begegnet?

Sophie. Mehr, mein Bruder, mehr, als ich ertragen kann.

Dorton. Und was denn? — Sprich doch.

Sophie. Du kennst Mirwald?

Dorton. Als einen rechtschaffenen Mann.

Sophie. Kenne ihn als meinen Liebhaber.

Dorton. Als deinen Liebhaber?

Sophie. Den ich unendlich schätze.

Dorton. Deine Wahl hätte nicht würdiger ausfallen können.

Sophie. Allein beurtheile nach dem, was ich dir entdeckt habe, die Marter, die ich leide — hier ist sein Brief. — Er will fort — die Bedienung ist ihm abgeschlagen, die er gesucht hat.

Dorton. Die Bedienung ist ihm abgeschlagen? Das begreife ich nicht. — Er hat Freunde, er verdient weit mehr.

Sophie. Sie ist ihm abgeschlagen, allein es ist ihm zu einer bessern Hoffnung gegeben.

Dorton. Und doch will er fort?

Sophie. Er will es. — Was soll ich hier, schreibt er, da mir auch ein Frauenzimmer ihr Herz abschlägt, wornach ich so lange geseufzet, und wobei mir keine Hoffnungen gelassen wurden.

Dorton (nimmt den Brief und liest.)

Sophie. (Vor sich, indem er liest.) Abschlägt? Grausamer! abschlägt? O wenn er wüßte, daß ihn mein Herz der ganzen Welt vorzieht, wenn er wüßte, daß ich bloß aus Furcht vor einem eigennützigen Vater, aus Gewissen, einer Mannsperson auch nur durch einen bedeutenden Blick Hoffnungen zu machen, die ich ungewiß

bin zu erfüllen — Wenn er dieses, wenn er mehr wüßte — —

Dorton. (Liest laut.) Eine Sylbe von Ihrer Hand legt mich zu Ihren Füßen; so wie mich Ihr Stillschweigen, welches ich bis diesen Nachmittag abwarten werde, in meinem Vorsatze befestiget. Leben Sie wohl und vergessen Sie nicht in den Armen des glücklichen Sterblichen, den Sie mir vorziehen werden, daß Sie auch ein Unglücklicher geliebt hat.

Sophie. Ein Unglücklicher, mein Bruder, ein Unglücklicher!

Dorton. Den du glücklich machen kannst.

Sophie. Wie, mein Bruder?

Dorton. Wenn du ihn liebst.

Sophie. O! ich liebe ihn mehr, als ich dir sagen kann.

Dorton. Das ist nicht genug, er muß es auch wissen, daß du ihn liebst.

Sophie. Und wie kann ich ihm dieses wissen lassen? Wie kann ich es insbesondere jetzt, da unser Vater mir seinen Entschluß eröffnet hat, mich zu verheirathen?

Dorton. Unser Vater — wann?

Sophie. Gestern, mein Bruder — ich zittere.

Dorton. Und ich auch, meine Schwester —

Sophie. Was soll ich aber machen?

Dorton. Was dir dein Herz eingiebt.

Sophie. Mein Herz? über das mein Vater ausgemachte Rechte hat —

Dorton. Und das du aller dieser Rechte ohnerachtet nicht mehr besitzest. Höre nur, Schwester, die Herzen der Kinder sind nicht Sclaven der Eltern. Sie

können selbst wählen, und die Eltern sind nur da, um diese Wahl zu bestätigen. Wollen sie dieses nicht, so bleibt wenigstens den Kindern übrig, ehelos zu bleiben. Siehe da, wie weit du gehen kannst, obgleich ich in diesem Falle noch weiter gehen würde. Versichere dem Mirwald, daß du ihn liebst, schenke ihm dein Herz unter der Bedingung, wenn es von unserm Vater genehm gehalten wird.

Sophie. Wird er es aber auch genehmigen? Du kennst ihn.

Dorton. Ich kenne ihn, allein warum sollte er's nicht? Mirwald ist ein Mann von Verdiensten — reif zu einer einträglichen Bedienung, die ihm nicht fehlen kann.

Sophie. Ich lebe auf, mein Bruder! — Wie leicht uns doch die Hoffnungen werden, wenn wir das hoffen, was wir wünschen! Ich habe es selbst geglaubt, diese Wahl würde von unserm Vater gebilligt werden, und glaube es jetzt noch mehr. — Hier ist meine Antwort an Mirwald. Sie ist so abgefaßt, als wenn wir sie verabredet hätten. Wie freue ich mich, daß wir auch in unserer Denkungsart Schwester und Bruder sind.

Dorton. (Liest den Brief, und nachdem er ihn gelesen.) Vortrefflich, müßte ich sagen, wenn ich ein Frauenzimmer wäre, als Mannsperson aber wünschte ich wohl ein Postscript mit etwas weniger Zurückhaltung; doch so seyd ihr Mädchen mit einander. — Man lernt endlich aber auch euer Stillschweigen verstehen!

Sophie. Dein Jacob — Bruder. —

Dorton. Er soll ihn besorgen.

Neunter Auftritt.

Die Vorigen. Jacob.

Dorton. (Am Ende des Theaters.) Jacob! Jacob!

Jacob. (Ohne daß er zu sehen ist.) Mein Herr! Mein Herr!

Dorton. Siegellack von meinem Schreibtische.

Jacob. Siegellack von Ihrem Schreibtische? (Indem Dorton den Brief siegelt, zu Sophien.) Befehlen Sie nicht auch etwas aus Ihrem Zimmer zu holen, ich bin einmal auf den Beinen und möchte gerne — (vor sich) Clärchen sprechen.

Dorton. Du wirst gleich weiter gehen müssen. — An Herrn Mirwald (indem er ihm den Brief giebt). Er muß ihm selbst eingehändigt werden. Es ist ein Brief von der äußersten Wichtigkeit.

Jacob. Das heißt so viel, mein Herr, dieser Brief ist entweder ein Liebesbrief, oder eine Ausforderung, denn das sind die zwei einzig möglichen Wichtigkeiten, die bei Briefen vorkommen können, und wovon die eine den Buckel, die andere den Beutel bei unser einem angeht. Sie haben doch den Herrn Mirwald nicht ausgefordert?

Dorton. Davor kannst du sicher seyn.

Jacob. Ha! also ist es so etwas Anderes — — Herr Mirwald hat vielleicht eine Schwester, und diese Schwester, — doch was geht's mich an. — —

Dorton. Das sollte ich selbst denken, Jacob. Du wirst wohl thun, den Brief zu bestellen, ohne uns deine Betrachtungen darüber mitzutheilen, an denen man allemal nichts verliert.

Jacob. Das gebe ich zu, mein Herr, allein diese Schwester kann eine gute Freundin von Mamsell Sophie

seyn, und Mamsell Sophie kann sie bereits Ihretwegen ausgeforscht haben, so daß man den Bruder, nur noch so Ehrenhalber — —

Dorton. Und du kannst noch einige Schläge mit auf den Weg nehmen, wenn du nicht den Augenblick — Ich weiß nicht, was mich abhält (Thut, als ob er aufstestehen wollte.)

Jacob. (Der sich noch einmal umkehrt.) Wenigstens —

Dorton. Wenigstens eine Ohrfeige. (Steht auf.)

Zehnter Auftritt.

Der junge Dorton. Sophie.

Sophie. Wie viel Dank bin ich dir schuldig, liebster Bruder. Nimm ihn mit dieser Umarmung, und nimm mit ihr noch mehr.

Dorton. Ach! meine Schwester!

Sophie. Deine zärtliche Seele versichert mich, auch du werdest über kurz oder lang lieben, — wie glücklich würde ich seyn, dir in ähnlichen Angelegenheiten des Herzens —

Dorton. Ach! meine Schwester.

Sophie. Und warum denn dieses Ach! wozu wir Verliebten nur privilegirt sind?

Dorton. (Vor sich.) Meine ganze Seele ist in Bewegung — (Zu ihr.) Und wenn ich's auch wäre. Dein Zutrauen, meine Schwester, macht mir Herz. — Ich liebe —

Sophie. Man hat mir gesagt, Julien. Ich weiß nicht, warum ich es nicht bisher glauben wollen.

Dorton. Julien? Nein, meine Schwester! Man hat dir eine Unwahrheit gesagt. Julie spielt einen

artigen Fuß, exerzirt fertig mit Fächer und Handschuhen, sie versteht den Dienst und kann eine Frau vom Stande werden, die meinige wird sie nicht.

Sophie. Ach! hab' ich nicht hundertmal gesagt, es sey Dorchen? — Die vorzügliche Bewegung, womit du sie bei aller Gelegenheit — Wenn sie es doch wäre. Sie ist meine Freundin und wird kein Bedenken tragen, meine Schwester zu werden.

Dorton. Auch die ist's nicht, — sie hat ausgemachte Verdienste, ich verehre sie, ich liebe sie aber nicht.

Sophie. Also ein Frauenzimmer, das ich nicht kenne? —

Dorton. Du kennst es, meine Schwester, du kennst es, allein ich weiß nicht, was mich zurückhält, daß ich es dir nicht nenne. Es ist ein Vorurtheil, ein Vorurtheil. — Liebste Sophie, was wirst du sagen, wenn ich es dir nenne?

Sophie. Daß ich es als meine Schwester lieben werde.

Dorton. Uebereile dich nicht. — Es ist — Clärchen.

Sophie. Clärchen? — Ich habe nicht Ursache, mein Wort zurückzunehmen.

Dorton. An diesem Zuge kenne ich Sophien.

Sophie. Sie verdient einen andern Rang, als das Schicksal ihr angewiesen hat. Ihre Art zu denken — die Schwermuth, die sie zuweilen anfällt — haben mich oft auf die Gedanken gebracht, sie möchte —

Dorton. Sie sey, wer sie wolle. — Sie ist liebenswürdig. Genug für mich.

Sophie. Allein die Schwierigkeiten, mein Bruder — Ich bedaure dich — Welt — Vater —

Dorton. Ich werde Alles überwinden. — Clärchen ist dieses Sieges werth.

Sophie. Sie ist es, mein Bruder, sie ist es — und der Himmel stehe der gerechten Sache bei. Warum kann ich dir mit weiter nichts als diesem Seufzer dienen? O, du bist weit unglücklicher, als ich!

Dorton. Ich bin es nicht, meine Schwester, allein ich würde es seyn, wenn ich dich nicht hätte. Sage Clärchen, daß ich sie liebe. — — Bitte ihr mein voriges Betragen ab. Ich gestehe es, ich habe zuweilen den Gedanken gehabt, sie zu einer Liebe zu betäuben, deren wir uns Beide hätten schämen müssen. O sage ihr — sage ihr Alles, was dir Mirwald gesagt hat.

Sophie. Und wenn ich ihr Alles dieses gesagt habe —

Dorton. So will ich es erfüllen. Diesen Augenblick empfinde ich, daß ich Herz genug habe, gleich jetzt unserm Vater —

Sophie. Deine Hitze ist zu entschuldigen, allein ich billige sie nicht. Zu dergleichen Dingen muß man bei unserm Vater gute Stunden abwarten. Wenn er sich wo, bei guten Freunden, wie er zu sagen pflegt, gütlich gethan, wenn er — —

Dorton. Du hast Recht, meine Schwester, ich folge — und weißt du, was mich noch mehr zurückhält? Ich vermuthe, ich glaube — Er wird heirathen. Dich sucht er zu versorgen. — Er selbst ist seit drei Tagen so oft bei der Ehrenpreißin —

Sophie. Vortrefflich! dieses kann uns Beiden zu statten kommen. Wenn die Leute heirathen, und wenn sie sterben, pflegen sie am gütigsten und menschlichsten zu seyn. (Er küßt ihr die Hand, und sie gehen an verschiedenen Orten ab.)

Zweiter Aufzug.

Erster Auftritt.

Der alte Dorton allein.

Das wäre also in so weit richtig, — die Jungfer Ehrenpreißen hat bereits den Ehecontract in curatorischer Assistenz unterschrieben und untersiegelt (sieht den Contract an), und mit dem Herrn Brummer denke ich auch mit Gottes Hülfe vor Abend fertig zu werden. — Das nenne ich doch ein besorgter Vater seyn! vor drei Tagen den Einfall zu haben, und jetzt seine lieben Kinder in allen Ehren los seyn — das will in diesen theuren Jahren viel sagen! Es fehlet nichts mehr zu meinem glücklich zugezogenen Handel, als daß meine Kinder Ja sagen. — Eine Kleinigkeit, die ein Vater erhalten kann, wenn er will, und wenn ich die Strenge brauchen wollte — doch, mein våterliches Ansehen soll das Letzte seyn, was ich bei dieser Sache in Bewegung setzen will. — Die Schwierigkeiten, die mir meine Kinder vielleicht machen möchten, woher können sie sich schreiben? Von verliebten Stunden, in denen sie ein fein Gesichtchen gesehen haben. — Nichts richtet in der Welt mehr Unheil an, als die Schönheit, wenn kein Geld dahinter ist. — Ich weiß es an mir selber, wie es mir mit meiner seligen Frau gegangen ist. — Ging es doch so zu, als wenn ich in den Glückstopf gegriffen hätte. — Dem Himmel sey ewig gedankt, daß es mit ihr nicht so schlecht ausfiel, als es hätte ausfallen können. — Sie erbte doch wäh-

rend unserer Ehe von einer Anverwandtin, auf die man sich keine Rechnung gemacht hatte, und die eine viel nähere Blutsgenossin am Leben gehabt haben soll, welche sich zum guten Glücke nicht hervorfand, und außerdem, daß sie bei ihrem Thee und Kaffee gern ein Bisquitchen naschen mochte und überhaupt ein bischen zu stark aß, war sie eine kreuzbrave Frau, der ich nach diesem Leben um so mehr alles Liebes und Gutes wünsche, weil ich seit ihrem seligen Absterben für sie nichts als ihren Sarg und die Leichenkosten bezahlen dürfen. Doch ich habe mehr Ursache, an die Lebendigen, als an die Todten zu denken, — ich will Clärchen, ich will Jacob auf ihr Gewissen abhören, ob sie nicht vielleicht meinen Kindern ihre etwanige Zuneigungen abgemerkt haben — — und weiß ich die, so werde ich schon Mittel und Wege finden, sie von den Uebereilungen ihrer Jugend abzulenken. — Eigene Erfahrungen machen uns klug, und kann man diese Klugheit nicht an sich selbst anwenden, so muß man doch wenigstens an seinen lieben Kindern — Da kommt Clärchen.

Zweiter Auftritt.

Der alte Dorton. Clärchen.

Dorton. Wohin Clärchen? wohin?

Clärchen. (Mit Schlüsseln in der Hand.) In die Speisekammer, Herr Dorton.

Dorton. Gut, gut, mein Kind. — Ich höre mit Vergnügen von meiner Tochter, daß du eine vortreffliche Wirthin bist; du hältst nicht nur, wie sich's in diesen elenden Zeiten gebühret und geziemet, Alles getreulich zu Rathe, sondern du gehest auch dem übri=

gen Hausgesinde in der Mäßigkeit mit gutem Exempel vor. — Ich werde nicht unterlassen, dich bei aller Gelegenheit dafür zu rühmen. — Nicht wahr, einem edlen Gemüthe ist damit besser als mit einem paar Thaler mehr an Lohn gedient? —

Clärchen. Rühmen, Herr Dorton, wollen Sie mich? Der Ruhm aber kann ein edles Gemüth eben so wenig, als ein paar Thaler mehr an Lohn befriedigen, besonders wenn er ihm aus unlautern Absichten beigeleget wird.

Dorton. Nun, du magst dich endlich befriedigen durch was du willst, kleine Närrin, wenn es nur nicht dabei auf's Geld angesehen ist. — Die Tugend ist freilich kein todtes Capital, sie träget ihre richtige Interessen, und es ist Schande und Sünde, daß man es nicht einsiehet, wie zum Exempel die Mäßigkeit uns in Züchten und Ehren erhält, unser Leben verlängert, ja eine Quelle aller christlichen Tugenden ist.

Clärchen. Recht, Herr Dorton, — allein der Geiz ist eine Wurzel alles Uebels, und es ist Schande und Sünde, daß man es nicht einsieht, wie man sich eben so sehr durch seine Mäßigkeit versündigen könne, wenn sie der Eigennutz erzeugt, als durch Verschwendung. Ueberhaupt giebt's gewisse Pflichten —

Dorton. Ha, ich höre wohl, daß du liesest, mein Kind, und das ist schon recht gut. — Wenn euch Mädchen nur nicht die Bücher so geschwind in den Kopf schlagen wollten; allein es geht euch so, wie den Leuten, die nicht viel vertragen können, ihr seyd gleich betrunken — mit einem Worte, mein Kind, hüte dich nur, das Gelesene, so wie jetzo, zur Unzeit anzubringen; lesen kannst du. — Ja, was ich dir bei Gelegenheit

des Lesens noch an's Herz legen wollte, ich habe es von einem hochberühmten Arzt, daß ein gutes Buch des Abends, und ein Glas helles, reines, klares Springwasser dem menschlichen Körper zuträglicher, als das Abendessen sey. —

Clärchen. Wenigstens wird man sich dabei den Magen nicht überladen. — Erlauben Sie indessen, Herr Dorton. (Sie will gehen.)

Dorton. Nun, hat es denn so eine Eile?

Clärchen. Das Gesinde würde sonst eine Stunde später essen, wenn ich nicht —

Dorton. Vortrefflich! auf diese Art sollst du gewiß noch in keiner halben Stunde in die Speisekammer. — Wenn man seine gewöhnliche Zeit überhungert, so kann man die Hälfte weniger essen, als sonst, — und das muß wöchentlich wenigstens einmal geschehen, daß man auf diese Weise etwas ersparet. Ueberhaupt mußt du dir solche Handgriffe in der Oekonomie merken; sie sind eben das in derselben, was in der Medicin die Hausmittel sind. — Doch man kann nicht auf einmal die höchste Vollkommenheit in solchen Dingen erlangen, und ich habe drei Jahre einem Hauswesen vorgestanden, ohne zu wissen, daß die Lehre vom verschimmelten Brod einer von den Hauptartikeln in der Wirthschaft sey. — Ja, ja, meine Tochter, verschimmelt Brod auf dem Tische macht jahrjährlich eine beträchtliche Summe von — — Nun, solche Hauskalender-Geheimnisse pflegt man denn wohl nicht einem Jeden zu offenbaren. — Du kannst es mir nicht übel nehmen.

Clärchen. Ganz und gar nicht, mein Herr Dorton, die Neugierde ist ohnedem mein Fehler nicht,

und wenn Sie es nur erlauben wollen. — (Sie thut, als ob sie gehen wollte.)

Dorton. Noch ein paar Worte, mein Kind. Ich weiß, daß du mit meiner Tochter auf einem guten Fuße stehest.

Clärchen. Ich habe nie vergessen, daß sie meine Herrschaft ist. —

Dorton. Nun, nun, man weiß doch wohl, daß du die Geheimnisse meiner Tochter aus der ersten Hand haben kannst — wenn wo bei'm Auskleiden ein vergessenes Liebesbriefchen dem aufgeschnürten Busen entfällt, nicht wahr, so pflegt es nicht schwer zu seyn, mehr zu erfahren? — Hör' nur, ich möchte aus gewissen Ursachen den Gegenstand wissen, für den meine Tochter — du verstehst doch wohl, mein Kind, was ich meine? —

Clärchen. Nein, mein Herr Dorton, so glücklich bin ich nicht. —

Dorton. So? Man sehe doch einmal, Lucretia die Zweite. Ich glaube, sie weiß nicht, daß zweierlei Geschlecht in der Welt ist. — Ich meine, ob nicht ein junges Herrchen mit bereiften Haaren und Menuettenfüßchen zu allen möglichen Tageszeiten das Fenster meiner Tochter vorbei figurirt, auf öffentlichen Bällen, worauf sie ihr Herr Bruder öfterer führet, als ich wohl wünschte, ihre rechte Hand mit Arrest beleget, und selbst in der lieben Kirche — verstehen Sie jetzo, Mamsell Clärchen, ich meine, ob meine Tochter die Thorheit gehabt hat, sich in einen jungen Gecken zu vergaffen, der, wenn er sein Vermögen verschwendet hat, durch meinen sauren Schweiß und Blut sich ein ruhiges Alter verschaffen will; verstehen Sie jetzo? — —

Clärchen. O ja, Herr Dorton, vollkommen, und man muß es Ihnen lassen, daß Sie eine bewundernswürdige Gabe der Deutlichkeit haben, wenn Sie wollen. Sind Sie damit zufrieden, wenn ich Sie versichere, das Mamsell Sophie zu vernünftig ist, um dergleichen Anträgen anders, als mit Verachtung zu begegnen?

Dorton. Hast du einen Caventen für diese Versicherung? — Wenn ich etwas glauben soll, so muß Caution seyn. —

Clärchen. Caution? Meine Ehrlichkeit. —

Dorton. Baares Geld wäre besser, indessen mag's für dieses mal — — Auf deine Ehrlichkeit also sage noch einmal, ist es gewiß?

Clärchen. Können Sie zweifeln bei einer so liebenswürdigen Tochter, die so still —

Dorton. Ach stille Wasser haben oft tiefe Gründe, mein Kind; allein ich glaube selbst, daß sie zu vernünftig ist, um einem süßen Herrn ein geneigtes Gehör zu verstatten. Sie ist also ohne allen Zweifel frei, denn ein Mann von Vermögen, oder welches dem nicht viel aus dem Wege ist, ein gesetzter Mann, würde ohnfehlbar in seinen verliebten Nöthen die Zuflucht zu mir genommen haben. (Vor sich.) Mit meiner Tochter wird es also nicht schwer halten, sie nach meinem Plane zu verheirathen. (Zu ihr.) Ich danke dir, Clärchen, für deine Nachricht, und wenn ich klein Geld bei mir hätte (er sucht in allen Taschen) — doch ich will schon erkenntlich seyn; wenn sich einmal ein Freier zu dir findet, so sollst du sehen —

Clärchen. Ich danke Ihnen ganz gehorsamst für Ihre unverdiente Güte, lieber Herr Dorton. —

Dorton. Wie? wo? was? womit? wodurch? auf was Art und Weise? wann? oder zu welcher Zeit? Sage! Rede! Ich hätte dir eine freie Hochzeit versprochen? Mit nichten! nein! nimmermehr! — — Walt ewiger Gott! in diesen Jahren hat man genug mit sich selbst und seinen lieben Kindern zu thun. — Sollte man noch fremden Leuten eine freie Hochzeit — Sage auf dein Gewissen — sage, du kommst nicht eher von dannen; Eines von uns muß auf der Stelle bleiben, wo du Forderungen machst. — Ich habe keine freie Hochzeit versprochen, und ist mir ja dieses verdammte Wort entwischt, so ist es ohne Gedanken geschehen.

Clärchen. Wann werden sich Ihre Wellen legen, Herr Dorton? — Fassen Sie sich. —

Dorton. Ich verstehe dich — du willst es durch einen Vergleich ausmachen. Ich scheue nicht das Recht — du sollst und mußt dich mit mir gerichtlich einlassen. — Ich will in einen sauren Apfel beißen und einen Advocaten annehmen.

Clärchen. Mein Himmel! Herr Dorton, wo gerathen Sie hin? —

Dorton. Zum Schwur, zum Schwur. — Das ist meiner unmaßgeblichen Meinung nach die beste Art, zu procediren, weil sie am wenigsten kostet. — Ich kann es körperlich beschwören. Ich habe ihr keine freie Hochzeit versprochen, ich habe nur gesagt —

Clärchen. Sie mögen gesagt haben, was Sie wollen, ich verlange keine freie Hochzeit.

Dorton. Dem Himmel sey gedankt, du bist ein christliches Mädchen, du verlangst keine freie Hochzeit.

Clärchen. Wie ich sage, ich verlange nichts —

Dorton. Wohl gesprochen! Damit du aber einsiehest, daß ich dir kein Unrecht thue, so will ich dir näher sagen, was ich vorhero —

Clärchen. Bemühen Sie sich nicht, Herr Dorton, — ich mag es ja nicht wissen — Sie könnten sich leicht wieder erhitzen, und wer steht Ihnen dafür, daß nicht ein Schlagfluß ein baldiges Ende —

Dorton. Nun, nun, warum nicht gar — wer wird denn gleich an den Tod denken. Es ist wahrhaftig eine ganz andere Sache, jetzo und vor Zeiten zu sterben. — Ich habe sonst immer mit vielem Vergnügen an meinen Tod gedacht, und der Gedanke, daß man nach dem Tode weder essen noch trinken dürfe, ist noch immer eine Erquickung für mich, allein daß sich Gott erbarm! man stirbt heut zu Tage nicht so wohlfeil, als vor diesem. Prediger und Küster studiren recht darauf. — Wenn ich an die Rechnungen denke, die ich bei der Beerdigung meiner seligen Frau — — Clärchen, denke mir nicht an den Tod, und damit du nichts zu befürchten hast, so will ich dir mit lauem Blut sagen — denn kalt ist es noch nicht von dem vorigen Mißverständniß geworden — daß ich vorhin nichts weiter gesagt habe —

Clärchen. Als daß Sie sich auf meiner Hochzeit, die ich und kein Anderer ausrichten muß, recht satt essen und satt trinken werden. —

Dorton. Ha, ich danke, ich danke dir dienstfreundlich für die gütige Invitation — ich werde nicht ermangeln. — Du bist ein gutes Kind, Clärchen! aber höre einmal, daß ich auch gut zu seyn im Stande bin. Ich habe vorhero gesagt, wenn sich ein Freier zu dir findet, verstehe wohl — —

Clärchen. Wenn sich also ein Freier zu mir findet, ich verstehe wohl —

Dorton. Recht, so will ich dir meine herrschaftliche Einwilligung nicht versagen —

Clärchen. Recht, so wollen Sie mir Ihre herrschaftliche Einwilligung nicht versagen.

Dorton. Und deinen Lohn auszahlen lassen.

Clärchen. Den vollen Lohn.

Dorton. Den vollen Lohn? Das kannst du verlangen, für nichts und wider nichts? Das ist erbärmlich! (Thut böse.) Nein, bis auf die Zeit, da du dein Jawort gegeben hast, denn wenn du auch hernach gleich im Hause bleibest, so weiß man doch wohl, wie es mit verliebten Leuten gehet. —

Clärchen. Auf diese Art haben Sie mir etwas versprochen; allein wenn man es genau erwäget, so ist keine Ursache vorhanden, warum man danken sollte.

Dorton. Ist denn meine Einwilligung nichts? Komm zu mir heute, morgen, sage mir, Dieser oder Jener hat eine ehrliche Neigung zu mir. — Ich habe nichts dawider. Andere Herrschaften würden sagen: mitten im Jahr? — allein ich will ohne Umstände einwilligen.

Clärchen. Das wollen Sie?

Dorton. Das will ich.

Clärchen. Wenn sich ein Freier findet, der eine ehrliche Neigung zu mir hat?

Dorton. Wenn sich ein Freier findet, der eine ehrliche Neigung zu dir hat.

Clärchen. Er sey übrigens, wer er wolle?

Dorton. Er sey übrigens, wer er wolle.

Clärchen. Und wenn es auch — Ja was ich sagen wollte: wollen Sie auch meinem Freier zu mir anräthig seyn, und ihn auf keine Weise von seinen Gedanken abbringen? —

Dorton. Ich verspreche es.

Clärchen. Ihm nicht hart — — begegnen?

Dorton. Warum sollte ich das?

Clärchen. Sondern ihm ihren Segen ertheilen?

Dorton. Den besten, den ich habe.

Clärchen. Und das können Sie mir schriftlich geben?

Dorton. Auf Stempelpapier, wenn du es bezahlst. Doch warum willst du dir diese unnöthige Ausgabe machen? Mein Wort ist eben so gut, als eine Schrift mit dem Signet des Notarius bedruckt.

Clärchen. Es kann eine Zeit kommen, Herr Dorton, daß ich Sie an dieses Versprechen erinnere. (Geht ab.)

Dritter Auftritt.

Dorton allein.

Ich habe ihr doch wohl nichts zugesagt, was ich nicht vor dem strengen Richterstuhl meines Gewissens verantworten sollte? Für's Erste meine Einwilligung, für's Zweite ein gutes Wort an ihren Freier, für's Dritte meinen Segen — das kostet Alles kein Geld. — Aber nun möchte ich gerne den Bedienten meines Sohnes sprechen, um ihm das Nöthige abzufragen. — Der Himmel beschere mir gleich angenehme Nachrichten. (Ruft leise.) Jacob! Wo sich der Schlingel herumtreibt. — Es geht mir mit dem Schurken eben so, wie

mit einer falschen Münze, die man bloß sucht, wenn sie nicht zu haben ist. (Leise.) Jacob! Jacob! — Ich darf nicht lauter rufen, sonst würde es mein Sohn hören und muthmaßen — Ich muß mit ihm schon ein wenig mehr Umstände machen, er zahlt mir Miethe und Kostgeld. (Leise.) Jacob! — Der Kerl geht mich freilich nur in so weit an, als ich der Vater von meinem Sohn, und mein Sohn der Sohn von mir als seinem Vater ist. — Ich gebe ihm weder Lohn noch Brod, allein ich glaube doch, der Kerl müßte bedenken, daß ich meinen Sohn mit saurer Mühe in diese Welt gesetzet und ihn bis dahin gebracht habe, einen Bedienten halten zu können. (Leise.) Jacob! Jacob!

Vierter Auftritt.

Jacob. Dorton. (Beide leise.)

Jacob. (Der ihm eben so leise nachspottet.) Herr Dorton, Herr Dorton!

Dorton. Hast du mich rufen gehöret?

Jacob. Ja, da ich dicht an Ihnen war.

Dorton. Wie bist du denn hergekommen?

Jacob. Zu Fuße, wie Sie sehen, Herr Dorton. Wir fahren niemals anders, als wenn's zum Ball geht.

Dorton. Aber ich möchte wissen, wie es an dich gediehen, oder wie du es erfahren hast, daß ich hier bin.

Jacob. Weil ich Sie salva venia gerochen habe.

Dorton. (Laut.) Schurke! bin ich denn zum Teufel ein geräucherter Aal, den man in der Ferne riecht? Rede, Schurke!

Jacob. (Noch immer leise.) Sie verreden sich, lieber Herr Dorton.

Dorton. Was? ich habe mich verredet, weil ich dich einen Schurken nenne? Man höre doch einmal des Bärenhäuters Ausflüchte an.

Jacob. Nicht doch, nicht doch, lieber Herr Dorton; sondern weil Sie laut sind, da Sie doch vorher so leise waren.

Dorton. Laut oder leise, du sollst dich erklären.

Jacob. Herzlich gerne — nur einen Augenblick Geduld. (Fängt lauter an, da er bisher noch beständig leise geblieben.) Die Stille ist also gebrochen, und ich versichere Sie aus vollem Halse, daß ich durch dasjenige, was ich gerochen, nicht eigentlich Sie, als den Herrn Dorton, sondern dessen Perrücke verstanden habe, welche ich jüngst, da ich Sie zu frisiren die Ehre genossen, mit wohlriechendem Wasser dergestalt ausgewaschen, daß die Nachbaren ordentlicher Weise frische Luft an ihr schöpfen und sich erkundigen, wie es doch käme, daß Herr Dorton noch auf sein Alter so galant wird.

Dorton. Ordentlich willst du sagen, Jacob, ordentlich — denn die Galanterie ist jederzeit mit Unkosten verknüpft, bei der Ordnung aber erspart man — Ha, ha, ha, die guten Nachbaren! (Zieht Geruch.) Ich rieche zwar nichts.

Jacob. O! dann müssen Sie verstopft seyn, Herr Dorton. —

Dorton. Es kann seyn, Jacob; allein wer hätte es denken sollen, daß eine so alte Perrücke noch so viel Aufsehen machen und, wie du sagst, so weit an Geruch tragen sollte? Ich glaube, daß Mancher schon auf

die Gedanken fällt, daß ich mich noch verändern werde. Wenn man noch dazu hören wird, daß ich meine lieben Kinder losschlage, was wollte ich sagen? verheirathe, so wird alle Welt denken, es geschähe bloß darum, weil ich selbst — (Thut possirlich verliebt.) Ha, ha, ha, wenigstens freue ich mich, daß man mich doch noch im Stande glaubt, diesen Schritt zu thun.

Jacob. Das nimmt Sie Wunder, Herr Dorton? Der Geier! Ich wette, Sie müßten noch das schönste Mädchen in sich verliebt machen können.

Dorton. Wenn du noch das reichste gesagt hättest, Jacob; doch wenn man an die Folgen gedenkt, die in diesen fruchtbaren Jahren selten auszubleiben pflegen, wenn gleich ein alter Mann — — Nein, Jacob, denke mir nur nicht mehr daran, ich werde nicht mehr heirathen, ich werde es gewiß nicht mehr — — hörst du?

Jacob. Ich höre, ich höre, Herr Dorton.

Dorton. Daß du nur niemals mehr davon anfängst. —

Jacob. Als ob ich davon angefangen hätte! Sind Sie nicht der Erste gewesen?

Dorton. Nun still von der ganzen Sache.

Jacob. Von Ihrer zweiten Ehe —

Dorton. Freilich — man muß dergleichen Gedanken gleich bei'm Anfange niederschlagen, wenn man sich nicht aufbringen will. — Ich habe sonst die Mode gehabt, mich gleich auf die Zunge zu beißen, wenn mir dergleichen Vorstellungen aufstiegen. Dieses geschahe gleich nach dem Tode meiner seligen Frau öfterer, als jetzo. Ich habe mich gut dabei befunden, und ich kann es allen Leuten, die nicht heirathen wollen, als ein probates Mittel anrathen. —

Jacob. Sich auf die Zunge zu beißen, Herr Dorton? Von meiner Zunge wäre auf diese Art kein Stück mehr.

Dorton. Höre mich doch aus, Jacob; ich sage, ich kann es allen Leuten, die nicht heirathen wollen, als ein probates Mittel anrathen, nicht an dergleichen Dinge zu denken, oder davon zu reden. Doch zur Sache, damit es uns nicht wie vielen Leuten geht, die immer davon reden, wovon sie nicht reden wollen. Du kennst meinen Sohn. —

Jacob. Was werd' ich ihn nicht kennen? — Er trägt sein eigen Haar, das ich besorge, und Sie eine Perrücke — ein Stück für Kinder und Kindeskinder, das durch diese Hände zurechtgelegt —

Dorton. Wie doch die Leute so entsetzlich auf einen Dank bestehen können! — Nun ich danke — ich danke — und wenn du mir in meinem Vorhaben als ein ehrlicher Kerl dienest —

Jacob. So werden Sie wieder danken, Herr Dorton? —

Dorton. Du kannst es nicht wissen, was ich noch mehr an dir thun werde — du bist ledig — wer weiß, worinnen man dir dienen kann.

Jacob. (Vor sich.) Wenn er mir zu Clärchen verhelfen möchte, so will ich ihm sein Trinkgeld gerne schenken. — (Zu ihm.) O! ich kenne Ihr großmüthiges Herz, mein Herr Dorton, und bin ganz zu Dero Diensten. Was befehlen Sie? Womit kann ich Ihnen dienen?

Dorton. Mit einem Wort, Jacob — hat mein Sohn eine Schöne, oder nicht?

Jacob. (Vor sich.) Ich möchte ihm gern zu gefallen antworten. (Zu ihm.) Was wünschen Sie von den

beiden verteufelten Worten, die so viel Unheil in der ganzen Welt angerichtet haben, Ja oder Nein? —

Dorton. Die Wahrheit, Jacob, um hiernach meine väterlichen Maßregeln nehmen zu können. —

Jacob. Die Wahrheit also, mein Herr Dorton — Hm, das ist ein Ding, worauf ich mich besinnen muß — — (Vor sich.) Ich weiß nicht, was er gern haben möchte. (Zu ihm.) Ihr Herr Sohn hat seine Jahre, und wenn er auch an eine Gehülfin gedacht hätte — —

Dorton. (Hitzig.) Also hat er sich verkuppelt, hat er, nach der jetzigen abgeschmackten Mode zu reden, ein Mädchen? O ich armer Vater!

Jacob. (Der genau auf ihn gemerkt, fährt in demselben Tone fort.) — so wäre es kein Wunder; allein auf Ehre, er hat keine Schöne; wie lange er aber auf diesem Fuß bleiben wird? das ist eine andere Frage.

Dorton. Die ich zu beantworten auf mich nehme. Dem Himmel sey gedankt, daß meine Kinder von so guter Art sind — sie sind beide frei und dieses ist mir zu Vermeidung aller Weitläuftigkeiten herzlich angenehm. — — Ich würde freilich auch, falls sie es nicht wären, meine Absichten erreichen, allein wie geht's bei dergleichen Vorfällen? wie mit den angesetzten Kletten, sie nehmen Wolle mit, wenn man sie abreißt. — Du kannst gehen, Jacob, ich weiß schon, was ich habe wissen wollen.

Jacob. Wenn Sie aber auch, mein Herr Dorton, thäten, was Sie haben thun wollen, so würden Sie mir noch eine kleine Bitte verstatten.

Dorton. Nun? wenn es nur kein Trinkgeld ist —

Jacob. Nein, mein Herr Dorton, es ist eine Sache, wobei es nur auf Ihr Vorwort ankommt. Ich muß Ihnen nur kurz zu sagen die Ehre haben, daß zwar Ihr Herr Sohn sein Herz noch nicht angebracht hat; allein sein dienstwilliger Bedienter ist in ein gewisses Mädchen entsetzlich verliebt.

Dorton. Das ist ewig Schade, ich hätte dir sonst eine Person vorgeschlagen, die ich so halb und halb zu vergeben habe. —

Jacob. Nein, mein Herr Dorton, wenn sie in Gold stünde; ich will von keiner Andern hören und wissen — Clärchen nur —

Dorton. Clärchen? —

Jacob. Ja, Clärchen, (seufzt) für die ich mein Leben — holla das ist übertrieben — für die ich mich — in den Finger schneiden möchte, und die ich bis in den Tod — —

Dorton. Wünsche dir Glück, Jacob. Clärchen ist eben diejenige Person, die ich meine.

Jacob. Die Sie zu vergeben haben?

Dorton. Die ich zu vergeben habe, und wenn ich alle Umstände zusammenhalte, so sehe ich wohl ein, daß sie dich unter dem Freier verstanden hat, zu dem ich ihr verhelfen sollte. —

Jacob. Mich?

Dorton. Ja dich, es ist richtig. Sie liebt dich und hat mir aufgetragen, dich zu besprechen.

Jacob. Was hör' ich? Clärchen liebt mich, und wünscht mich zu haben. O! mein Herr Dorton, was sind Sie für ein goldener Mann. Setzen Sie sich ja einen Augenblick nieder, daß ich die eine Locke da zurecht

schlagen kann. — Ich bitte, ich bitte sehr darum, um einigermaßen meine Erkenntlichkeit — —

Dorton. Erspare deine Dienstbeflissenheit bis auf die Hochzeit meiner Kinder, mein guter Jacob —

Jacob. Und doch wollte ich Ihnen herzlich gern — Kann ich Ihnen mit wohlriechender Pomade —

Dorton. Behalte, behalte doch. — Ich nehme sie so an, als ob ich sie genossen hätte; Clärchen ist die Deine, und das ist genug.

Jacob. Allein wenn Sie nur wüßten, wie spröde — keinen freundlichen Blick — fast sollte ich glauben, daß Sie sich irren.

Dorton. Ich irren? und das ihrer Sprödigkeit wegen? Mein guter Jacob, die Mädchen sind wie die Philosophen. In Gesellschaft stellen sie sich ruhig und in der Einsamkeit seufzen sie desto tiefer. — Nur auch ein wenig spröde gethan, und Clärchen wird dir Alles selbst sagen, was ich dir gesagt habe. — Ihr aber, meine lieben Kinder! — Ach wenn ich an das Vergnügen gedenke, was ich empfinden werde, wenn ihr versorgt seyd, und mein Tisch mithin auf zwei Personen kleiner ist, wenn ich mir vorstelle, daß ich wöchentlich wenigstens jedes zweimal beschmausen werde, ohne daß es mir einen Dreier zu stehen kommt, dann fühle ich erst, wie süß es ist, Vater zu seyn, und dann muß ich Gewissens halber allen Menschen anrathen, sich in den Stand der heiligen Ehe zu begeben. (Zu Jacob) Zu deiner Hochzeit bin ich schon von Clärchen gebeten. (Geht ab.)

Fünfter Auftritt.

Jacob allein.

Ha, wie die Mädchen sind! Können sie sich doch stellen, als ob ihnen ein ehrlicher Kerl, der vor Liebe ein Narr werden möchte, völlig gleichgültig sey! — Das heißt einmal betrogen und inskünftige nicht mehr. Wenn ich an die Mühe denke, die ich mir um Clärchen gegeben, fast schäme ich mich, in den Spiegel zu sehen. Stand ich nicht vor ihr, als wenn ich nicht fünf zählen könnte? — Doch, es ist kein Wunder. Ich glaube, wenn ich sechs Jahre auf Universitäten gewesen wäre, ich hätte nicht wissen können, daß das Mädchen in mich so verliebt sey. Ich einen tiefen Bückling, — sie ein wenig mit dem Kopfe genickt; ich ihr die Hand mit genauer Noth geküßt — sie beinahe nach Wasser gerufen, sich den Flecken abzuwaschen. Wenn ich sie nicht so liebte, gewiß ich hätte Lust, sie auch ein wenig quälen zu lassen; aber ich glaube, sie thut sich meinetwegen was Leides, und das wollte ich um Alles in der Welt nicht. Sie kommt. — Wenn ich mich doch wenigstens vor der Hand verstellen könnte. — Ich will versuchen, wie lange ich's aushalten kann.

Sechster Auftritt.

Jacob. Clärchen.

Jacob. So tief in Gedanken, Jungfer Clärchen?

Clärchen (welche Nähzeug in der Hand hat). Ja, Monsieur Jacob.

Jacob. Und warum?

Clärchen. Weil ich Ursachen dazu habe.

Jacob. Ursachen?

Clärchen. Ja, Ursachen.

Jacob. Die Mancher sehr leicht treffen würde.

Clärchen. Das kann wohl seyn, allein Mancher wird sich entsetzlich irren.

Jacob. Nehmen Sie sich die Larve ab, Jungfer Clärchen. Es wird Ihnen gewiß zu heiß werden.

Clärchen. Was meinen Sie damit?

Jacob. Ich meine nur, daß ich der Mancher nicht bin, der sich entsetzlich irren wird. — Es geht den Verliebten, so wie ehrbaren Männern, wenn sie betrunken sind. — Man merkt endlich doch, was man nicht hätte merken sollen, sie mögen sich stellen, wie sie wollen.

Clärchen. Sagen Sie mir einmal, Monsieur Jacob, wann werden Sie aufhören, mir Räthsel aufzugeben? —

Jacob. Sobald ich wissen werde, daß Sie sie nicht lösen können.

Clärchen. Ich kann es gewiß nicht, Monsieur Jacob, und es thut mir sehr leid, daß Sie in diesem Stücke zu gut von mir denken. —

Jacob. Nein, was zu weit geht, das geht zu weit! — Zum Henker, Jungfer Clärchen, ich weiß Alles.

Clärchen. Alles ist mehr als Etwas, und wo haben Sie denn dieses Alles her?

Jacob. Vom alten Dorton, wenn Sie denn durchaus wissen wollen.

Clärchen. Vom alten Dorton?

Jacob. Der gescheidter ist, als Sie ihn vielleicht glauben. Ich muß es freilich gestehen, daß ich von selbst nicht darauf gefallen wäre; allein, dem Himmel

sey gedankt! es giebt klügere Leute, als unser einer. Der alte Dorton — hm! das ist ein Mann, der Gras wachsen hört. Er hätte es gemerkt, ohne daß Sie ihm so viel gesagt hätten.

Clärchen. (Vor sich.) Was hör' ich? Dorton hat gemerkt — ich bin verrathen —

Jacob. (Vor sich.) Wie betroffen! Es ist richtig, sie liebt mich. (Zu ihr.) Ha, Jungfer Clärchen, bin ich der Mancher, der sich irrt?

Clärchen. O Himmel! wie unglücklich bin ich!

Jacob. Unglücklich? Sie sind es nicht, Sie haben nur Andere unglücklich gemacht.

Clärchen. Ach ich bin es, ich bin es, und werde es dadurch noch mehr, daß ich die redlichste Seele zugleich unglücklich gemacht.

Jacob. Nun, nun, machen Sie keine Umstände mit dieser redlichsten Seele, sie ist Ihnen zu sehr ergeben, als daß sie Ihnen Vorwürfe machen sollte.

Clärchen. O! ich verdiene sie, ich verdiene mehr als Vorwürfe. —

Jacob. (Vor sich.) Das Herz fängt mir an zu brechen. (Zu ihr.) Keinesweges. Sie haben Unrecht gethan; Sie bereuen es, und damit abgemacht.

Clärchen. Eine so standhafte Liebe —

Jacob. Da haben Sie Recht.

Clärchen. Die so viele Vorurtheile überwunden hat —

Jacob. Vorurtheile? Hm! Vorurtheile, von denen ist mir zwar nichts bekannt — doch, man kann gute Eigenschaften haben, ohne es zu wissen.

Clärchen. So schlecht, so schlecht zu belohnen.

Jacob. Geschehene Dinge sind nicht zu ändern.

Clärchen. O wenn sie es wären, wenn sie es wären! — — Ein Plan, der so geheim gehalten werden sollte!

Jacob. Und wie lange wäre er denn wohl geheim geblieben? Ich hätte es mit der Zeit doch auch wohl eingesehen.

Clärchen. Und der vielleicht nie, nie ausgeführt werden kann.

Jacob. Warum das? So was kann ja ohne Plan geschehen — kann man sich denn nicht ohne Plan heirathen?

Clärchen. Und das Alles durch meine Unvorsichtigkeit. O! ich Elende, ich Elende — ich bin verrathen, verloren. — Mein Geliebter aufgebracht über mich — vielleicht bald in den Armen einer Andern, ich eine Augenzeugin — Unglückliche, unglückselige Clarissa, möchte doch der Tod diesen grausamen Tag vor meinen Augen verbergen und ein Leben enden, das von jeher nichts als Jammer und Unglück gewesen!

Jacob. (Vor sich.) Wie dauert sie mich! Ich hätte ihr lieber nichts sagen sollen. Mir ist ordentlich für ihren Verstand bange. Mich so zu lieben!

Clärchen. (Die sich so lange nachdenkend aufgestützt.) Was soll ich machen? Fliehen will ich den alten Dorton, meinen Geliebten, die Welt — o könnte ich mich selbst fliehen! —

Jacob. (Vor sich.) O! hier kann die Sprödigkeit ein Exempel nehmen. Ich möchte ihr zwar Abbitte thun; allein wer steht mir dafür, ob sie nicht sogleich aus einem andern Ton anfängt. Des alten Dorton Lehre war: Nur auch ein wenig spröde gethan — ich muß mich zwingen —

Clärchen. Doch vielleicht, wenn ich mich dem alten Dorton zu Füßen werfe, wenn ich bitte, wenn ich flehe —

Jacob. (Vor sich.) Dem alten Dorton zu Füßen werfe. Sie phantasirt, und wenn ich nicht ein Ende mache —

Clärchen. Vielleicht können ihn diese Thränen —

Jacob. Eine einzige, Jungfer Clärchen, eine einzige macht Alles wieder gut, und auch die wäre nicht nöthig, wenn sie Ihnen Mühe machen sollte. Was für niedliche Thränen Sie weinen können! Ich weiß nicht, wo ich es gehört habe, daß die Thränen eines schönen Mädchens einen feinen Geschmack haben sollen, man müsse sie aber, so wie den Punsch, nicht kalt werden lassen. Ich will die eine da probiren, und damit ist alles Vorige auf immer und ewig vergessen. (Will sie küssen.)

Clärchen. Was für eine Beschimpfung! Sie erfrechen sich —

Jacob. Wer es hier nicht einsieht, daß ein Mädchen ein offenbarer Widerspruch ist, der ist mit sehenden Augen blind. Eben da sie es bereuet — da sie weint — da sie aus Liebe phantasirt —

Clärchen. Kurz, wie kommen Sie zu einer solchen Grobheit? —

Jacob. Das mögen Sie den alten Herrn Dorton fragen —

Clärchen. Ich verstehe — allein ich frage Sie, ob Ihnen dieses ein Recht giebt, mich zu beleidigen?

Jacob. Ein Kuß eine Beleidigung? Was werden Sie in der Ehe machen? —

Clärchen. Das wird Sie wenig angehen.

Jacob. Mich wenig angehen?

Clärchen. Ich sollte denken.

Jacob. Das wird eine saubere Heirath abgeben. Den Mann wird die Ehe wenig angehen!

Clärchen. Sie rasen.

Jacob. Sie müßten mich angesteckt haben.

Clärchen. Ich?

Jacob. Wer anders?

Clärchen. Und was gehe ich Ihnen an?

Jacob. Ist das eine Frage?

Clärchen. Ist das eine Antwort?

Jacob. Ich sollte Ihnen nichts angehen, wenn Sie meine Frau werden?

Clärchen. Ihre Frau?

Jacob. Und das ist Ihnen was Neues, da Sie doch dem alten Dorton Ihr Herz entdeckt, da Sie aus Liebe zu mir eine halbe Stunde phantasirt, da — sagen Sie, wie soll ich das verstehen?

Clärchen. (Vor sich.) Was für ein Stein fällt mir vom Herzen. Ich muß mich fassen. — (Zu ihm.) Hören Sie, Monsieur Jacob, wir wollen uns vertragen. —

Jacob. Ich bin es zufrieden; allein Ihr Wort — daß Sie alle spröde Grillen fahren lassen. — Auch den spitzigen Zug da im Gesichte, — das taugt nicht. Sie müssen, zum Henker! wissen, daß wir Mannspersonen von Gottes Gnaden nur so lange demüthig thun, als wir nicht wissen, ob wir geliebt werden, oder nicht. Ist dieses ausgemacht, hm, sogleich fühlen wir den innerlichen Beruf zur Herrschaft. —

Clärchen. Auf diese Art werden Sie ein sehr herrschsüchtiger Ehemann werden.

Jacob. Sorgen Sie nicht. Sobald ich nur sehe, daß ich gefürchtet werde, sobald kann ich auch gut seyn. Da kommt eben der alte Dorton wie gerufen. — Wir wollen uns in seiner Gegenwart versöhnen und zugleich ehelich versprechen. — Er ist für zwei Mann und —

Clärchen. Wie werde ich mich aus dieser Verlegenheit ziehen?

Siebenter Auftritt.

Die Vorigen. Der alte Dorton.

[auf einmal]

Clärchen. Wenn Sie erlauben wollen —

Jacob. Um mein Glück vollkommen zu machen —

Dorton. Halte dich nicht auf, Clärchen —

(Stehen und sehen sich einander an.)

[auf einmal]

Clärchen. Die wichtigsten Geschäfte, die keinen Aufschub leiden —

Jacob. Wollten Sie wohl unsere Hände zusammengeben?

Dorton. Seyd ihr denn vor Liebe rasend geworden? (Dorton, der ihnen Beiden durch Zeichen Stillschweigen gebietet.) Habt ihr denn vergessen, daß Jedes von uns nur zwei Ohren hat. — Eins rede nach dem Andern; ich, als Herr vom Hause, fange von Rechtswegen an und sage dir, Clärchen, daß deine Jungfer in Ohnmacht gefallen und deines Beistandes benöthigt ist. — Was hast du mir zu sagen, mache kurz. —

Clärchen. Wenn meine Herrschaft ohnmächtig ist, so weiß ich meine Schuldigkeit. (Will gehen.)

Jacob. (Der ihr wieder in die Rede fällt und sie aufhalten will.) Damit ich auf einmal aller Schwierigkeiten überhoben werde, mein Herr Dorton. —

Dorton. (Zu Jacob.) Daß doch der Kerl die Zeit nicht erwarten kann. Die Reihe kommt gleich an dich. (Zu Clärchen, der er nachruft.) Nur nichts aus der Apotheke geholt; der Essig ist in dergleichen Fällen die beste Medicin. — Du kannst ein wenig aus dem kleinen Fläschchen nehmen, doch mache so, daß noch etwas auf morgen Abend zu den kalten Fischen übrig bleibt.

Achter Auftritt.

Dorton. Jacob.

Dorton. Das wäre eine feine Wirthschaft, wenn ich bei vorfallenden Ohnmachten meiner Tochter allemal nach einem Markgrafenpulver oder andern herzstärkenden Alfanzereien schicken sollte! — Ich glaube, ich würde ihrer Ohnmachten wegen ein armer Mann geworden seyn, und wenn ich die Ohnmachten meiner seligen Frau dazu addire — — dem Himmel sey Dank, in den meisten Fällen bin ich mit Essig abgekommen — zuweilen zwar, wenn sich meine Frau in gewissen Umständen befand — Gott hab' sie selig! — mußte ich doch mit manchem Pulverchen heraus. — (Zu Jacob.) Nunmehro ist's an dir, Jacob. Was willst du mir sagen?

Jacob. Nichts, mein Herr Dorton. —

Dorton. Nichts? und ließest vorhin Keinen zum Wort?

Jacob. Das beweiset, daß ich Ihnen zuvor etwas habe sagen wollen.

Dorton. Ich glaube, du bist ungehalten, daß Clärchen vor dir abgefertigt worden? — Ich hätte dich nicht so stolz geglaubt. —

Jacob. Nicht aus Stolz, Herr Dorton, allein ich wollte Sie erst bitten, unsere Hände in einander zu geben, und von uns die Parole des Ehestandes, nämlich ein deutliches und aufrichtiges Jawort, abzufordern; Sie hätten mich hiedurch auf einmal aller Zweifel überhoben, und —

Dorton. Possen; es ist nichts gewisser, als daß Clärchen deine Frau wird. — Wird sie mich denn unmündig machen, und hast du schon vergessen, was sie mir anvertraut hat? —

Jacob. Behüte der Himmel, Herr Dorton. Wir Liebhaber vergessen dergleichen Dinge nicht so leicht. Ich habe ihr Alles vorgehalten.

Dorton. Und sie hat dir Alles gestanden?

Jacob. Alles, mein Herr Dorton. Sie fiel sogar in ein Liebesfieber, in eine Art von verliebter Raserei, und das bloß, weil ich mich ein wenig hart stellte.

Dorton. Und du verlangst noch mehr?

Jacob. Ja, mein Herr, denn gleich darauf wandelte ihr wieder Kälte an, so daß ich mich, die Wahrheit zu sagen, in sie nicht zu finden weiß.

Dorton. Du unerfahrner Tropf! weißt du denn nicht, daß bei'm Fieber Hitze und Kälte wechselt? —

Jacob. Schon recht, allein gut ist gut, besser ist besser. — Es kann nicht schaden, wenn sie laut und deutlich Ja sagt.

Dorton. Als wenn die Mädchen Ja sagen könnten! Selbst wenn sie auf dem Teppich stehen und vom Prediger hiezu eine halbe Stunde lang ermahnt worden, bringen sie es nur halb heraus, und es hat allemal das

Ansehen, als ob die andere Hälfte im Halse stecken bliebe. —

Jacob. Was Sie mir sagen! — Aber wie haben Sie's denn gemacht, als Sie heiratheten? —

Dorton. Wie es alle Mannspersonen in diesen spröden Zeiten machen müssen. Wenn ein Frauenzimmer nicht Nein spricht, so glaubt man, sie habe Ja gesagt. —

Jacob. Ha, das läßt sich hören — ich Dummkopf! Freilich — wenn man nicht Nein spricht, so muß es doch wohl Ja seyn. Wie man doch auf solche handgreifliche Dinge nicht von selbst kommen kann. Sie vertreten heute Vaterstelle an mir, Herr Dorton, als wofür ich Ihnen tausendmal die Hand küsse, und mit der vollkommensten Consideration beharre Ew. Hochedlen oder Hochedelgebornen — ich weiß nicht, was Ihnen eigentlich zukommt — dienstverbundenster Diener, Jacob Stahl. Großgünstig in Königsberg — in höchster Eil.

Dorton. Gut, gut, Jacob Stahl, großgünstig in Königsberg. In höchster Eil. Ich verdenke dir deine Unerfahrenheit nicht, allein ich versichere dich, daß ich in dergleichen Fällen stark bin. — Ha, wenn ich an die List gedenke, die ich gegen meine beiden Kinder — sie haben Beide die Heirathscontracte unterschrieben. Meine Tochter weiß schon, was sie unterschrieben hat, und mein Sohn soll es nun sogleich erfahren. —

Jacob. Mein Herr ein Bräutigam? Und seine Braut, Herr Dorton, seine Braut?

Dorton. Noch weiß er sie selbst nicht, und du willst sie schon wissen? So viel ist gewiß — sie hat Geld, und was sie nicht schon hat, das wird sie noch bekommen. Ihre Familie — lauter Hagestolze und Leute,

die keine Kinder haben. O! das kann man wohl recht eine gute Familie nennen. — Aber meiner Tochter Bräutigam ist kein Geheimniß mehr. —

Jacob. Darf ich ihn also wissen?

Dorton. Herr Brummer.

Jacob. Sie belieben zu scherzen. —

Dorton. Zu scherzen, warum das?

Jacob. Weil er alt ist —

Dorton. Desto besser, Verstand kommt nicht vor Jahren.

Jacob. Mit dem linken Auge schielt —

Dorton. Vortrefflich, dann wird er mit ihm nicht bei andern Mädchen zu Gaste gehen, sondern fein zu Hause bleiben. —

Jacob. Mit dem rechten Fuße hinket —

Dorton. Schön, darum wird er keinen Ball geben.

Jacob. Klein und unansehnlich —

Dorton. Unvergleichlich, so braucht er ja eine Elle Tuch weniger zum Kleide.

Jacob. Und überhaupt wenig Verstand zu haben scheint.

Dorton. Als ob Verstand zum Heirathen gehörte! Es ist eine Thorheit, wenn die Mädchen auf Verstand sehen. Ein Leben ohne Sorge ist das einzige Gut, was in der Welt ist, und das verschafft uns der Reichthum; das ist offenbar. —

Jacob. Aber ich habe mir doch sagen lassen, daß der Reichthum —

Dorton. Aber du magst dir haben sagen lassen, was du willst, so ist es immer eine sehr große Thorheit von Mädchen, wenn sie bei'm Heirathen auf Ver-

stand sehen. Funfzigtausend Gulden gut Geld mit zu bekommen, ist besser, als den Verstand in hoher Person zu heirathen, wenn er nur sechshundert Thaler jährliche Einkünfte hat. Du müßtest ein Schlingel seyn, wenn du so was nicht einsehen solltest.

Jacob. (Vor sich.) Eine schöne Art zu beweisen. — Was thut man nicht, um kein Schlingel zu seyn! (Zu ihm.) Es nimmt sich schon gut aus, wenn Sie es sagen — allein — doch, Sie würden nur einen höhern Trumpf d'rauf setzen, wenn ich länger — — Erlauben Sie, Herr Dorton, bekommt mein Herr auch so viel?

Dorton. Vor der Hand nicht, allein mit der Zeit mehr — mehr, Jacob; ich versichere dich, mehr. — Doch ich höre, daß seine Gesellschaft sich wegbegiebt. — Ich muß zu ihm, um ihm zu zeigen, was er unterschrieben hat — die Unterschrift seiner Braut ist schon da, so daß also nur Herr Brummer unterschreiben darf — zu dem will ich von meinem Sohne gehen. — Sein Wort ist mir gewiß, und noch vor Abend habe ich meine Kinder respective unter Hut und Haube gebracht. — Sein Diener, Jacob! (Geht ab. Zu Jacob, der ihm nachfolgt.) Bleib — bei solchen Gelegenheiten muß ein Vater mit seinen Kindern allein seyn.

Neunter Auftritt.

Jacob allein.

Der Himmel gebe, daß es ohne Ohnmacht abgeht. Ich glaube, ich glaube, die Braut meines Herrn wird so ziemlich vom Schlage des Brummers seyn. Der arme Herr! ich bedaure ihn, daß er einen solchen Vater hat, dem nichts so lieb ist, das er nicht verkaufen sollte.

Seine Tochter verhandelt er für funfzigtausend Gulden, und seinen Sohn — vielleicht taxirt er den mehr, um ihn noch unglücklicher zu machen. Die Hagestolze und die Leute ohne Kinder! Traurige Vorbedeutungen, und wenn ich dazu bedenke, was für ein geschworner Feind er vom Verstande ist — so zittere ich für meinen Herrn! Zwar lehrt es die Erfahrung, daß Leute, die den meisten Verstand besitzen, die wenigsten Kinder aufzuzeigen haben; allein es ist, wie mich dünkt, doch immer eine gute Sache um den Verstand, es mag ihn eine Mannsperson oder ein Frauenzimmer besitzen. Doch, wenn er mir zu Clärchen in Ehren verhilft, was geht mich endlich der Verstand an. Das ist die einzige Ursache, warum ich so manches versprochene Trinkgeld in christliche Vergessenheit stelle, und ihm überhaupt alle seine Fehler verzeihe. — — Da kommt mein Herr. — Wie schwermüthig! — meine Vermuthungen haben ohne Zweifel eingetroffen.

Zehnter Auftritt.

Dorton. Jacob.

Dorton. (Vor sich.) Wie unglücklich bin ich!

Jacob. (Vor sich.) Wie glücklich bin ich!

Dorton. (Vor sich.) Ich soll heirathen!

Jacob. (Vor sich.) Ich soll heirathen!

Dorton. (Vor sich.) Eine niederträchtige Seele, die ich verabscheue.

Jacob. (Vor sich.) Ein liebes Mädchen, das ich liebe.

Dorton. (So leise, daß es Jacob nicht hören kann.) O Himmel!

Jacob. O! O! Ich habe nicht gehört, was er gesagt hat; o Clärchen!

Dorton. Clärchen?

Jacob. Ja, mein Herr, im Fall Sie den geehrten Vornamen Ihrer bestimmten Braut genannt haben. Ist's aber ein andres Wort gewesen, so können wir's leicht ändern —

Dorton. Wie kommst du aber auf einen Namen, der dich ohne Zweifel sehr wenig angehen wird? — Rede, Schurke.

Jacob. Um Vergebung, mein Herr! dieser Name geht mich viel an, und hören Sie nur, wenn ich nicht wüßte, daß dem Worte Schurke, so wie dem Blitz, ein Schlag hinterherkäme, so möchte ich wohl fragen, wie Sie zu dieser Frage kommen?

Dorton. Wie ich zu dieser Frage komme?

Jacob. Das ist es eben, was ich Sie fragen möchte.

Dorton. Du?

Jacob. Ich.

Dorton. Mich?

Jacob. Sie, mein Herr.

Dorton. Ich glaube, du bildest dir ein, Clärchen sey nicht — gleichgültig gegen dich. —

Jacob. Schlecht getroffen; ich bilde mir ein, Clärchen sey in mich bis zum Verschmachten verliebt.

Dorton. (Vor sich.) Der närrische Kerl. (Zu ihm.) Und worauf gründet sich denn deine Einbildung? —

Jacob. Davon ist viel zu sagen, mein Herr. — Belieben Sie sich niederzulassen, falls ich Ihnen darüber mein Herz ausschütten soll. — Es dürfte zu lange dauern —

Dorton. Nun?

Jacob. Erlauben Sie. (Geht nachdenkend herum.)

Dorton. Wirst du bald anfangen?

Jacob. Gleich.

Dorton. Das währt mir zu lange.

Jacob. Ach, mein Herr — das Auslesen macht mir Mühe, ich wünschte für mein Theil, daß Sie mich lieber katechisiren möchten, als daß ich in beliebter Kürze und Einfalt in einer förmlichen zusammenhängenden Rede —

Dorton. Rasest du? —

Jacob. Still, ich fange schon an. — Allerseits — doch! wir sind ja unter uns — der Titel kann wegbleiben —

Dorton. Ich weiß nicht, wo ich die Geduld her habe —

Jacob. Als Clärchen in dieses Haus kam, um Ausgeberin, Kammerjungfer, und was weiß ich, mehr zu seyn, verspürte ich an ihr sogleich eine Zim — Zim — Nein es heißt anders: Sym — Sym — Sympathie, heißt das Wort; nicht so? —

Dorton. Und worin bestand diese Sympathie?

Jacob. Worin sie bestand? Sie bestand — ich will Ihnen gleich etwas anführen, woraus Sie die Uebereinstimmung unserer Gemüther wahrnehmen werden. Sobald ich zum Exempel jähnte, jähnte sie auch. —

Dorton. Und diese Uebereinstimmung der Gemüther machte dir Muth.

Jacob. Richtig, sie machte mir Muth, ein Mäulchen zu wagen.

Dorton. (Hitzig.) Und sie küßte dich?

Jacob. Nein, sie stieß mich, daß ich bei einem Haar Hals und Beine gebrochen hätte, allein —

Dorton. Allein sie ist doch in dich bis zum Verschmachten verliebt?

Jacob. Ja freilich ist sie's, mein Herr, und wenn Sie's mir nicht glauben wollen, so fragen Sie Ihren Herrn Vater.

Dorton. Wie sollte dieses mein Vater wissen?

Jacob. Weil sie's ihm entdeckt und ihn zugleich um Vorspann gebeten hat, um mit mir desto geschwinder zum Teppich zu kommen. Es wundert mich, daß Ihnen Ihr Herr Vater nichts davon gesagt hat. Es ist Alles richtig, und nichts mehr übrig, als daß Sie mir die Paar Monat schenken, um —

Dorton. Du willst also mit Clärchen Hochzeit machen?

Jacob. Ja, mein Herr, und wenn Sie bei dieser Gelegenheit mit einem Stückchen Salz und Brod vorlieb nehmen wollen —

Dorton. (Vor sich.) Himmel! was für ein Schicksal! Ich weiß zu viel, als daß ich je hoffen sollte — Clärchen kann, ehe ihr meine Schwester meine Absichten entdeckt haben wird — Doch sollte sie diese Niederträchtigkeit — (laut.) Ich bin verloren.

Jacob. (Vor sich.) Verloren! wie ihm mein Abschied den Kopf verrückt! — Was die Frisur nicht machen kann! —

Dorton. Ich bin des Todes.

Jacob. Sie sind gar zu gütig.

Dorton. Grausamer Vater!

Jacob. Es wird sich Alles geben.

Dorton. Was soll ich anfangen?

Jacob. Einen Bedienten annehmen, der frisiren kann, und damit ist die Sache gehoben. Ich will Ihnen hierin mit Rath und That an die Hand gehen. — Das hätte ich doch nimmermehr gedacht, daß Ihnen mein Abschied so nahe an's Herz gehen sollte. Man mag sagen, was man will, es leben doch noch rechtschaffene Herren in der Welt, die mit Bedienten umzugehen wissen. — O mein lieber Herr! (küßt ihm die Hand.) Ich bin über Ihre Güte so gerührt, daß ich mich kaum der Thränen enthalten kann. — Sollten Sie keinen guten Menschen finden, so will ich die zwei Monat schon aushalten, und auch hernach —

Dorton. (Vor sich.) Welch ein einfältiger Tropf! (Zu ihm.) Gehe in mein Zimmer, sage dem Herrn Mirwald, wenn er kommt, ich wäre nicht zu Hause; ich bin nicht im Stande, ihn zu sehen. —

Jacob. Also soll ich ihm sagen —

Dorton. Ich wäre nicht zu Hause.

Jacob. Und Sie wären nicht im Stande, ihn zu sehen.

Dorton. Sage, was du willst. — Geh! —

Elfter Auftritt.

Dorton allein.

Himmel! was für ein Schicksal! Grausamer Vater! Es ist nicht genug, daß er seinen Sohn den eigennützigsten Absichten aufopfern will. — Auch selbst die ich liebe — unglückliches Clärchen! — Doch, bist du nicht selbst Schuld an deinem Unglück? — Eine Niederträchtigkeit dieser Art, ist sie zu vergeben, wenn du gleich gerechte Zweifel über mein Herz hattest? — Nein, so

niedrig kannst du nicht seyn, du bist unschuldig, du bist es gewiß, allein bist du, bin ich darum weniger unglücklich? Mein Vater, der, ich weiß nicht warum, Clärchen mit Jacob verkuppeln wollen, hat sie vielleicht, ehe sie wußte — Es ist aus mit mir. Ich denke hin und her, und überall keine Aussicht. Werde ich Clärchen öffentlich bekennen können, wenn die Welt auch nur das Allergeringste davon erfährt, daß ein Bedienter — Ich kenne die Welt, die gewohnt ist, Alles von der schlimmsten Seite auszulegen. Ich kenne mich. — (Springt auf, nachdem er eine kleine Weile tiefsinnig gesessen.) Ich kenne mich. — Nie werde ich die Ruhe wieder finden, die ich verloren habe.

Zwölfter Auftritt.

Clärchen. Der junge Dorton.

(Beide sehen sich eine Weile an; Clärchen, mit einem Blick voll Verachtung, er etwas betroffen und aufgebracht.)

Clärchen. (Die das Letzte des Monologs angehört.) Sie kennen sich?

Dorton. Sie haben mich behorcht; ich kenne mich, was soll ich heucheln, ich kenne mich.

Clärchen. Nie werden Sie die Ruhe wieder finden, die Sie verloren haben?

Dorton. Nie, Mademoiselle, nie.

Clärchen. Und dieses der Wahl wegen, die Sie getroffen haben?

Dorton. Ich bin gewohnt, mein Wort zu halten.

Clärchen. Und ich bin gewohnt, es Jedem zu erlassen, wenn es ihn gereuet.

Dorton. Eine Probe von Ihrer Gleichgültigkeit gegen mich.

Clärchen. Sie irren, es ist eine Probe, daß ich für Ihre Ruhe besorgt bin.

Dorton. Womit habe ich diese Spötterei verdient?

Clärchen. Und ich diese Verachtung?

Dorton. Ich verachte Sie nicht, ich liebe Sie.

Clärchen. Dieser Ton ist mehr als Verachtung; ich verlange keine Liebe, die so ausgesprochen wird.

Dorton. Sie verlangen keine Liebe — wie sehr bin ich zu bedauern!

Clärchen. Wenn Sie es sind, so sind Sie es bloß wegen der Art, womit Sie mir zu verstehen geben, daß Ihnen diese Wahl unanständig ist.

Dorton. (Vor sich.) Sie findet sich getroffen.

Clärchen. Ich habe Sie geliebt, ich liebe Sie noch; allein aus Liebe gegen Sie will ich dieser Neigung entsagen.

Dorton. (Vor sich.) Solche vortreffliche Gesinnungen, ist's möglich — (Zu ihr zärtlich) Ich Unglückseliger!

Clärchen. Dorton, Sie sind frei, ich will Sie nicht unglücklich machen.

Dorton. Werde ich's weniger seyn, wenn ich frei bin? — O Clärchen —

Clärchen. Was wollen Sie denn?

Dorton. O wenn ich's selbst wüßte. — Ich weiß nicht, was ich will.

Clärchen. So will ich's für Sie wissen. Hören Sie! — Sie haben Unrecht, daß Sie auf eine solche Art meiner Hand entsagen, allein Sie haben Recht, daß Sie es thun. Die Schwierigkeiten, die Sie übernah=

men, waren zu groß, und was noch mehr ist, so waren sie mißlich. Wir wollten entfliehen. — Die Aussöhnung mit Ihrem Vater in der Entfernung ist nicht abzusehen. Sein Geiz würde seine väterliche Liebe übertäuben, und auf Credit zu leben und die Zahlungstermine auf den Sterbtag eines Vaters zu setzen, ist so unanständig, als es gefährlich ist. — Sie werden in meinen Augen durch diesen Schritt nichts verlieren. — Sie haben gewollt, und es war Ihnen unmöglich. Genug für eine große Seele — — die Schwierigkeiten —

Dorton. Schwierigkeiten? Schwierigkeiten — ich kenne keine, Mademoiselle. — Diese Kleinigkeiten sind längst bei mir überwunden, allein —

Clärchen. Allein — was wollen Sie damit sagen?

Dorton. Mein Vater wird Ihnen besser darauf antworten können, als ich. —

Clärchen. Das weiß ich, Dorton, ich weiß — die Schwierigkeiten —

Dorton. Wieder Schwierigkeiten; ich sage Ihnen, ich weiß von keinen. Nein, bei dem Himmel! nein; sondern —

Clärchen. Sondern —

Dorton. Wollen Sie, daß ich aufrichtig mit Ihnen rede?

Clärchen. Ob ich es will? Sie hätten es eher thun sollen — rechtschaffene Seelen gehen allemal den geraden Weg.

Dorton. Haben Sie nicht bei meinem Vater — soll ich's sagen? — um meinen Bedienten — Sie sind ohne Zweifel zu entschuldigen. — Mein Herz rechtfer-

tiget Sie — Sie wußten meine Absicht nicht, allein die Welt — und auch die muß man zuweilen hören.

Clärchen. Dorton, ich erstaune —

Dorton. Daß ich's weiß?

Clärchen. Noch mehr über diese Frage — solch eine Niederträchtigkeit von mir zu glauben — nur zu denken!

Dorton. Was höre ich! Sie sind unschuldig?

Clärchen. Der Himmel weiß — ich bin es, allein Sie verdienen nicht, daß ich's bin. —

Dorton. Sie sind unschuldig! — Ja Sie sind es, Sie sind es, liebenswürdigstes Clärchen. (Will ihr die Hand küssen.)

Clärchen. Weg, Dorton. Eine Person, die Sie zu solch einer Niederträchtigkeit fähig halten, ist zu sehr beleidigt —

Dorton. Ich bitte.

Clärchen. (Spröde.) Ich bitte auch —

Dorton. Und ich beschwöre Sie, Clärchen.

Clärchen. Sie kennen sich.

Dorton. Ich erkenne meine Fehler.

Clärchen. Sie werden Ihre Ruhe nicht wieder finden.

Dorton. Ich habe sie wieder gefunden.

Clärchen. Allein ich —

Dorton. O kommen Sie wenigstens, kommen Sie zu Sophien, sie wird für mich bitten, sie soll mich zu Ihren Füßen aussöhnen.

(Er will sie führen, sie geht aber allein ab und er folgt ihr nach.)

Dritter Aufzug.

Erster Auftritt.

Jacob allein.

Endlich ist es doch mit meiner Wenigkeit so weit gekommen, daß ich aus einem Menschen ein Bräutigam geworden bin. Je weiter ich der Sache nachdenke, je mehr sehe ich ein, daß derjenige, der nicht Nein sagt, Ja gesagt habe. Wenn mir der Herr Mirwald heute Morgen für den Brief nichts gegeben hätte, weil ich nicht ja sagte, da er mich frug: ob ich nicht Briefporto verlange? Ich sagte nicht Nein und er drückte mir einen Ducaten in die Hand, als ob ich Ja gesagt hätte. — (Nach einer kleinen Pause.) Zwar, was das Aeußere betrifft — (sieht in den Spiegel) wenig oder gar nichts verändert — außer daß die Wangen mir ungewöhnlich glühen und der Kopf schmerzt. — Die eigentliche Veränderung aber hat innerlich ihren Sitz. — Ha, ist es mir doch rund um's Herz so warm — so warm, als wenn wir in diesen nordischen Gegenden ein Schälchen getrunken haben. — Still! ich höre ihre Stimme. — Kann ein Glockenspiel artiger klingen? — Was für eine Stirn! was für Augen! was für eine Nase! was für ein Mund, was — was — was — Ich heirathe sie künftige Woche — sonder Anstand heirathe ich sie! — Wie artig sie sich mit meinem Herrn zu unterhalten weiß. — Man sollte glauben, sie wäre von Stande, und könnte ihr Mund voll Französisch sprechen. — Wie gesagt, künftige Woche. So vertraut mit meinem Herrn!

Hm, ich glaube, er beredet sie, daß sie mich noch länger bei ihm läßt. Seine Einwilligung kam ihm heute ziemlich schwer an. — Allein es geht nicht, mein Herr! es geht nicht, hol' mich der Henker! — es geht nicht. Alles umsonst, höchstens noch zwei Monate und nicht eine Stunde mehr. — Ein Kuß — gehorsamer Diener, mein Herr. — Noch einen — zu viel Ehre, zu viel Ehre. — Noch einen und einen halben. — Sie sollen einen Menschen haben, der ihren Kopf eben so gut in Ordnung hält, als ich. — Sollte aber auch — — (Aufgebracht.) Was? Wie? Was? Er küßt ihr die Hand? — Ich bin verloren! — Ja, ja, mein Unglück ist gewiß! — Ihr die Hand zu küssen! — O! wie die Kopfschmerzen zunehmen! — Ihr die Hand zu küssen. — Wo hätte ich diese Untreue von Clärchen vermuthet, und von meinem Herrn die Niederträchtigkeit? Ihr die Hand zu küssen! Es ist eine richtige Folge, daß, wenn eine Mannsperson einem Frauenzimmer, weit unter seinem Stande, die Hand küßt — Armer Jacob! Sie kommen her, — mit welchem Gesichte soll ich sie empfangen?

Zweiter Auftritt.

Der junge Dorton. Clärchen. Jacob.

Dorton. (Der Clärchen, welche, ohne zu reden, in's Zimmer ihrer Jungfer geht, losläßt; sobald er Jacob sieht.) Bist du hier, Jacob?

Jacob. Ja, mein Herr; ich bin nicht allein hier, sondern ich bin auch schon seit einer Viertelstunde hier gewesen.

Dorton. Ich habe dich gesucht.

Jacob. Das wird vor einer Stunde gewesen seyn.

Dorton. Nein, diesen Augenblick.

Jacob. Das wäre viel. — Ich kann es mir kaum vorstellen, daß Sie mich suchen sollten, wenn Clärchen bei Ihnen ist.

Dorton. (Vor sich.) Er hat uns ohne Zweifel gesehen. — Ich will thun, als ob ich ihn nicht verstände. (Zu ihm.) Ist Herr Mirwald in meiner Abwesenheit bei mir gewesen?

Jacob. Ja, mein Herr, er ist gewesen.

Dorton. Und was hat er gesagt?

Jacob. Daß er Ihnen nothwendige Dinge zu hinterbringen hätte. Sie hätten diese Nachricht eher haben sollen, wenn ich gewußt hätte, daß Sie mich gesucht haben.

Dorton. Nothwendige Dinge? Sollte er wissen, daß unser Vater —

Jacob. Ja, apropos, da Sie an Ihren Herrn Vater denken. Nach dem alten Herrn hat er auch gefragt. Er wollte ihn gleichfalls durchaus sprechen.

Dorton. Meinen Vater?

Jacob. Ja, ja, den alten Herrn; zum Glück oder zum Unglück, was weiß ich, war er nicht zu Hause, sonst —

Dorton. Ich zittere! — Bleibe hier, Jacob. Wende Alles an, den Herrn Mirwald von meinem Vater abzuhalten. Sage ihm, er ist nicht zu Hause, sage ihm — kurz, er muß ihn nicht sprechen, hörst du?

Jacob. O ja, mein Herr, ich höre; und die Wahrheit zu sagen: so höre ich lieber, als daß ich sehe.

Dorton. (Vor sich.) Ich eile zu meiner Schwester, sie muß den Mirwald vor der Hand besänftigen;

sonst könnte ein Plan vereitelt werden, den Sophie, Clärchen und ich, der Beständigkeit zur Ehre, entworfen haben.

Dritter Auftritt.

Jacob allein.

Ha, wieder zu Clärchen — unter dem Schein, als wenn er mit der Schwester zu sprechen hätte. Armer Jacob! du weißt nunmehro nicht nur, wie es einem Bräutigam zu Muthe ist, sondern du weißt leider! noch mehr. Was soll ich anfangen? Mir ist zweierlei übrig — mich aufzuhängen oder mit Clärchen zu brechen, und zu beidem habe ich keine sonderliche Lust. Das Aufhängen ist niemals meine Sache gewesen, und mit Clärchen brechen, das wäre nun freilich so etwas, allein wie kann ich's? — Würde ich sie nicht lieben, wenn ich gleich noch mehr gesehen hätte? Würde ich nicht glauben, was alle geduldige Männer zu glauben pflegen: die gute Seele ist verführt, sie ist unschuldig — —? Ich weiß schon, was ich thun werde, ich will mich am Verführer rächen! Wie man mir mitgespielt hat! Nun sehe ich's ein, warum ihm der Name Clärchen erst so den Kopf verrückte, und warum sie — — O! Alles klärt sich auf, und ich möchte rasend werden! — Vortrefflich! da kommt eben mein Mann, er soll das Schwert seyn, das ich zu meiner Rache brauchen werde.

Vierter Auftritt.

Der alte Dorton. Jacob.

Jacob. Ach, mein Herr Dorton, lassen Sie sich's klagen —

Dorton. Ich will nichts von Klagen hören, es soll heute Alles fröhlich in meinem Hause seyn! —

Jacob. Die gerechtesten Ursachen, die auch einen Stein bewegen möchten —

Dorton. Die Jungfer Ehrenpreiß ist zufrieden, daß meine Tochter an demselbigen Tage copulirt wird, und trägt alle Kosten.

Jacob. Um des Himmels willen, mein Herr Dorton! —

Dorton. Schade nur, daß ich den Herrn Brummer wieder nicht zu Hause getroffen habe. —

Jacob. So finde ich denn auch bei Ihnen keine Erbarmung? Lassen Sie sich erweichen. —

Dorton. Heute Abend muß ich schon d'ran. — Jacob, ich werde sie Alle zu mir bitten. Besorge mir ein Paar schöne Vergrößerungsgläser, daß ich über Tische zeige, wie viel Würmer man mit Speise und Trank herunterschluckt. — So was verdirbt den Appetit. Hörst du?

Jacob. Ach ja, ja, ich höre, allein Sie wollen mich nicht hören.

Dorton. Was willst du denn?

Jacob. Ich will mich über Ihren Herrn Sohn beschweren — er hat mir sehr übel begegnet.

Dorton. Ich sehe doch nicht, daß du hinkest, oder daß dir wo eine Ribbe gequetscht ist. — Er wird wissen, wie er dir begegnen soll.

Jacob. Ach! mein Herr Dorton, ich bin weder gequetscht noch geschlagen, allein es ist was weit Aergeres.

Dorton. So giebt's über Prügel noch was Aergeres, was einem begegnen kann? Das wäre ich wohl begierig, zu wissen.

Jacob. Denken Sie einmal, mein Herr! Er legt es dazu an, Clärchen zur galanten Frau zu machen. — Ich habe das Unglück gehabt, ein Augenzeuge von Allem zu seyn. Sie hätten die unerlaubten Freiheiten sehen sollen, die er sich bei ihr herausnahm! — O, Herr Dorton — Sie sind Vater!

Dorton. Und als Vater muß ich dieses billigen. —

Jacob. Ist es möglich?

Dorton. Es macht meinem Sohne Ehre.

Jacob. Ist es möglich?

Dorton. Und zeiget, daß er Lust habe, sich seinem Vater zu bequemen.

Jacob. Ist es möglich?

Dorton. Ist denn der Gehorsam nichts, den ein Kind seinen Eltern leistet?

Jacob. Sie haben es ihm also befohlen? —

Dorton. Ich habe es ihm zwar nicht befohlen, sich mit Clärchen abzugeben; allein da die Jungfer Ehrenpreiß, (sieht in den Contract) Anna Gertruda Ehrenpreiß schon eine Person bei Jahren ist, so bemühet er sich mit seinen verliebten Possen anderweitig unterzukommen und thut seinem Vater den Gefallen, die Jungfer Ehrenpreiß zu heirathen. — — Hör' nur, mein guter Jacob, es ist in diesen schweren Zeiten keinem ehrlichen Mann zu verdenken, wenn er bei'm guten Freund anspricht — weil es aus Jenes Schornstein besser raucht, als aus dem

seinigen; und wer kann es ihm verdenken, wenn er zu seines Nachbars Frau geht, um sich wegen seiner häßlichen schadlos zu halten?

Jacob. Aber, mein Herr —

Dorton. Und glaubst du denn, daß es nicht vor uns ziemlich bunt zugegangen? Wie waren aber die Zeiten damals gegen die jetzigen? Den Scheffel Korn zum halben Thaler, und jetzt zu vier Gulden. Es muß immer ärger werden.

Jacob. Auf diese Art wünsche ich von Grund des Herzens, das das Korn zum Thaler abschlüge, sonst —

Dorton. Was sonst? — Sonst hier, sonst da — du kennst die Welt nicht, mein guter Jacob. Unsere Mütter sind uns bekannt; allein unsere Väter, das sind Hypothesen, die man nach der Wahrscheinlichkeit annimmt. Dank sey es der Hohen Landesobrigkeit, die wegen unserer Zunamen in's Mittel getreten ist und festgesetzt hat, daß wir nach der Copulation in diesem Stücke gesichert sind. — Wer weiß, ob wir nicht alle Beide ohne Zunamen wären.

Jacob. Auf meinen Vater laß ich nichts kommen, lieber Herr Dorton. Man hätte müssen blind seyn, wenn man nicht die Aehnlichkeit unter uns hätte bemerken sollen. Wir waren Beide pockengrübig. —

Dorton. Pockengrübig? — Ha, ha, ha! Da kommt mein Sohn.

Jacob. Wollten Sie ihm nicht wenigstens —

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. Der junge Dorton.

Der Vater. Komm, mein Sohn, komm, und sage deinem Vater, daß du mit seiner Wahl vollkommen zufrieden bist. Sie zweckt gewiß zu weiter nichts, als zu deinem wahren Wohl ab.

Der Sohn. Liebster Herr Vater —

Der Vater. Die Jungfer Ehrenpreiß hat dreißigtausend Gulden.

Der Sohn. Liebster Herr Vater —

Der Vater. Und wie gesagt, allem Vermuthen nach beerbt sie ihre ganze löbliche Familie, die ohne Kinder ist.

Der Sohn. Liebster Herr Vater —

Der Vater. Liebster Herr Sohn. Er hat unterschrieben, und ich will es haben. Versteht Er das?

Der Sohn. Wie sollte mich wohl diese Unterschrift verbinden können? Nein, Herr Vater, so ungütig sind Sie nicht. Sie haben mich durch ein falsches Papier — soll ich sagen, hintergangen? — Sie sind mein Vater. Ich habe von nichts gewußt, und nimmermehr —

Der Vater. Und was nimmermehr?

Der Sohn. Nimmermehr würde ich meinen Namen zu einer Verbindung gegeben haben, wider die sich Alles in mir empört.

Der Vater. Weißt du auch, was ein Vater sagen will?

Der Sohn. Ich weiß es, Herr Vater.

Der Vater. Und also gehorche.

Der Sohn. Sie haben mir das Leben gegeben; nehmen Sie es mir! Nur diese Verbindung —

Der Vater. Und was hast du denn an dieser Verbindung auszusetzen? Die Ehrenpreiß ist alt — gut, so wird sie bald sterben, und dann heirathest du dir eine junge Person. —

Der Sohn. Ein einziger Tag mit ihr würde mich unglücklich machen, und wie könnte ich wohl mit einer Person Hochzeit machen, die ich lieber zu Grabe begleiten wollte?

Der Vater. Du redest wie ein Narr, der die Welt nicht kennt.

Der Sohn. Ach! wenn Eigennutz Welt heißt, wie glücklich bin ich, daß ich sie nicht kenne! Liebster Vater, können Sie es zugeben, können Sie zugeben, daß Ihr Sohn elend, unglücklich, mehr, mehr als unglücklich wird?

Der Vater. Nein, das kann ich nicht, und eben darum sollst du die Ehrenpreiß nehmen. Sie hat dreißigtausend Gulden wohl gezählt, und ihre Familie —

Der Sohn. Wiederholen Sie mir nicht ihre Vorzüge. Mein ganzes Herz ist wider diese Wahl.

Der Vater. Aber dein Magen wird nicht dawider seyn, und der will mehr sagen, als das Herz. — Dir fehlen Erfahrungen; die kannst du von mir lernen. Wenn ich an die Hochzeit mit deiner seligen Mutter gedenke, alle Haare stehen mir zu Berge. Ich heirathete sie so arm als eine Kirchratze, und so sehr mich auch die Liebe in den ersten sechs Wochen verblendet hatte, so sahe ich's hernach mehr als zu deutlich ein, daß ich ein Narr gewesen war. Die Erbschaft, die ihr während unserer Ehe zufiel, befestigte lediglich und allein unsere

Liebe, und ich versichere dich, daß ich eigentlich von dem Tage an, da sie erbte, unsere Hochzeit gerechnet habe. — Was sagst du dazu?

Der Sohn. Ich weiß nichts weiter zu sagen, als daß ich noch keinen Trieb zu lieben bei mir empfinde. — Wenigstens verstatten Sie mir, diese Zeit abzuwarten.

Der Vater. Thor! das mache keinem alten erfahrnen Manne weiß, der auch fünfundzwanzig Jahr alt gewesen ist.

Der Sohn. Um Vergebung, es giebt Leute —

Der Vater. Es giebt Narren, unter denen du der vornehmste bist. — Man sehe doch einmal den keuschen Joseph an, der keinen Trieb zum Lieben empfindet, und nur mit Clärchen —

Jacob. (Vor sich.) Nun ist er auf dem rechten Fleck. (Zu seinem Herrn.) Können Sie es leugnen? Bei solchen Dingen hört der Respect auf, den ich Ihnen schuldig bin.

Der Sohn. (Vor sich.) Ich bin verrathen! — Was soll ich machen? — Ich muß mich ihm zu erkennen geben. (Zu ihm.) Herr Vater —

Der Vater. Nun, darf man wissen, was du da gemurmelt hast?

Der Sohn. Herr Vater! Sie wissen zu viel, als daß ich mich länger — Wissen Sie Alles. Ich liebe Clärchen. Ich werde sie ewig lieben. (Fällt auf's Knie.)

Der Vater. (Zu ihm.) Zerreiße nicht unnöthig die Beinkleider. (Vor sich.) Es kommt immer besser. —

Der Sohn. Und wenn Ihnen das Glück der künftigen Tage Ihres Sohnes nicht gleichgültig ist, wenn Sie die allergeringste Zuneigung zu ihm verspüren —

erlauben Sie, seine Hand einem Frauenzimmer geben zu dürfen, ohne die er nicht leben kann —

Jacob. (Vor sich.) Das heißt einen ehrlichen Kerl im Kauf überbieten. — —

Der Vater. Wie? einem nackten Dinge?

Der Sohn. Herr Vater!

Der Vater. Einem Dienstmädchen?

Der Sohn. Herr Vater!

Der Vater. Clärchen, der Braut eines Bedienten?

Jacob. Nämlich der meinigen.

Der Sohn. Herr Vater — seyn Sie gütig, ich bitte, ich flehe darum.

Der Vater. Wie ist es möglich, daß ein vernünftiger Mensch, der Sohn des Carl David Dorton, auf solche abenteuerliche Gedanken verfallen kann? Nimmermehr! so lange noch ein Tropfen Blut in meinen Adern warm ist, nimmermehr werde ich zugeben —

Jacob. Ich desgleichen —

Der Sohn. Und ich werde nimmermehr, so lange ich denken kann, an eine Andere denken! — Nimmermehr! (Geht aufgebracht ab.)

Der Vater. Was für eine Raserei — und auch du schweigst still dazu, Jacob?

Jacob. Ich werde gleich anfangen; sobald er weg ist.

Sechster Auftritt.

Die Vorigen. Clärchen.

Der junge Dorton (der Clärchen begegnet). Helfen Sie mir, Clärchen, helfen Sie mir einen Vater

erweichen, der unsere Verbindung nicht billigen will! — Er weiß Alles! — Helfen Sie mir.

Clärchen. O Himmel, steh mir bei!

Der alte Dorton. Man sehe doch einmal die allerliebste Schwiegertochter an! Ich glaube, Ehr- und Tugendbelobte Jungfer, Sie haben die Unverschämtheit, um meinen Sohn anzuhalten, da Sie vor einigen Stunden mit seinem Bedienten zufrieden waren? — — Ha, wenn das Weibervolk einmal aus dem Concept der Schamhaftigkeit herauskommt, ich glaube, der Teufel kann sie nicht mehr roth machen. — Kannst du es leugnen, daß du um Jacob heute Vormittage geworben, — daß du mich gebeten —

Clärchen. Sie irren, Herr Dorton. Ich will nie den Vorzug genießen, Ihre Tochter zu heißen, wenn ich zu dieser Niederträchtigkeit fähig gewesen wäre.

Jacob. Ich danke ganz gehorsamst für das geneigte Andenken.

Der alte Dorton. Also glaubst du doch wohl, daß es möglich sey, meine Tochter zu heißen? — Du gute Närrin, das möchte wohl nicht gehen — und bei dem Allen wäre ich doch neugierig zu wissen, wen du unter dem Freier gemeint hast, zu dem ich dir anräthig seyn sollte.

Clärchen. Keinen andern, als Ihren Sohn.

Jacob. Wie ich betrogen bin!

Clärchen. Seine Schwester hatte mir seine Gesinnungen entdeckt, er selbst hatte sie mir auf eine großmüthige Weise gestanden, und mein Mund floß davon über, wovon das Herz voll war. — Um Ihres mir also gegebenen Wortes, um des Segens willen, den Sie mir versprochen, willigen Sie in die Wünsche eines

Sohnes, der es nie vergessen wird, was für einen gütigen Vater er gehabt.

Der alte Dorton. Das übersteigt alle Frechheit. Ein nacktes Ding untersteht sich —

Der junge Dorton. Halten Sie ein, grausamer Vater! Sie hat Tugenden, sie hat Denkungsart; und braucht eine vernünftige Frau noch mehr? —

Der alte Dorton. Das versteht sich; sie braucht dreißigtausend Gulden — und die hat Jungfer Ehrenpreiß, an deren Familie nichts auszusetzen ist. — — Clärchen ist ein Dienstmädchen.

Der junge Dorton. Das aber längst verdient hätte, eine Herrschaft zu seyn. Ihrer edlen Seele dürfte sich keine Fürstin schämen, und selbst ihre Geburt muß ohne Zweifel — Ich habe nicht in sie dringen mögen, — allein so viel ihr Sophie abgemerkt, so ist's eine Nothrolle, die sie übernommen hat. Reden Sie, schönstes Clärchen, seyn Sie nicht zu einer Zeit zurückhaltend, welche so interessant für uns ist; vielleicht —

Der alte Dorton. Ha, ha, ha, eine Ausgeberin soll wohl gar aus einer guten Familie seyn, ha, ha, ha! — Nicht wahr, man rührte vor ihrem wohlseligen Herrn Vater die Trommel, Nota bene, wenn er Spießruthen lief.

Clärchen. Vergeben Sie, mein Herr, die Dürftigkeit hat mich gelehrt, Vorwürfe zu ertragen, die meine eigene Person angehen, allein so niedrig bin ich noch nicht, meine Eltern im Grabe beschimpfen zu lassen. Mein Vater war ein Mann von Ansehen, und diese Papiere werden ihn gegen Ihre Beschimpfungen rechtfertigen. (Zieht Papiere aus dem Busen. Indem sie dem jungen Dorton die Papiere giebt.) Ich habe sie zurückgehalten,

weil ich es für eine Art von schlechtem Herzen halte, seine Eltern, die in Ansehen gewesen, durch die Bekanntmachung seiner Geburt, alsdann herabzusetzen, wenn man selbst durch ein trauriges Schicksal zum Dienen verdammt ist.

Der junge Dorton. Was lese ich, Clärchen die Tochter eines Gouvernementsraths? (Nachdem er weiter gelesen.) Clärchen meine Anverwandte? —

Der alte Dorton. Ha, ha, warum nicht gar! Es fehlt nichts mehr, als daß du mir noch einbildest, sie habe dreißigtausend Gulden, um völlig blinde Kuh mit mir zu spielen.

Der junge Dorton. So viel hat sie nicht, Herr Vater, allein sie hat mehr.

Der alte Dorton. Sage ich nicht!

Der junge Dorton. Sie hat funfzigtausend Rubel und ist die Schwester-Tochter der Maria Eisfeld. Die Achtung für ihre Familie, wie Sie gehört haben, hat sie bewogen, sich einen falschen Namen zu geben. —

Clärchen. Einen umgewandten, wollen Sie sagen. — — Ich heiße Nonni und habe mich Innon genannt.

Der alte Dorton. (Buchstabirt nachdenkend.) Innon, innon — und umgekehrt (buchstabirt wieder) non-ni, nonni. Was? wie? was? die Juliane Clarissa Nonni?

Clärchen. Die bin ich!

Der alte Dorton. Die Schwester-Tochter der Maria Eisfeld?

Clärchen. Die Schwester-Tochter der Maria Eisfeld.

Der alte Dorton. Ist's möglich!

Clärchen. Um Vergebung, kennen Sie diese Frau?

Der alte Dorton. O ja, ich kenne sie, ich kenne sie, und habe die Ehre gehabt, sie nach ihrem Tode kennen zu lernen.

Der junge Dorton. Nehmen Sie, lesen Sie und überzeugen Sie sich.

Der alte Dorton. (Nachdem er gelesen.) Gerechter Himmel!

Der junge Dorton. (Zu Clärchen.) Warum haben Sie diese Papiere so lange zurückgehalten? Sie hätten uns verpflichtet, Ihnen aufzuwarten, anstatt daß wir unwissend die Ungezogenheit gehabt, uns von Ihnen bedienen zu lassen. —

Clärchen. Ich habe Ihre Hand nichts Anderm, als meiner Tugend verdanken wollen. Vergeben Sie mir diesen kleinen Stolz. Sie gewinnen dabei; Sie haben bei dieser Gelegenheit Vorurtheile überwunden; ein Sieg, der Ihnen Ehre macht.

Der junge Dorton. Clärchen — liebstes Clärchen! —

Der alte Dorton. Wo bin ich? Was lese ich? Ist's möglich? Ach ich unglückseliger, ich armer Mann! Was soll ich anfangen? Zu wem soll ich fliehen? — Soll ich procediren? — Die Sache geht durch drei Instanzen, das sind drei Capitalien, die ich mit trockenem Munde verzehre, und am Ende verliere ich doch vielleicht. — Soll ich mich begeben? — Gerechter Himmel! funfzigtausend Rubel, die ich mit saurem Schweiß und Blut — geerbt habe. (Zu ihr.) Sagen Sie mir einmal, Jungfer Muhme, wie kommt es, daß Sie nicht todt sind?

Clärchen. Jungfer Muhme? Wie soll ich dieses verstehen? (Zum jungen Dorton.) Erklären Sie mir,

Dorton, — auch Sie sagten, ich wäre Ihre Anverwandte.

Der alte Dorton. Nein, nein, ohne Erklärung, und wie man zu sagen pflegt, ohnbesehens, wenn Ihnen mein Sohn ansteht, so ist er zu Ihren Diensten. —

Der junge Dorton. Erlauben Sie, Herr Vater —

Der alte Dorton. (Zu ihm.) Sobald sie Ja gesagt hat. (Vor sich.) Da sie lebt, ist dieses der einzige Weg, den wir einschlagen können.

Der junge Dorton. (Zu Clärchen.) Sie sind die Besitzerin eines Vermögens von funfzigtausend Rubeln, die meinem Vater von Ihrer Mutter Schwester zufielen, weil man Sie todt geglaubt.

Der alte Dorton. Aber davon ist ja noch nicht die Rede! — Belieben Sie zuförderst Ihre gütige Erklärung von sich geben, ob Sie meinen Sohn durch Ihre Hand beglücken wollen.

Der junge Dorton. Ihre Tante hatte dieses Vermögen aus England kurz vor ihrem Ende geerbt. — Man hatte Nachricht, Sie wären in Sibirien gestorben, wohin Sie mit einer der größten Familien geführt worden, in der Sie sich zu der Zeit, da dieselbe in Ungnade gefallen, aufgehalten. — Ihre Tante hat täglich an Sie gedacht, Alles angewandt, Sie aufzufinden, und ihre letzten Worte sind gewesen: Ich finde sie in der Ewigkeit — wo sie von den Gütern des Lebens so wenig nöthig hat, als ich's jetzo habe.

Der alte Dorton. Es sey dem Himmel geklagt, daß sie nicht die Wahrheit geredet hat. (Zu ihr.) Jungfer Muhme, es ist Schade, daß Sie nicht gestorben sind, und wenn es auch nur der lieben seligen Frau zu gefallen

geschehen wäre. Indessen, da Sie doch ein für allemal leben, so wäre es wohl gut, daß wir anstatt der Leichenpredigt, die wir Ihrer seligen Tante halten, auf eine Hochzeitsrede dächten. — (Nach einer kleinen Pause, als erwartete er die Antwort; vor sich.) Sie will mich nicht verstehen! — Was fange ich an, wenn sie meinen Sohn ausschlägt? —

Clärchen. Ohne Zweifel bin ich also in dem Hause des Anverwandten, den mir zwar meine Eltern nicht genannt, von dem sie mir aber weinend zu erzählen pflegten, sie hätten ihn vergebens um Hülfe und Beistand in ihrem traurigen Schicksal angesprochen. Nicht wahr, Herr Dorton, mein Vater hat sich an Sie gewandt, als er durch falsche Freunde sein Vermögen und sein Ansehn verloren hatte, und seine Tochter fremden Leuten anvertrauen mußte? Nicht wahr? —

Der junge Dorton. Was hör' ich!

Der alte Dorton. (Vor sich.) Was sage ich? Was thue ich? Womit entschuldige ich mich? (Zu ihr.) Es ist wahr, es ist wahr, Hochedelgeborne, besonders liebwertheste Jungfer Muhme, allein das theure Jahr, in dem wir uns damals befanden, allerlei Hauskreuz, die Unsicherheit der Posten, insbesondere die Unsicherheit der Posten — Doch warum wollen wir an Dinge denken, die nicht mehr zu ändern sind? Ich küsse Ihnen Hände und Füße, erbarmen Sie sich, und heirathen Sie meinen Sohn! (Zu ihm.) Mein Himmel! so hilf mir doch bitten, stehe doch nicht da, als ob du nicht Tanzen gelernt hättest. — Mache doch einen Reverenz, rede doch! —

Der junge Dorton. (Zu ihm.) Sie haben Clärchen sowohl in ihren Eltern, als in ihrer Person zu sehr

beleidigt, Herr Vater, als daß ich mich unterstehen sollte, auf ihre Hand Hoffnung zu machen. Nach einem so traurigen Schicksal verdient sie ein größeres Glück, als ihr meine Hand geben kann. —

Clärchen. Als ob außer Ihrer Hand ein Glück für mich wäre. Sie beleidigen mich, Dorton. —

Der junge Dorton. Sie beschämen mich, Clärchen. —

Der alte Dorton. Sie wollen also unserem allergehorsamsten Gesuch hochgeneigt willfahren, und sich zur Hand meines Sohnes huldreichst bequemen?

Clärchen. Wenn Sie es erlauben wollen.

Der alte Dorton. Gehorsamer Diener, ganz demüthiger Diener! Die Erlaubniß ist auf Ihrer Seite — funfzigtausend Rubel, das ist ein schöner Schilling! — Allein Lebens und Sterbens wegen wollen Sie wohl so gütig seyn, Ihren Entschluß mit ein Paar Worten schriftlich aufzusetzen? —

Der junge Dorton. Herr Vater, wenn ich bitten darf —

Der alte Dorton. Du verstehst den Henker davon. (Zu ihr.) Hier wird ein wenig Papier seyn. Nur so wie ein Revers. — Wenn Sie es erlauben wollen, so will ich es für Sie aufsetzen. Die Clausel werden Sie sich doch wohl gefallen lassen, sub hypotheca omnium bonorum meorum?

Clärchen. Ich werde Alles unterschreiben, was Ihnen belieben wird.

Der junge Dorton. (Küßt ihr die Hand.) Sie sind die Güte, Sie sind die Großmuth selbst. Allein sagen Sie mir, was für ein gütiges Geschick Sie bis zu uns gebracht hat. —

Clärchen. Sie fordern zu viel, Dorton. Setzen Sie diese Erzählung auf eine Zeit aus, da meine Seele nicht in einer so gewaltigen Bewegung ist, als jetzt. — Es könnte —

Der alte Dorton (der so lange geschrieben, fängt an, zu lesen.) Laus Deo Königsberg, den 13. August 1763. A dato über sechs Wochen heirathe ich Endesbenannte gegen diesen meinen Solawechselbrief den jungen Carl David Dorton, schreibe einen Sohn des Carl David Dorton, leiste, und versichere unter Verpfändung aller meiner jetzigen und künftigen Habe promptes Ja zur Verfallzeit nach Wechselrecht. Valutam aus Vergleich, Gott unser Trost. —

Acceptire auf mich selbst.

Der junge Dorton. Herr Vater —

Der alte Dorton. (Zu Clärchen.) Ihren geehrten Namen zweimal.

Clärchen. (Unterschreibt lächelnd.) Zweimal?

Der alte Dorton. (Besieht.) Dem Himmel sey gedankt! — Nun will ich auch wieder zu mir selbst kommen, — es war mir doch nicht anders, als wenn ich — (fühlt sich nach dem Puls) im beständigen Paroxismus wäre.

Der junge Dorton. Kommen Sie, Clärchen, lassen Sie uns Sophien von dieser Veränderung und von einem Bande Nachricht geben, welches, außer vielem Andern, die Seltenheit hat, daß es nach Wechselrecht geknüpft worden ist. (Sie geben ab.)

Siebenter Auftritt.

Der alte Dorton. Jacob.

Dorton. (Vor sich.) Es war nicht zu ändern. — Ich habe aus zwei Uebeln das kleinste gewählt, und kann wenigstens eben so gut von Glück sagen, als es Leute zu thun pflegen, die ein Bein gebrochen haben. — Gottlob! sprechen sie, daß es nicht der Hals ist! — Ha, Jacob! stehst du doch so stumm, als manche Personen in der Comödie, denen der Verfasser nichts in den Mund zu legen gewußt. — Du bist doch bei allen diesen unerwarteten Auftritten zugegen gewesen, was denkst du davon?

Jacob. Eben das, was Sie denken.

Dorton. Und was wirst du thun?

Jacob. Eben das, was Sie thun werden.

Dorton. Ich will mich in Geduld begeben.

Jacob. Ich desgleichen.

Dorton. Das hätte ich kaum von dir gedacht.

Jacob. Und ich von Ihnen noch weniger.

Dorton. Allein ich kann nicht anders, als deinen Entschluß auf's Aeußerste billigen.

Jacob. Und ich den Ihrigen desgleichen.

Dorton. Wir können nichts Gescheuteres thun.

Jacob. Das ist eben meine Meinung.

Dorton. Wenn ich die Sache ein wenig in Erwägung ziehe —

Jacob. Wenn ich meine fünf Sinne zusammennehme —

Dorton. So sehe ich wohl ein, es habe nicht angehen können, daß ich ihr das Geld entziehen sollen.

Jacob. So begreife ich wohl, — daß es sich nicht schicken würde, meinen Herrn Herr Vetter zu nennen.

Dorton. Processe kosten Geld.

Jacob. Die Gerechtigkeit ist wohl blind, allein es geht ihr wie allen Blinden: sie hat ein treffliches Gefühl. (Thut, als ob er mit der einen Hand in die andere Geld drückte.)

Dorton. Und ich würde kaum etwas ausgerichtet haben.

Jacob. Ich noch weniger. Wir sind nicht einmal versprochen gewesen; und was ist nicht Alles in diesen Tagen möglich!

Dorton. Ein Kuppelpelz von meinem Sohne kann mir nicht fehlschlagen.

Jacob. Einen Abtrag vom alten Herrn Dorton erwarte ich gewiß.

Dorton. Von wem?

Jacob. Von Ihnen, mein Herr.

Dorton. Von mir?

Jacob. Von wem denn, als von Ihnen? Sie sind derjenige, der mir Clärchen, die Jungfer Muhme, die Gouvernementsräthin — oder was weiß ich, wie ich sie jetzt nennen soll, versprochen hat.

Dorton. (Vor sich.) Der Kerl hat nicht Unrecht. (Zu ihm.) Bist du mit einem harten Thaler zufrieden? den will ich dir —

Jacob. Geben? —

Dorton. Von meinem Sohne verschaffen. —

Jacob. Von Ihrem Herrn Sohn; und Sie? —

Dorton. Und ich? ich will ihn dir verschaffen, hörst du nicht?

Jacob. Ja, aber —

Dorton. (Vor sich.) Hm, der Kerl könnte mir einen Streich spielen. — So schöne Begriffe von der Gerechtigkeit — (Macht ihm das Spiel mit den Händen nach. Zu ihm.) Hör' nur, ich — ich will dir eine Frau anwerben.

Jacob. Sie muß aber Ja sagen, Herr Dorton. Ihre Regel hat verflucht viel Ausnahmen, wie ich sehe; und meinen Lohn. — Mein Herr wird es schwerlich leiden, daß ich länger im Hause — St! St! Ein Besuch, Herr Dorton. — Die Jungfer Ehrenpreiß —

Dorton. Die Jungfer Ehrenpreiß? — O, die ist mir nicht eingefallen. Ich armer, ich Collecten würdiger Mann — sie hat den Contract in Händen, und ist im Stande, Alles in Unordnung zu bringen! — So hat sich denn heute Alles wider mich verschworen. — Geh — sag ihr, ich wäre nicht zu Hause — ich wäre krank — ich hätte abzuführen eingenommen — ich wäre — — und was wäre ich wohl? ich wäre —

Jacob. (Vor sich.) Ein Knicker, ein Erzknicker, ein Geizhals, ein Erzgeizhals, ein —

Dorton. Du sprichst ja, Jacob. Hast du einen guten Gedanken?

Jacob. (Vor sich.) Mehr als einen.

Dorton. Rede, sage, rathe mir, was ich thun soll!

Jacob. Ihr den Contract aus den Händen spielen. — Haben Sie denn schon vergessen, daß Sie in dergleichen Fällen stark sind?

Dorton. Zum Glück einen Einfall! — O, wenn er doch glücken möchte!

Achter Auftritt.

Die Vorigen. Jungfer Ehrenpreiß.

Ehrenpreiß. Verzeihen Sie, daß ich Ihnen aufwarte. — Es geschieht bloß, um meinem Liebhaber einen Beweis zu geben, daß ich ihm jederzeit an Zärtlichkeit zuvorkommen werde.

Jacob. Wie verliebt doch die alten Jungfern sind!

Dorton. Sie erzeigen Ihrem Liebhaber zu viel Ehre, Mademoiselle Ehrenpreiß, allein er hat auch schon begierig gewünscht, Sie zu sehen. —

Ehrenpreiß. Nur bloß, mich zu sehen?

Dorton. Und Sie zu sprechen.

Ehrenpreiß. Nur bloß, mich zu sprechen?

Dorton. Und Ihnen die Hand zu küssen.

Ehrenpreiß. Nur bloß die Hand?

Dorton. Auch Ihren zarten Mund.

Jacob. (Vor sich.) Nun die versteht die Rechte des Brautstandes, sie muß ohne Zweifel mehr als einmal dabei gewesen seyn.

Ehrenpreiß. Und wann werde ich dieses Glücks theilhaftig werden? wann werde ich —

Dorton. Sobald Sie es befehlen werden.

Ehrenpreiß. Ich bitte, ich bitte sehr darum.

Dorton. (Sieht sie an und spricht zärtlich.) Dreißigtausend Gulden! (Küßt ihr die Hand und hernach den Mund.)

Ehrenpreiß. Wie soll ich dieses nehmen?

Dorton. Als einen Gehorsam, den ich Ihren Befehlen schuldig bin.

Ehrenpreiß. Sie haben mir nur zeigen wollen —

Dorton. Wie ich mich jederzeit gegen Sie in unserm Ehestande aufführen werde.

Ehrenpreiß. (Vor sich.) In unserm Ehestande? (Zu ihm.) Ich dachte, Herr Carl David Dorton sey —

Dorton. Ihr Bräutigam.

Ehrenpreiß. Und dieser Name —

Dorton. Ist der meinige.

Jacob. Er hilft sich trefflich aus!

Ehrenpreiß. Ihr Herr Sohn aber —

Dorton. Heißt eben so und ist mit der Mamsell Nonni versprochen.

Ehrenpreiß. (Etwas aufgebracht.) Also haben Sie mich hintergangen?

Dorton. Aus Furcht, eine abschlägige Antwort zu erhalten. — Ich zeige Ihnen jetzt die Sache in ihrer Blöße. Sollten Sie Ursachen finden, zurückzutreten, behüte der Himmel! daß ich Sie zwingen sollte.

Ehrenpreiß. (Vor sich.) Will ich nicht wieder sitzen bleiben, so muß ich zuschlagen. (Zu ihm.) Wenn es des Himmels Wille ist —

Dorton. O, daran ist gar nicht zu zweifeln! —

Jacob. (Vor sich.) Denn sonst hätte sie mein Herr am Halse.

Ehrenpreiß. Und ich Ihnen nicht zu jung bin —

Dorton. Es schadet nicht, wenn auch die Mannsperson etwas älter ist. Ich bin mit Ehren funfzig und wie alt rechnen Sie sich um Vergebung. —

Ehrenpreiß. Ueber fünfundzwanzig.

Jacob. Verflucht! daß doch die ungeheiratheten Frauenzimmer niemals dreißig Jahr alt werden!

Dorton. Sollten Sie sich indessen für zu jung gegen mich halten, wie gesagt, Sie behalten aller meiner Liebe ohngeachtet Ihren freien Willen.

Ehrenpreiß. O! — ich bin ohne Umstände die Ihrige.

Dorton. (Küßt sie.) Und ich desgleichen. (Vor sich.) Abermals bei schlechten Karten gewonnen. (Zu Jacob.) Geh, hole meine Kinder, daß ich ihnen ihre Schwiegermutter zeige, und sage ihnen — Hurtig! —

Jacob. Ihr Herr Sohn wird den meisten Antheil an dieser Zeitung nehmen. Da kommen sie auch wie zusammengeklingelt. (Vor sich.) Ich muß sie vorbereiten gehen. (Geht ab.)

Neunter Auftritt.

Jungfer Ehrenpreiß. Dorton.

Dorton. Es wird ein besonderer Vorfall seyn, daß ein Vater und zwei Kinder an einem Tage Hochzeit halten. — (Ihr in's Ohr.) Sie haben sich zwar heute verbindlich gemacht, mir die Kosten bei meiner Tochter Hochzeit zu ersparen und an einem Tage mit ihr den Teppich zu betreten, allein meines Sohnes Braut hat es sich bei mir ausgebeten, uns an diesem Tage zu bewirthen. Ich habe es ihr nicht abschlagen können. — Sie würde böse geworden seyn. Ich glaube, Sie haben doch nichts dawider einzuwenden?

Ehrenpreiß. Ich werde mich ganz Ihren Einrichtungen überlassen.

Dorton. O, dann werden wir eine glückliche Ehe führen!

Zehnter Auftritt.

Die Vorigen. Der junge Dorton. Clärchen. Sophie. Mirwald.

Der alte Dorton. (Zu seinen Kindern.) Das ist eure Mutter. (Zur Ehrenpreiß.) Das sind meine Kinder erster Ehe.

Der junge Dorton. Wir können weiter nichts, als unsere künftige Mutter verehren.

Sophie. Und unserm Vater Glück wünschen.

Der alte Dorton. (Zur Ehrenpreiß, indem er Clärchen präsentirt.) Die Braut meines Sohnes, ein steinreiches Mädchen. —

Ehrenpreiß. Ein Vergnügen, Sie kennen zu lernen.

Clärchen. Und mir ein noch weit größeres, Sie Mutter zu heißen.

Der alte Dorton. Meine leibliche Tochter erster Ehe, eine Braut des Herrn Brummer.

Sophie. (Zärtlich.) Herr Vater —

Der alte Dorton. Nun?

Sophie. Keine Braut vom Herrn Brummer, o liebster Vater, keine Braut von ihm —

Der alte Dorton. Das wäre — kurz, ich will's haben.

Sophie. Wenn ich bitte, wenn ich flehe! — Warum wollen Sie gegen eine Tochter härter seyn, als Sie es gegen einen Sohn gewesen?

Der alte Dorton. Ein großer Unterschied. — Du willst mir also im Hause bleiben? — Stiefmutter und Tochter! — Nein!

Sophie. Ich liebe Mirwald.

Der junge Dorton. Es ist ihm heute vom Hofe zur Bedienung Hoffnung gemacht. Er erhält sie —

Der alte Dorton. Bedienung — Bedienung — was doch Leute von Bedienungen reden! — Herr Brummer hat funfzigtausend Gulden — das ist besser, als drei Bedienungen.

Der junge Dorton und Sophie. Herr Vater —

Der alte Dorton. Laßt mich.

Clärchen. Auch mir wollen Sie die erste Bitte abschlagen? — Versagen Sie nicht Sophiens Hand einem Manne, den sie liebt, und der ihre Liebe verdient. Auch er hat funfzigtausend Gulden.

Der alte Dorton. Herr Brummer, meinen Sie —

Clärchen. Nein, Herr Mirwald; denn ich schenke sie ihm.

Der junge Dorton und Sophie. (Zärtlich.) Clärchen!

Der alte Dorton. Ha, Umstände ändern die Sache. — Ich gebe meiner Tochter meine Einwilligung und meinen Segen, allein keinen Heller Mitgift. Ist Mirwald damit zufrieden, so mag er an einem Tage mit uns copulirt werden.

Der junge Dorton. Er ist es zufrieden. Ich stehe dafür.

Der alte Dorton. Und mit wie viel?

Clärchen. Mit unserm ganzen Vermögen.

Der alte Dorton. Also Einer für Beide und Beide für Einen?

Clärchen. Gern.

Der alte Dorton. (Vor sich.) Dank dem Himmel, daß sich Brummer noch nicht unterschrieben hat, den wüßte ich nicht unterzubringen, es sey denn, daß er eine Assignation auf meine selige Frau honoriren möchte.

Letzter Auftritt.

Die Vorigen. Jacob. (Mit einem Mantelsack.)

Der junge Dorton. Was ist das für ein Auftritt?

Jacob. Der letzte.

Der junge Dorton. Der letzte?

Jacob. Ja, mein Herr, denn ich bitte um meinen Abschied.

Der junge Dorton. So? Und warum das?

Jacob. Weil ich ihn doch ungebeten erhalten hätte. (Zum alten Dorton.) Und Sie, mein Herr?

Der alte Dorton. Ich werde das Uebrige bitten. Er will seinen Lohn und einen harten Thaler, das wirst du ihm geben, und eine Frau — die verspreche ich.

Der junge Dorton. Da hast du einige Ducaten — klein Geld für den harten Thaler (giebt ihm einige Ducaten). Den Lohn sollst du eher haben, als du glaubst; allein nicht eher, als bis du gut versorgt bist.

Der alte Dorton. Und von mir eine Frau.

Jacob. Mein Glück ist gemacht, ich habe eine Frau verlangt, und ich bekomme eine Frau und ein Stück Brod obenein. (Zum Parterre.) So geht es gemeiniglich in der Welt — wir erhalten selten, was wir gewünscht haben, allein wir erhalten oft etwas Besseres.

Der
Mann nach der Uhr,
oder
der ordentliche Mann.

Ein Lustspiel
in einem Aufzuge.

1771.

Personen.

Herr Orbil.

Wilhelmine, seine Tochter.

Valer, ihr Liebhaber.

Der Magister.

Lisette, Wilhelminens Mädchen.

Johann, Valer's Bedienter.

Der Schauplatz ist in einem Zimmer in Orbil's Hause, wo eine oder zwei Stubenuhren angebracht werden können.

Erster Auftritt.

Orbil allein.

Nun das finde ich trostreich, wenn man sogar auf seine leibliche Tochter warten muß. — Es hat 11 geschlagen, und sie ist noch nicht da. — Wilhelmine! — (Er sieht nach der Uhr.) Schon eine Minute drüber — — Wilhelmine! — — gleich wieder eine Secunde — — — Wilhelmine! — Ich möchte rasend werden — keinen Zug von ihrer seligen Mutter. — Die gute Frau — wie sehr ging sie mir zur Hand, wie ordentlich war sie! — Eine Stubenuhr wenigstens konnte man vollkommen bei ihr entbehren. — — Je nun, kommt Zeit, kommt Rath! — Wenn ich erst Wilhelminen los bin, wer weiß, wozu ich mich entschließe. Ich bin den 24sten December anni currentis Abends 3 Viertel auf 10 Uhr nicht älter als 50 Jahr, und mein zeithero schlecht und recht geführter Lebenswandel hat mich so munter erhalten, daß ich wohl auf Leibeserben — (Er sieht nach der Uhr.) Es ist ein Viertel! Wilhelmine!

Zweiter Auftritt.

Wilhelmine. Herr Orbil.

Wilhelmine. Herr Vater!

Orbil. (Höhnisch.) Jungfer Tochter!

Wilhelmine. Es hat eben geschlagen —

Orbil. (Aufgebracht.) Sie fängt an, meine Uhr zu reformiren. — Sind das die Früchte meiner ordentlichen und beschwerlichen Erziehung? Rede! — Es hat eben geschlagen?

Wilhelmine. Wie ich sage —

Orbil. (Aufgebracht.) Was?

Wilhelmine. Indem ich herging —

Orbil. Was?

Wilhelmine. Schlug ein Viertel.

Orbil. Ich erhole mich! — Aber du bist ja um 11 bestellt —

Wilhelmine. Funfzehn Minuten auf 12 — ich versichere Sie — —

Orbil. Und ich versichere Sie, daß ich daran zweifle.

Wilhelmine. Wenn es auf den Gehorsam Ihrer Tochter ankommt, so sollen Sie nie zu zweifeln Ursache haben.

Orbil. (Vor sich.) Sollte auch der Magister vor ihr bestellt seyn? (Zu ihr.) Laß sehen! — (Er zieht eine Schreibtafel heraus und liest pedantisch.) 6, 7, 8, 9, 10, 11. — — (Vor sich.) Sie hat recht. Der Magister ist ausgeblieben. — — (Zu ihr.) Du hast recht, meine Tochter — mein Gedächtniß! mein Gedächtniß! Es hätte mich um 11 Uhr ein guter Freund besuchen sollen, mit dem ich eine Sache von Wichtigkeit in deiner Gegenwart abzuthun habe. — — Er muß krank geworden seyn — an Ordnung kann es ihm nicht fehlen. — — Höre, meine Tochter!

Wilhelmine. Was befehlen Sie, Herr Vater?

Orbil. Ich will dich verheirathen.

Wilhelmine. Mich?

Orbil. Dich, mein Kind! und der gute Freund, den ich bestellt hatte — — (Vor sich.) Ich will sie ausholen. (Zu ihr.) Du kennst doch den Herrn Valer?

Wilhelmine. (Vor sich.) Ob ich Valer kenne? (Zu ihm.) Ja, Herr Vater.

Orbil. Er ist reich, wie man sagt.

Wilhelmine. Ja, Herr Vater.

Orbil. Und von guter Familie.

Wilhelmine. Ja, Herr Vater.

Orbil. Und galant.

Wilhelmine. Ja, Herr Vater.

Orbil. Und verliebt in meine Tochter, wie es mir vorkommt.

Wilhelmine. Ja, Herr Vater.

Orbil. Und meine Tochter würde ihn, weil sie doch ohne Widerrede lieben soll, ohne Zweifel allen Mannspersonen vorziehen —

Wilhelmine. (Nach einer kleinen Pause.) Ja, Herr Vater.

Orbil. — und ihn heirathen.

Wilhelmine. Ja, Herr Vater.

Orbil. Nein! Jungfer Tochter.

Wilhelmine. (Vor sich.) Ich bin verrathen.

Orbil. Herr Valer kann wohl ein Liebhaber für Sie seyn, allein er ist darum kein Schwiegersohn für mich. Die Unordnung selbst! — Er steht auf, wenn es ihm einfällt — um 7, um 8, um 9, — und dann hat er nicht, wie andre ehrliche Leute, seine Thee- und Kaffeetage — nein, er weiß kaum eine halbe Stunde vorher, ob er Thee oder Kaffee nehmen wird. Des Mittags richtet er sich nach seinem Hunger. Er geht um zwölf, um ein, um zwei Uhr zu Tische, und speiset

nicht, was sich an jedem Tage nach unsern Landesverfassungen und wohlhergebrachten Gebräuchen geziemt, sondern was ihm sein Speisewirth giebt. Ich glaube, daß mancher Sonntag vorbeigeht, ohne daß er braunen Kohl ißt. Ja, es ist eine Frage, ob er weiß, daß Mittwoch und Freitag im ganzen Königreiche Fischtage sind. — Und so wie er wacht, so schläft er auch. Heute des Abends um 10 bei'm L'hombertisch und morgen um diese Zeit im Bette.

Wilhelmine. Herr Vater —

Orbil. Nein, nein! Herr Vater, Sie gehören an den Hof, wo man den Tag zur Nacht und die Nacht zum Tage macht, und nicht in das Haus eines ordentlichen Mannes. Du weißt meine Art zu leben, Wilhelmine! Ich stehe auf, nicht, weil ich ausgeschlafen habe, sondern weil es 6 ist. Ich gehe zu Tisch, nicht, weil mich hungert, nein, sondern weil es 12 schlägt. Ich lege mich nieder, nicht, weil ich schläfrig bin, sondern weil es 10 ist. Ich weiß, was ich, geliebt es Gott! über's Jahr, diesen Mittag essen werde; und was ich vor'm Jahre um eben diese Zeit gegessen habe; allein weißt du wohl, daß ich bei alle dem gewisse Anfälle von der Kolik habe, die mir eben nicht viel Gutes prophezeien? Sage — rede — wie will ein Mensch, wie Vater, bei so vieler Unregelmäßigkeit einen gesunden Leib behalten, und wie kannst du dir von ihm gesunde Kinder versprechen?

Wilhelmine. Aber davon —

Orbil. Ja was noch mehr ist, so weiß ich gar nicht, wie er seinem Amte vorsteht. Für einen Menschen, der in Eid und Pflicht genommen ist, ist er mir viel zu wenig beschäftigt. Er hält mich auf, so oft er

herkommt. Allein es ist kein Wunder. Ich fragte ihn neulich, was seine Uhr ist? und seine Uhr — ist zu Hause! — Und warum zu Hause, Herr Valer? — Sie steht! —

Wilhelmine. Es kann seyn; Herr Valer —

Orbil. Und sage selbst, ist es nicht eine wunderbare Art, wie er seine Liebe zu dir gegen mich äußert? Er kommt, rühmt meine Tochter und seufzt! Ich frage ihn, ob er schon in seinem Leben geliebt hätte? Er seufzt — und das thut er, so oft von der Liebe oder von Wilhelminen die Rede ist. Ich habe doch auch in meinem Leben geheirathet; allein so einen einfältigen Antrag habe ich deinem seligen Großvater nicht gethan. — Apropos! fing ich an, Sie haben eine schöne Tochter! Darauf setzte ich mich nieder, sah nach meiner Uhr und sagte: Es ist spät! wollen Sie mir Ihre Tochter zum eheligen Gemahl geben? Das nenne ich doch noch ehrlich und ordentlich zu Werke schreiten.

Wilhelmine. Erlauben Sie —

Orbil. Kurz und gut, mein Kind! Herr Valer ist ein unordentlicher Mensch. Du hast gehört, wie viel Mühe ich mir gegeben habe, seinen Charakter auszufragen, — — Wilhelmine Orbil soll seine Frau nicht werden, und um sie vor seinen romanhaften Aufwartungen in Sicherheit zu setzen, so soll sie je eher je lieber die Frau eines Andern werden.

Wilhelmine. Ach! Herr Vater!

Orbil. Sie soll! sage ich. — (Er sieht nach der Uhr und sagt erschrocken:) Es ist halb! Die Fortsetzung folgt künftig. Du weißt, daß ich heute außer Hause speise — daß du nur nicht länger als die gewöhnliche Zeit am Tische bleibst, und das Benedicite und Gratias

fein laut und deutlich hersagest. Ich habe es von einem sehr geschickten Arzt gehört, daß die Ordnung bei'm lieben Essen nöthiger als die Verdauung selbst sey, wenn es uns gehörig anschlagen soll. — Wie ich sage, Wilhelmine, laut und deutlich! — Ihr jungen Leute seht den Nutzen nicht ein, den die güldenen Lehren eurer Eltern mit sich führen, aber ihr erfahrt es endlich mit eurem Schaden — und dann ist es gemeiniglich zu spät. — Ja, was ich noch sagen wollte, Käse und Butter muß nicht von der Tafel bleiben, wie es wohl leider! zu einer Zeit in meiner Abwesenheit geschehen ist. Es ist Alles der Zeit und der Ordnung wegen, und überdem so ist so was gut, den Magen zuzuschließen; ich halte es dahero durchaus für keine Mahlzeit, die nicht mit einer Suppe angefangen und mit Käse und Butter geendigt wird. — (Vor sich, indem er Hut und Stock nimmt, und sich allenfalls das Kleid abbürstet.) Der Himmel weiß, wie ungern ich heute ausgehe — ich bin nirgends lieber, als zu Hause — und das könnten meine guten Freunde wohl aus der Bedingung schließen, unter der ich jederzeit ihr Gast bin. Den Abend vorher schicke ich meinen Küchen- und Kellerzettel hin, wo ich morgen speisen soll, und esse und trinke nie etwas Anderes, als was ich zu Hause würde gegessen und getrunken haben. — Was kann man machen? — Es sind Bluts- und Gemüthsfreunde — (Laut.) Gott befohlen bis auf's Wiedersehen, meine Tochter! — Das Benedicite und das Gratias, Käse und Butter, — du nimmst Alles auf dein christliches Gewissen. Um 2 Uhr erwarte ich dich hier. Hörst du, Wilhelmine? um 2 Uhr Nachmittags des jetzt laufenden Tages.

Dritter Auftritt.

Wilhelmine allein.

Ach ich Unglückselige! Valer und ich verrathen, und das durch meine Unvorsichtigkeit! — Ich in den Armen eines Andern — er unglücklich, und warum? Weil seine Uhr steht, weil er nicht seine Theetage hält, oder weil er nicht Sonntags braunen Kohl ißt. — Welchen Grillen hängt mein Vater nach — und ich soll ihm gehorchen — einem Manne gehorchen, der mein Herz durch tausend harte Begegnungen wider sich aufgewiegelt hat, und der, um mich vollkommen unglücklich zu machen, mich nach seiner Taschenuhr verheirathen will? Ein grausamer Vater! Doch vielleicht ist er's weniger, als ich mir's einbilde. — Wie zärtlich liebte er meine selige Mutter — und seine harten Begegnungen gegen mich, sind sie wohl auf eine andere Rechnung, als auf die seines wunderlichen Charakters zu schreiben? — Noch hör' ich die Stimme meiner sterbenden Mutter: Ehre deinen Vater, und du wirst glücklich seyn. Ich will ihn ehren; und Valer — hat er nicht selbst Schuld an seinem Unglücke? Warum geht er nicht mit meinem Vater auf einem solchen Fuße um, als es sein Eigensinn fordert? — Und kenne ich auch wohl Valer ganz? — Was für Schwierigkeiten für ein Frauenzimmer, das Herz ihres Liebhabers auszustudiren! Vielleicht ist er in der That zu unordentlich für ein Mädchen, das so peinlich erzogen ist. — Ach! (Sie weint.)

Vierter Auftritt.

Wilhelmine. Lisette.

Lisette. Sie weinen, Mademoiselle?

Wilhelmine. Ich weine.

Lisette. Darf ich die Ursache wissen?

Wilhelmine. Valer —

Lisette. Liebt Sie nicht mehr?

Wilhelmine. O an seiner Liebe habe ich nie gezweifelt! Sein Herz ist zu edel — er liebt mich —

Lisette. Er liebt Sie und Sie weinen?

Wilhelmine. Er liebt mich und ich weine!

Lisette. So soll er Sie also nicht lieben?

Wilhelmine. Nein! weil ich ihn nicht wieder lieben kann.

Lisette. Sie scherzen.

Wilhelmine. Ich scherze nie, wenn ich weine.

Lisette. Sie können ihn nicht wieder lieben?

Wilhelmine. Ich kann ihn nicht wieder lieben.

Lisette. Armer Valer!

Wilhelmine. Arme Wilhelmine!

Lisette. Aber warum können Sie ihn nicht wieder lieben, den artigen Valer, der Sie anbetet, und der überhaupt —

Wilhelmine. Fehler hat, die mich vielleicht bei ihm unglücklich machen würden.

Lisette. Was für Fehler kann wohl ein junger Herr haben, der Mademoiselle Wilhelmine liebt, der treugehorsamen Lisette manchen gehörnten Siegfried in die Hand drückt, und seinen Bedienten verheirathen will? — Das kann ich doch nicht absehen, was Herr Valer für Fehler haben soll.

Wilhelmine. Mein Vater würde sie Euch besser angeben können, als ich.

Lisette. Also will Ihr Herr Vater —

Wilhelmine. Daß ich ihn nicht lieben soll.

Lisette. Und Sie wollen —?

Wilhelmine. Ihm gehorchen.

Lisette. Mademoiselle, Ihr Herr Vater kann wohl ein guter Mann seyn, wenn er seine Taschen-, Stuben-, Sonnen-, Sand- und Wasser-Uhren stellt, im Haus-, Wirthschafts- und Addreß-Kalender liest, oder — ich mag nichts mehr von ihm sagen; allein so viel ist doch gewiß, daß er in Liebesangelegenheiten unmöglich für zuverlässig könne gehalten werden. Was will er denn mit Ihnen anfangen?

Wilhelmine. Er will mich verheirathen.

Lisette. Und an wen?

Wilhelmine. Das konnte er mir nicht sagen, weil es halb war.

Lisette. Ohnfehlbar an einen Uhrmacher oder Nachtwächter, denn das sind die einzigen Personen, die ich ihn habe rühmen hören. Er nennt sie zuweilen die Beförderer der Ruhe und der Wohlfahrt des Staates, und wenn es nicht seinem Stande ganz und gar zuwider wäre, ich würde wetten, Sie müßten sich zu Einem von Beiden entschließen. — Ich bedaure Herrn Valer.

Wilhelmine. Valer ist die Unordnung selbst, sagte mein Vater. Er weiß nicht, wenn er aufsteht, speist oder schlafen geht, hat nicht einen immerwährenden Küchenzettel —

Lisette (fällt ihr possirlich in die Rede). Trinkt nicht alle hohe Festtage Wein-Chokolade — — nimmt nicht alle Vierteljahre zu purgiren ein —

Wilhelmine. Da kommt Johann; ich will ihn nicht sehen!

Lisette. Allein ich kann ihn doch sehen?

Wilhelmine. (Verlegen.) Ihr könnt ihn sehen.

Lisette. Und mit ihm sprechen?

Wilhelmine. Und mit ihm sprechen. (Geht ab.)

Fünfter Auftritt.

Lisette. Johann.

Lisette. Der arme Valer!

Johann. Der arme Valer!

Lisette. Und Er weiß auch schon um die Sache?

Johann. Ich sollte es nicht wissen? Allein von wem hat Sie es erfahren?

Lisette. Von Wilhelminen.

Johann. Und Wilhelmine?

Lisette. Von ihrem Vater, dem Herrn Orbil.

Johann. Nun das muß ich gestehen, daß die Verliebten die größten Schwätzer sind, die der Erdboden trägt. Mein Herr hat es mir bei ewiger Ungnade verboten, mich gegen Jemand in diesem Hause auszulassen, es sey wer es wolle — und Jungfer Lisettchen weiß es so gut —

Lisette. Er macht mir ein verbindlich Compliment. Ich denke doch, was Monsieur Johann wissen kann —

Johann. Das sollte von Rechtswegen keine lebendige Seele in diesem Hause wissen.

Lisette. Und Wilhelmine?

Johann. Wilhelmine am wenigsten.

Lisette. Ich glaube, Er raset. — Wie sollte wohl Wilhelmine eine Sache nicht wissen dürfen, daran sie doch einen so großen Antheil hat!

Johann. Sie hätte es zeitig genug in der Ehe erfahren.

Lisette. Sie soll etwas in der Ehe erfahren, da doch nichts aus der Ehe wird!

Johann. Und also will Herr Orbil meinem Herrn seine Tochter abschlagen, weil er sein Vermögen eingebüßt hat.

Lisette. Sein Herr hat sein Vermögen eingebüßt?

Johann. Herr Orbil will meinem Herrn seine Tochter versagen?

Lisette. Was hör' ich?

Johann. Was hör' ich?

Lisette. Das giebt mir Wunder!

Johann. Ich erstaune!

Lisette. Aber warum erstaunt Er, da Er davon gewußt hat?

Johann. Und warum wundert Sie sich, da Sie es von Wilhelminen gehört hat?

Lisette. Ich hätte von Wilhelminen gehört, daß Sein Herr arm geworden wäre?

Johann. Und ich hätte von Valer gehört, daß er einen Korb bekommen würde?

Lisette. Wir haben uns einander unrecht verstanden.

Johann. Und Dinge entdeckt, die wir hätten verschweigen sollen.

Lisette. Sey Er verschwiegen.

Johann. Ja, wenn Sie nur schweigen könnte.

Lisette. Da hat Er meine Hand.

Johann. Da hat Sie meinen Mund. (Er küßt sie.)

Lisette. Er untersteht sich — weiß Er auch wohl, wenn Sein Herr in diesem Hause in allen Gnaden verabschiedet wird, daß Monsieur Johann —

Johann. Jungfer Lisettchen dennoch wohl heirathen kann (er seufzt) wenn sie es gütigst erlauben will.

Lisette. (Vor sich.) Der arme Schelm! das Herz bricht mir! (Zu ihm.) Ich will sehen, was sich thun läßt. — Aber wie hat Er Seine betrübten Nachrichten erfahren, da sein Herr so zurückhaltend ist?

Johann. Wir haben seit einigen Wochen so viel Expresse abgefertigt, die sein Vater an ihn geschickt hat, daß es wohl nicht anders möglich war, als daß ich hie und da ein Wort auffangen mußte; und das ist für einen Kerl von meinen Gaben schon zureichend, ein Geheimniß auszuforschen. Ich weiß nur seit ehegestern die nähern Umstände. Mein Herr aber muß sie ohne Zweifel schon eher gewußt haben. Sein finsteres, melancholisches Gesicht, das Sie seit einiger Zeit an ihm bemerkt haben muß, hat mir nie viel Gutes prophezeiht. — Heute bekam er Briefe von der Post, und er mochte sie kaum halb gelesen haben, so schickte er mich her. — Das muß wieder was zu bedeuten haben!

Lisette. Und was hat Monsieur Johann übrigens hier zu bestellen?

Johann. Eigentlich mache ich Jungfer Lisettchen meine Aufwartung, und weil ich doch schon herging, so hat mir mein Herr aufgetragen, ihrer Herrschaft ein Compliment zu machen, und um gnädige Audienz anzuhalten.

Lisette. Daraus möchte wohl kaum etwas werden. Meine Jungfer speist und kann also —

Johann. Er will sie aber sprechen.

Sechster Auftritt.

Die Vorigen. Herr Valer.

Valer. Ja ich will, ich muß sie sprechen, die liebenswürdige Wilhelmine. Ich weiß, ihr Vater ist nicht zu Hause und wird so bald nicht wieder kommen; und gesetzt, er käme —

Johann. Er würde uns ohne Zweifel recht höflich willkommen heißen.

Valer. Ich brenne vor Begierde, ihn Vater zu nennen.

Johann. (Vor sich.) Das kann wohl seyn; allein ob er auch brennen wird, Sie Sohn zu nennen, das ist eine andere Frage.

Valer. (Giebt Lisetten etwas.) Kann ich Wilhelminen sprechen?

Lisette. (Besieht es und sagt:) Nein, Herr Valer.

Valer. (Giebt ihr noch etwas.) Thue Sie Ihr Bestes.

Lisette. Ich zweifle —

Valer. (Giebt ihr noch etwas.) Meine Glückseligkeit — —

Lisette. Ich sollte denken — — (Sie geht ab.)

Johann. (Vor sich.) Lisette ist meiner vollkommen würdig.

Siebenter Auftritt.

Valer. Johann.

Valer. Johann!

Johann. Mein Herr!

Valer. Hast du mit Lisetten gesprochen?

Johann. Ja, mein Herr! Sachen von der äußersten Wichtigkeit.

Valer. Hast du mit ihr vom Orbil geredet? Was sagt sie von mir? Was von Wilhelminen? Hat sie dir was entdeckt?

Johann. Ja, mein Herr, ja, ja, ja.

Valer. Spitzbube!

Johann. Um Verzeihung, mein Herr, auf vier Fragen gehören vier Antworten.

Valer. Ich will ohne Possen wissen —

Johann. Das Wichtigste von unserer Unterredung unfehlbar?

Valer. Nun?

Johann. Das Wichtigste unserer Unterredung besteht darin, daß meine Wenigkeit Jungfer Lisetten nicht gleichgültig ist.

Valer. Der Bärenhäuter hat mich zum besten! Hat nicht Lisette an Wilhelminen oder mich gedacht?

Johann. An alle beide.

Valer. Geschwind! was hat sie gesagt?

Johann. (Vor sich.) Was soll ich sagen? (Zu ihm.) Sie frug mich, wie Sie sich befänden, und da ich mich aus Höflichkeit nach dem Wohlbefinden ihrer Jungfer erkundigte, so sagte sie: Ich danke für die gütige Nachfrage, noch immer so bei demselben.

Valer. Spitzbube! entweder du sagst mir, oder — (Er will ihn schlagen.)

Johann. Ich sage — ich sage — Da kommt Wilhelmine.

Achter Auftritt.

Die Vorigen. Wilhelmine. Lisette.

Valer. Sehen Sie mich heute, schönste Wilhelmine! — sehen Sie mich ohne jenen finstern Zug, den Sie mir seit einigen Wochen vorgerückt haben, und erlauben Sie es, daß ich mein Vergnügen mit Ihnen theilen darf. — Ich habe eben erfahren — —

Wilhelmine. Daß ich Sie nicht lieben soll?

Valer. Daß Sie mich nicht lieben sollen?

Wilhelmine. Das will mein Vater.

Valer. (Betroffen.) Und was wollen Sie denn?

Wilhelmine. O fragen Sie mich nicht, was ich will; fragen Sie mich, was ich als Tochter muß.

Valer. Und was müssen Sie?

Wilhelmine. Gehorchen!

Valer. Himmel! bin ich denn zum immerwährenden Kummer bestimmt? Kaum erhole ich mich von gewissen Bekümmernissen, die ich Wilhelminen nicht darum verschwieg, weil ich befürchtete, bei dem Verlust meines Vermögens ihr Herz zu verlieren, — nein! dazu hielt ich sie zu großmüthig — ich liebte sie aber zu sehr, als daß ich sie durch meine Befürchtung hätte niederschlagen sollen. Es war an dem, daß mein Vater sein Vermögen verloren hatte, und was würde er als Kaufmann noch mehr verloren haben? Diese Minute erhalte ich Briefe, daß Alles außer Gefahr sey; diese Minute eile ich zu Wilhelminen, um derjenigen meine Freude zu zeigen, der ich meinen Schmerz verbarg, und Wilhelmine — —

Wilhelmine. Wilhelmine nimmt den redlichsten Antheil an Ihrer Zufriedenheit und liebt Sie — allein sie muß gehorchen!

Valer. Gehorchen Sie Ihrem Herzen, und lassen Sie uns glücklich seyn.

Wilhelmine. Ich werde es nie ohne den Beifall meines Vaters seyn. — O Valer! warum wußten Sie sich nicht in einen Mann zu schicken, der bei allen seinen Grillen ein gutes Herz besitzt! — Wie leicht — — Es ist Alles zu spät — Valer soll der Deine nicht seyn, sagte mein Vater. Er ist in allen Dingen zu unordentlich. Du sollst —

Valer. Ledig bleiben?

Wilhelmine. Einen Andern heirathen.

Valer. O das ist zu viel für eine zärtliche Seele! Ist denn gar kein Mittel übrig? Denkt! redet! Johann, Lisette! Ist denn gar kein Mittel übrig, einen grausamen Vater auf andere Gedanken zu bringen? — Er nennt mich unordentlich! Womit hab' ich's verdient? — —

Lisette. (Ahmt Orbil in der Rede nach.) Das will ich Ihnen gleich sagen, Herr Valer! Sagen Sie mir doch zum Exempel, wann ist heute die Sonne aufgegangen?

Valer. Des Morgens.

Lisette. Wann wird sie untergehen?

Valer. Des Abends.

Lisette. Was? Sie wissen nicht, wann die liebe Sonne auf- und untergeht, und wollen ordentlich seyn? — Die Secunde muß Ihnen bekannt seyn! Wie wollen Sie ihre Uhr richtig stellen — wie?

Valer. Darum bekümmere ich mich wenig.

Lisette. Und eben darum sollen Sie auch Jungfer Wilhelminen nicht haben.

Valer. Ist's möglich, daß ein vernünftiger Mann auf solche Thorheiten verfallen kann und —

Wilhelmine. (Spröde.) Vergessen Sie nicht, daß dieser Mann mein Vater ist. —

Valer. Warum will er der meinige nicht seyn? (Wird aufgebracht.) Grausame! hab' ich verdient, daß auch Sie sich wider mich verschwören? — Fordern Sie mein Leben, ich opfere es Ihnen gern auf — allein meine Liebe — — — Sie hassen mich — Tod! —

Johann. (Fällt geschwind ein.) Erlauben Sie, ich habe nur eine kleine Bitte vor Ihrem Ende.

Valer. Schweig!

Johann. Sie können doch nichts mitnehmen, lieber Herr Valer! Was kommt's Ihnen darauf an, daß Sie einen armen Teufel, wie ich — —

Valer. Schweig, sag' ich.

Johann. Ich will ja nicht Ihr ganzes Vermögen, das wiederum, dem Himmel sey Dank! in Sicherheit ist. Nur ein Legat, Herr Valer, daß Lisette und ich Hochzeit machen können. Wir wollen erkenntlich seyn, und auf Mittel denken, den Herrn Orbil von seiner Meinung abzubringen. Nicht wahr, Lisette?

Lisette. Ich verspreche es — —

Johann. Und ich bin Bürge; aber eine Schwierigkeit fällt mir ein, die nicht so leicht zu heben ist; wenn Herr Orbil auf andere Gedanken kommt, und meinem Herrn seine Tochter giebt — so stirbt er ja nicht — und unser Legat —

Valer. Wenn es dieses Alles wäre, so sollt Ihr auf meinen Tod nicht warten dürfen.

Johann. Wenn das ist — (Sieht Lisetten an.)

Lisette. So sollen Sie Wilhelminen haben.

Valer. Verzeihen Sie, schönste Wilhelmine, wenn meine Hitze Sie beleidiget hat. Wie glücklich würden wir seyn, wenn der Anschlag —

Wilhelmine. Hoffen Sie nicht zu geschwind, Valer, — wie gern bin ich die Ihrige —

Lisette. (Sieht nach der Stubenuhr.) Eilen Sie! — Geschwind, sag' ich! Es ist gleich Eins. Herr Orbil hat mich herbestellt, ohne Zweifel, um mir seine neuen Absichten mit Jungfer Wilhelminen anzuvertrauen. Sobald ich diese weiß — Verlassen Sie sich auf mich —

Wilhelmine. Leben Sie wohl, Valer.

Valer. (Küßt ihr die Hand.) O vergessen Sie nicht, daß ich ohne Sie nicht leben kann.

(Sie gehen an verschiedenen Orten ab.)

Neunter Auftritt.

Lisette allein.

Was thut man nicht um ein Legat! — Ich habe doch wohl nicht zu viel übernommen? — Ich glaube nicht. — Wenn ich nur erst Wilhelminens neuen Bräutigam weiß, so wird es mir ein Leichtes seyn, ihn bei Orbil verdächtig zu machen. — Ich sage — — und was? — — ich sage: daß er nicht alle Sonnabende ein weißes Nachthemde anlegt, sondern zuweilen vierzehn Tage. — — Noch besser! ich sage: daß er mondsüchtig ist. — — Es müßte doch mit unrechten Dingen zugehen, wenn mir der Alte nicht auf mein ehrlich Gesicht glauben sollte. Valer'n lehre ich, sich auf's beste in Orbils Weise zu schicken — zwei Taschenuhren soll er

anlegen — drei Stück Kalender. — Seine Bekümmerniß wegen seines Vaters Vermögen hebt seine vorige Unordnung — es geht gut — — Da kommt Herr Orbil.

Zehnter Auftritt.

Lisette. Herr Orbil.

Orbil. (Noch ehe er zu sehen ist.) Lisette!

Lisette. Herr Orbil!

Orbil. (Sieht nach seiner Uhr.) Seyd Ihr auch da?

Lisette. Ohnfehlbar.

Orbil. Hört, mein Kind! Ihr habt mir treu und redlich gedient. Es sind drei Jahr, (er denkt etwas nach) Ein Viertel und heute — funfzehn Tage — die Stunde ist mir entfallen, da Ihr in den Dienst kamt.

Lisette. Es war — in der Abenddämmerung.

Orbil. Das kann wohl seyn; allein Ihr hättet sollen die nähere Bestimmung merken.

Lisette. Es war so zwischen Vesperbrod und Abendessen.

Orbil. O damit könnt Ihr Euch nicht aushelfen. Ihr hättet sollen die Stunde merken. Erinnert mich, daß ich sie in meinem großen Hauskalender nachsehe.

Lisette. Und wann befehlen Sie, daß ich Sie erinnern soll?

Orbil. Das war eine vernünftige Frage. Nehmt etwas dafür zu Stecknadeln! — Morgen um — — Morgen um — — die Sache ist von Wichtigkeit, — je nun! wenn Ihr einmal mein Haus verlasset — Ihr sollt mir keine Minute über Euer Jahr bleiben; das bringt wenig Segen in's Haus, wenn man seine Bedienten über die Zeit zum Dienst zwingt. Bewahre mich

der Himmel! keine Minute d'rüber, wie ich sage! keine Minute — Erinnert mich morgen! — aber um welche Zeit? (er zählt nachdenkend) 6, 7, 8, 9, 10. Ich bin besetzt. Hört nur: Morgen, um — — um —

Lisette. Ach lieber Herr Orbil! martern Sie sich nicht — Sie können sich ja mit dem Morgensegen etwas fördern, so daß Sie drei Viertel auf Sieben fertig sind, und alsdann gewinnen Sie eine ganze Viertelstunde im Kalender — —

Orbil. Nein, das geht nicht, Lisette! aber ich will das Lied weglassen, womit ich sonst meine Arbeit anfange. — Ich pflege dieses mehrmals zu thun, wenn es ein Werk der Liebe und der Noth erfordert — und dieses Lied währt eine halbe Viertelstunde — ich sage, eine halbe Viertelstunde. Ihr könnt also 45 Minuten auf Sieben anfragen — Es bleibt dabei —

Lisette. Und das ist Alles, was Sie mir zu befehlen haben?

Orbil. Nein, Lisette, ich will Euch eine Sache offenbaren, die das Wohl meiner Tochter betrifft. — Ich will sie verheirathen.

Lisette. Doch wohl an einen ordentlichen Mann?

Orbil. Ja, Lisette, und das ist eben die Ursache, weswegen ich sie Valer nicht geben will. — Er ist zu unordentlich.

Lisette. Und wen haben Sie in seine Stelle im Vorschlage, wenn ich fragen darf —?

Orbil. Es ist der Magister Blasius, ein Mann, dessen Lebensart mir nach der Beschreibung eines guten Freundes ausnehmend gefallen hat. Er thut Alles auf den Glockenschlag. Nur gestern habe ich ein Programma von ihm gesehen, worinnen er seine Arbeiten öffentlich

anzeigt. Vortrefflich! Von 7 bis 8, von 8 bis 9, von 9 bis 10, von 10 bis 11, von 11 bis 12, von 1 bis 2, von 2 bis 3, von 3 bis 4.

Lisette und Orbil zusammen. Von 4 bis 5, von 5 bis 6, von 6 bis 7.

Lisette. (Vor sich.) Das verfluchte Programma verrückt mir mein ganzes Concept. (Zu ihm.) Allein, Herr Orbil, auf diese Art wird der Herr Magister wenig Zeit zum Heirathen übrig haben. — Wie wird er seiner Braut die nöthigen Aufwartungen —

Orbil. Es sind jetzt Ferien, die der Magister füglich zu seiner Heirath anwenden kann. — Von vielen Aufwartungen und andern dergleichen Possen bin ich kein Liebhaber. Ehrlich und ordentlich! Ehrlich und ordentlich! Die Verlobung würde schon heute geschehen seyn, wenn ich nicht den Magister vorher selbst sprechen wollte. Sein Vetter, der Herr Simon, hat mir so viel Gutes von ihm gesagt.

Lisette. Herr Simon?

Orbil. Ja, Herr Simon, ein naher Anverwandter des Magisters, mein siebenjähriger Freund, ein Mann von altem Schrot und Korn. Ich habe von ihm drei Exemplare vom angeführten Programma in Goldpapier erhalten. (Er zieht sie heraus.)

Lisette. (Vor sich.) Das verfluchte Programma, es wird mir noch das Herz abstoßen. (Zu ihm.) Aber da Herr Simon ein Anverwandter vom Magister ist —

Orbil. So könnte er parteiisch seyn; da habt Ihr Recht, mein Kind, und dies ist eben die Ursache, weswegen ich die Verlobung bis übermorgen ausgesetzt habe.

Lisette. Bis übermorgen?

Orbil. Ja, übermorgen, wenn ich lebe und gesund bleibe, um 2 Uhr Nachmittags. — Allein es sind schon vier Minuten über die Zeit, daß ich den Magister herbestellt habe. Vormittags ist er gar ausgeblieben. — Ich will ihn abwarten und seine Entschuldigung vernehmen. — Krankheit entschuldigt. — Aber wieder zwei Minuten —

Lisette. Soll ich?

Orbil. Bleibt, damit Ihr meiner Tochter ihren künftigen Ehemann desto besser beschreiben —

Lisette. Aber mit Ihrer Erlaubniß, Herr Orbil, so ist's keine große Ordnung, des Morgens auszubleiben und jetzt sechs Minuten —

Orbil. Es sind schon acht! — Er kommt! —

Elfter Auftritt.

Die Vorigen. Der Magister.

Orbil. Wie so spät, wie so spät, lieber Herr Magister? Ihr Herr Vetter, der Herr Simon, hat mir so vorzügliche Gesinnungen von Ihnen beigebracht, daß ich's mir zur Ehre rechne, mit Ihnen genauer bekannt zu werden.

Der Magister. Es ist mir gleichfalls ein wahres Vergnügen, mit Ihrem Hause in näheren Verbindungen zu stehen. De tanto honore mihi gratulor, würde sich hier der Lateiner nicht unschicklich ausdrücken.

Lisette. (Vor sich.) Das ist ohne Zweifel wieder etwas aus dem Programma. Ich vergehe —

Orbil. Ihr Herr Vetter hat Ihnen ohnfehlbar gesagt — —

Der Magister. Daß Sie eine liebenswürdige Tochter hätten und — sapienti sat. Sie verstehen mich doch?

Orbil. Nicht so ganz vollkommen, Herr Magister. (Vor sich.) Er geht mir gar zu geschwinde; ich muß ihn erst besser kennen lernen. (Zu ihm.) Mit meinem Latein ist es eben nicht so recht bestellt. Gott Lob! daß ich's nicht nöthig habe. Ich lebe von meinen Renten, und liebe die Ordnung.

Der Magister. Ordo est mater studiorum. Die Ordnung ist die Mutter des Studirens, und da ohne die lateinische Sprache, die wir Gelehrten —

Orbil. Ja, ja, Herr Magister! das kann Alles seyn! Allein, wie ich Ihnen sage, im Latein habe ich's eben nicht weit gebracht. Auf Universitäten bin ich nie gewesen, weil es damals sehr unordentlich auf denselben herging, und aus der Schule habe ich auch nichts mehr behalten, als — — — (schreit als ein Schulknabe) audita est hora septima — octava — nona! — Wie schön das noch in meinen Ohren klingt, das kann ich Ihnen nicht sagen.

Der Magister. Sie haben Recht. Es läßt sich schon hören, und es wundert mich, daß unsere Nachtwächter nicht höheren Orts befehligt werden, auf die nämliche Weise die Stunden anzuzeigen, wenigstens in den Straßen, wo Gelehrte wohnen.

Orbil. O lassen Sie mir die Nachtwächter zufrieden. Das sind meine Leute! Der ehrliche Mann in meiner Straße — er sollte Erzpriester seyn, wenn es auf mich ankäme. Eine Stimme, wie eine Sturmglocke, und so genau! — immer bei'm ersten Schlage, bei'm ersten Schlage —

Der Magister. Das ist schon Alles gut, lieber Herr Orbil, aber die deutschen Reimlein, die solche Leute — —

Orbil. Ach! hier kommt es ja nicht auf die Worte, sondern auf die Ordnung und auf die Stimme an. Ich versichere Sie, daß der in unserer Straße — (Er sieht nach der Uhr.) Es ist über ein Viertel. Wie geschwind die Zeit verläuft! — Aber um auf unsere Hauptmaterie zu kommen, so habe ich sowohl aus Ihrem gelehrten Gespräche —

Lisette. (Vor sich.) Vom Nachtwächter.

Orbil. — als auch aus dem Programma, so mir Herr Simon von Ihnen eingehändigt hat — (Er sucht es; indem sagt)

Lisette. (Vor sich.) Wenn es auch von derselben Materie handelt, so muß es eben nicht schwer seyn, Magister zu werden.

Orbil. — zur Genüge ersehen, wie rühmlich Ihre Art zu leben ist. — — Doch um desto mehr möchte ich gern die Ursache wissen, warum Sie heute Vormittage — —

Der Magister. Sie bringen mich auf eine Sache, weswegen ich mich eben jetzt mit meinem Vetter, dem Simon, eine halbe Stunde gezankt habe, und es fehlte nicht viel, daß es nicht a verbis ad verbera gekommen wäre.

Orbil. Nun?

Der Magister. (Vor sich.) Der Mann scheint gar nicht so wunderlich zu seyn, wie mein Vetter ihn beschreibt; — man kann frei mit ihm reden. (Zu ihm.) Die Wahrheit zu sagen, Herr Orbil, mein Vetter ist ein Kaufmann, und solche Leute glauben, daß es mit

gelehrten Werken eben so, wie mit Handlungsbriefen zugehe, die man schreiben muß, weil es Posttag ist. Eine Dissertation ist doch zum Henker kein Wechsel! Ich finde Sie billig, Herr Orbil, und gar nicht so, wie Sie mir mein Vetter aufgedrungen hat. — — Ich will Ihnen Alles sagen! — — Ich schreibe eine Dissertationem, durch die ich mir wohl Professionem extraordinariam zuwege bringen möchte. Je nun! bei solchen Arbeiten kann man nicht die Stunde halten! Non quavis hora fit Mercurius, könnte man hier nicht unfüglich sagen. Man muß abwarten, bis man zu dergleichen Sachen aufgelegt ist. — Bei meinem specimine pro gradu bin ich oft mitten in der Nacht aufgesprungen, wenn mir ein guter Einfall ankam —

Lisette. (Vor sich.) Vortrefflich! Sie bekommen einen Korb, Herr Magister! würde sich hier der Deutsche nicht unschicklich ausdrücken.

Orbil. (Vor sich.) Was hör' ich! Simon ist ein Betrüger. Ich will den Magister ausholen. — (Zu ihm.) Belieben Sie nur fortzufahren, wenn Sie so gütig seyn wollen. Ihre Aufrichtigkeit —

Der Magister. Und nur vor einigen Tagen sagte ich zu meinen auditoribus mitten in der Stunde: Commilitones generosi atque nobilissimi! mir ist übel — und schaffte mir dadurch Gelegenheit, die guten Gedanken zu Papier zu bringen, die mir während des Lesens eingefallen waren. Bei uns Gelehrten ist es am besten, wenn man schwarz auf weiß hat. Memoria est labilis. — Doch Sie scheinen beschäftigt zu seyn, lieber Herr Orbil — man kann es Ihnen ansehen — Lassen Sie uns ad rem schreiten. Wenn ich erst meinen End-

zweck erhalte, so kommt mein Vetter mit der Zeit auch wohl auf andere Gedanken. — —

Orbil. (Vor sich.) Ich habe genug gehört! Himmel, ist denn gar kein ordentlicher Mann in der Welt?

Zwölfter Auftritt.

Die Vorigen. Wilhelmine.

Wilhelmine. Es hat geschlagen, lieber Herr Vater.

Der Magister. (Zu Orbil.) Die Jungfer Tochter — ohnfehlbar der Gegenstand — (Zieht ein Paar weiße Handschuh an, hustet und bereitet sich pedantisch vor. Vor sich.) Quod Deus bene vertat! (Zu ihr.) Ich bin herzinniglich erfreut —

Orbil. (Verlegen. Zu ihm.) Was ich Ihnen sagen will, lieber Herr Magister, und also — — (Zu ihr.) Geh' nur, meine Tochter, über eine Viertelstunde werde ich allein seyn.

Wilhelmine. (Vor sich.) Das ist mir Alles, bis auf die weißen Handschuhe und den lateinischen Scharrfuß des guten Pedanten, ein unauflösliches Räthsel. (Zu Beiden mit einer Verbeugung.) Ich empfehle mich —

Orbil. Ohne Umstände, meine Tochter, ohne Umstände. (Zu Lisetten.) Der heutige Tag ist voll Verwirrung. Laß uns allein, Lisette. — Ich will ihm frei heraus sagen, was ich denke.

Lisette. (Zu ihm.) Ich gehe! (Vor sich.) Zu Valer, um ihn zu einer Rolle vorzubereiten, die ohnfehlbar sein Glück machen wird. (Sie geht.)

Der Magister. Welch eine vortreffliche Tochter, Herr Orbil! Ich habe nichts Schöneres in meinem Leben

gesehen; Venerem ipsam superat! (Vor sich.) Ich muß ein Ende machen! (Zu ihm.) Mein Vetter —

Orbil. Der Herr Simon — er ist sonst ein guter Freund von mir gewesen —

Der Magister. Und ich glaube, daß er's seines kleinen Eigensinns ungeachtet auch bleiben wird. Errare humanum est.

Orbil. Ach ja, ich liebe Freunde und Feinde, und beide kommen zu verschiedenen malen in meinen Hausandachten vor.

Der Magister. (Vor sich.) Man muß es ihm näher legen. (Zu ihm.) Herr Simon hat mir gesagt, daß ich herbestellt wäre, und warum, lieber Herr Orbil? (Er lächelt.)

Orbil. (Vor sich.) Ich vergehe vor Verwirrung, was soll ich sagen? (Zu ihm.) O lieber Herr Magister, ich wollte mir nur — Ich wollte mir nur eine kleine Dissertation machen lassen —

Der Magister. Sie scherzen —

Orbil. Ganz und gar nicht, ganz und gar nicht, lieber Herr Magister; man hat mir gesagt, daß man sie bei Ihnen sehr gut gemacht bekäme.

Der Magister. (Voll Zutrauen.) Ich bin hergekommen — (Lächelt.)

Orbil. Wie ich Ihnen sage, Herr Magister, und für Ihren Gang — darf ich wohl so frei seyn, eine Kleinigkeit — —

Der Magister. (Vor sich.) Ich versteh' ihn nicht. Er ist zu gutherzig. (Zu ihm.) Nein, Herr Orbil, nimmermehr — —

Orbil. Es ist gutes Geld, ich bin nicht gewohnt, verrufenes bei mir zu tragen.

Der Magister. Sie sind gar zu gütig; behalten Sie doch Ihr Geld, wenn ich Ihr Schwiegersohn bin, so — —

Orbil. Mein Schwiegersohn?

Der Magister. Nun ja! mein Vetter hat mir Alles gesagt, und auf meine Verschwiegenheit können Sie sich verlassen. Vor den Sponsalibus soll nichts auskommen.

Orbil. Daraus kann nichts werden.

Der Magister. Was? Sie wollen ihr Wort brechen?

Orbil. Ich habe Ihnen nichts versprochen.

Der Magister. Aber meinem Vetter.

Orbil. Ihr Vetter ist ein Mann ohne Treu und Glauben.

Der Magister. Herr Orbil!

Orbil. Herr Magister!

Der Magister. Wissen Sie auch, mit wem Sie sich einlassen?

Orbil. Mit einem Manne ohne Ordnung.

Der Magister. Was? Ich, Joannes Godofredus Blasius, Philosophiae et artium liberalium Magister?

Orbil. Ich, Johann Christoph Orbil, Herr in meinem Hause?

Der Magister. Autor immortalis!

Orbil. Vater einer tugendhaften Tochter!

Der Magister. Der es mit Ihnen gerichtlich ausführen kann, wenn Sie sich nicht bei Zeiten vergleichen!

Orbil. Der sein Hausrecht brauchen wird, wenn Sie nicht gehen!

Der Magister. Was? Ich rufe alle neun Musen zu Zeugen.

Orbil. Und ich alle meine Stubenuhren.

Der Magister. Hätte ich nur meinen letzten Respondenten mit, der sollte es auf der Stelle durch den Degen mit Ihnen ausmachen. — Wir sprechen uns vor Gericht, coram Praetore.

Orbil. (Nimmt ihn bei'm Arme.) Entweder Sie gehen, oder — —

Der Magister. O hominem audacem! (Er droht und geht ab.)

Dreizehnter Auftritt.

Orbil allein.

Dem Himmel sey gedankt, daß ich ihn los bin! So giebt es also keinen ordentlichen Menschen in der ganzen Welt? Valers Uhr — sie steht — und der Magister, auf den ich meine einzige Hoffnung setzte, schreibt — Disputationen. — — O das ist ärger, als Alles zusammen, was ich von Valer weiß! — Mitten in der Nacht aufzuspringen — während der Stunden übel zu werden, und also (er schreit) gedruckt zu lügen. O der Verräther, der Simon! Welche Verwirrung hat er rings um mich herum gemacht! Ich weiß gar nicht, was ich anfangen soll. — (Er sieht nach allen seinen Uhren.) Wäre es wohl ein Wunder, wenn, bei einem so allgemeinen Gräuel im Hause, alle meine Uhren eine Pause machen möchten — wäre es ein Wunder? — Meine Tochter ist herbestellt; allein wenn ich diese Minute sterben soll, so weiß ich nicht zu welcher Stunde. Sie kam in der größten Verwirrung. O an den Magister

werde ich denken! — Wenn Valer doch ordentlich wäre — ich würde ihm meine Tochter geben, bloß um mich am Magister zu rächen! — Allein jetzo — O das ist himmelschreiend, daß kein ordentlicher Mensch auf dem ganzen Erdboden ist! — Wer ist da? Es ist Lisette —

Vierzehnter Auftritt.

Orbil. Lisette.

Lisette. (Will zu ihrer Herrschaft gehen.)

Orbil. Wohin, Lisette?

Lisette. Zu meiner Jungfer.

Orbil. Hört!

Lisette. Um Vergebung; ich bin nicht herbestellt. (Will gehen.)

Orbil. Hört, sage ich Euch! Was denkt Ihr vom Magister?

Lisette. Daß Sie ihm Ihre Tochter geben werden.

Orbil. Und woher?

Lisette. Weil er ein ordentlicher Mann ist.

Orbil. Was? habt Ihr nichts von der verdammten Disputation gehört?

Lisette. Kein Wort, Herr Orbil, ich habe genug mit dem Programma zu thun gehabt, daß — —

Orbil. Denkt mir nicht mehr an das verfluchte Programma, dessen, unter andern elenden Kunstgriffen, sich Herr Simon bedient hat, mich für seinen Vetter einzunehmen. Der abscheuliche Kerl!

Lisette. Wer, Herr Orbil? — Simon oder der Magister?

Orbil. Alle Beide. — Indessen muß ich dem Magister doch mehr Ehrlichkeit zueignen, als seinem Vetter, dem Treulosen. —

Lisette. Dem Heuchler.

Orbil. Dem Spitzbuben.

Lisette. Dem Verräther.

Orbil. Ich mag ihn nicht schimpfen.

Lisette. Ich auch nicht.

Orbil. Allein ein Bösewicht bleibt er in meinen Augen, so lange er lebt.

Lisette. Und in den meinigen desgleichen.

Orbil. Ich unglücklicher Vater!

Lisette. Das sind Sie nicht bei einer so schönen und tugendhaften Tochter.

Orbil. Was soll ich aber mit ihr anfangen?

Lisette. Sie dem Herrn Valer geben.

Orbil. Dem Valer, dem unordentlichen Menschen, ohne Taschenuhr und ohne Ordnung —?

Lisette. Erlauben Sie, Herr Orbil, ich habe ihn nur noch heute mit zwei Uhren gesehen.

Orbil. Mit zwei Uhren?

Lisette. Wie ich Ihnen sage, eine hier, eine da (sie zeigt an beide Seiten), und ich vermuthe sehr, daß er auch eine statt der Tabaksdose bei sich gehabt hat.

Orbil. Das wäre viel! — Eine solche Veränderung würde — — Aber ich habe es doch von allen seinen Nachbarn, daß er bei'm Aufstehen und Niederlegen nicht die gehörige Zeit halten und überhaupt —

Lisette. Ach die böse Welt! Herr Orbil, glauben Sie doch nicht Alles, was die Leute sagen. Denken Sie nur an Herrn Simon. —

Orbil. Ja, der verwünschte Simon! Ich nehme mir ordentlich vor, eine ganze Stunde auf ihn zu schelten — wenn ich einmal Zeit haben werde. Er hat mir so viel Gutes vom Magister gesagt —

Lisette. Und eben so viel Böses haben die Nachbarn vom Herrn Valer gesagt. Die Welt ist böse; und gesetzt, daß auch Herr Valer zuweilen in einigen Stücken nicht ordentlich genug gewesen, so wäre es ihm sehr leicht zu vergeben. Ich kenne seinen Bedienten, der hat mich versichert, daß er wegen des Vermögens seines Vaters, der, wie Sie wissen, einer der ansehnlichsten Kaufleute in Berlin ist, so zärtlich besorgt gewesen, daß seine Melancholie zuweilen seine Liebe zur Regelmäßigkeit unterbrochen hat. Jetzt ist sein Vater außer Gefahr, und ich wollte meinen Kopf zum Pfande setzen —

Orbil. Ha! nun weiß ich die Seufzer zu verstehen, womit er mich zuweilen geärgert hat. Der arme Mensch! ich fange an ihn zu lieben —

Lisette. O das verdient er vollkommen, Herr Orbil. Ein Mensch von einem so großen Vermögen, das nunmehr in Sicherheit —

Orbil. Das ist das Wenigste, das Wenigste; aber die zwei Taschenuhren, von denen Ihr mir gesagt habt —

Lisette. — einem so schönen Körper —

Orbil. — die er bei sich trägt —

Lisette. — und einer noch schönern Seele —

Orbil. — und die alle beide gehen.

Lisette. Ohne an sein Amt zu denken, welches ihm zu Aussichten verhilft —

Orbil. Aber was denkt Ihr, ob es Schlaguhren sind?

Lisette. Ach! Sie reden auch immer von Ihren Uhren. Ja freilich sind es Schlaguhren. (Vor sich.) Wenn ich nicht irre —

Orbil. Das übersteigt alle meine Erwartung! Ich sollte denken, daß sich Herr Valer derselben auf die gehörige Art, bei'm Essen — Trinken — Aufstehen — und Schlafengehen — (pedantisch) etc. etc. etc. bedienen werde.

Lisette. Zweifeln Sie daran, Herr Orbil? Wer ein Amt hat, der hat Verstand, und wer zwei Uhren trägt, der sollte nicht ordentlich seyn? Ich versichere Sie, daß mir sein Bedienter Dinge erzählt —

Orbil. Ich bin überzeugt! — Geh, Lisette! lauf, bitte ihn zu mir. Ich will seine Uhren sehen — ich will sie schlagen hören, ich will von Allem ein Augen- und Ohrenzeuge seyn, und finde ich's so, wie du sagst, so will ich ihn bitten, daß er meine Tochter heirathen und —

Funfzehnter Auftritt.

Die Vorigen. Valer. Johann.

Orbil. Ich heiße Sie willkommen, Herr Valer, ich heiße Sie willkommen! (Sieht nach den Uhren des Valer.)

Valer. Vergeben Sie's, Herr Orbil, wenn ich Sie unterbreche —

Orbil. Ein ordentlicher Mann unterbricht mich niemals, allein ehe Sie sich setzen, lassen Sie uns doch sehen, ob unsere Uhren übereinstimmen.

Valer. 20 Minuten auf 4.

Orbil. 20 Minuten auf 4. Richtig — richtig! — Jetzt bitte ich zu sitzen.

Valer. Um Vergebung, Herr Orbil. Ich darf mich nicht eher niederlassen, als bis es 5 Uhr schlägt; — ich habe gewisse Stunden festgesetzt, da ich stehe; — gewisse Stunden, da ich sitze; — gewisse Stunden, da ich gehe —

Johann. (Vor sich.) Gewisse Stunden, da ich dem Orbil eine Nase drehe; gewisse Stunden, da ich meinen Johann durchprügle, und was das Beste ist, gewisse Stunden, da ich mich von ihm betrügen lasse. —

Orbil. Schön, Herr Valer! darum muß ich Sie umarmen. Setzen Sie sich ja nicht vor 5. Ich stehe zur Gesellschaft mit. —

Valer. Ich habe es zu meiner Schuldigkeit gerechnet, mich Ihnen in einer Lage zu zeigen, in der ich Ihnen noch vollkommen unbekannt bin. So natürlich sie mir auch ist, so hat mich doch das unbestimmte Schicksal meines Vaters —

Orbil. Ich bin von Allem unterrichtet und nehme recht großen Antheil an Ihrer Zufriedenheit.

Valer. Ein Kaufmann verliert mit seinem Vermögen nicht bloß, was andere Leute verlieren, wenn

sie arm werden, sondern auch seinen guten Namen; und welch ein Verlust ist das! Mein Vater, der redlichste Mann, war bei den fast allgemeinen Banquerotten in der größten Gefahr. Wie sehr habe ich um ihn gezittert! Die Verwirrungen, womit ich meinen Freunden beschwerlich gewesen —

Orbil. O das ist Alles vergeben und vergessen, lieber Herr Valer! Wir sind alle schwache Menschen. Ist es mir doch selbst anno 40 den 1sten April bei ganz ungewöhnlichen Kopfschmerzen meiner seligen Frau fast eben so gegangen. (Leiser.) Ich vergaß alle meine Uhren aufzuziehen — alle meine Uhren. Es bleibt unter uns, Herr Valer! — — Ich wundre mich folglich gar nicht, daß bei so vieler Unruhe Ihres Herzens Ihre Uhren stehen geblieben und — — dem Himmel sey Dank, daß diese Zeit vorbei ist!

Valer. Und damit sie nie wiederkommen möge, ist mein Vater entschlossen, den Rest seines Lebens auf einem kleinen Landgute zuzubringen, um mir bei seiner eingeschränkten Lebensart ein Capital abzutreten, wovon ich auf eine anständige Weise leben kann.

Orbil. O das sind ja vortreffliche Nachrichten — — aber Sie scheinen mir bei dem Allen doch noch so verlegen —

Valer. (Zieht seine Uhr heraus.) Sie treffen mich zu genau, als daß ich Ihnen die Ursachen dieser Verlegenheit länger verschweigen sollte. Nur noch 15 Minuten, und alsdann sind es 50 Jahre, daß mein Vater sich mit meiner Mutter verband.

Orbil. 15 Minuten?

Valer. 15 Minuten.

Orbil. 50 Jahre?

Valer. 50 Jahre.

Orbil. Das ist ein merkwürdiger Umstand!

Valer. Ja, und eben dieser merkwürdige Umstand bringt mich auf eine Bitte, die mein ganzes Herz an Sie thut. Ich liebe Ihre Tochter —

Orbil. Ja, Herr Valer! Ja, Sie sollen sie haben; aber ich beklage nur, daß Sie nicht an eben dem Tage, zu eben der Stunde sich mit ihr verloben können, da vor 50 Jahren Ihr Herr Vater — O Herr Valer, warum haben Sie nicht seine Einwilligung bei Zeiten besorgt?

Valer. Wenn dieses die einzige Schwierigkeit ist, so ist sie bereits gehoben. Hier ist die Einwilligung meines Vaters. — — (Er giebt ihm einen aufgebrochenen Brief.) Seitdem ich Ihre Tochter gesehen habe, habe ich sie geliebt; sie schien mit meiner Neigung zufrieden zu seyn, und da ich von ihrem Vater keine abschlägige Antwort befürchtete, bat ich den meinigen —

Orbil. (Liest den Brief und sagt im Lesen:) Ich kenne seine Hand. Der alte redliche Mann! — (Sieht nach dem Dato und liest laut:) In höchster Eil; Berlin den 10ten October — (Denkt ein wenig nach.) — den 10ten October, eben den Tag, da ich vor zwanzig Jahren meine Leibuhr auf einer Auction bekam. Sie haben sie doch gesehen, die große Uhr im Saal? — Es ist ein feines Werk! den 10ten October! — Was für Denkwürdigkeiten vereinigen sich heute zu Ihrem Vortheil, Herr Valer! — (Sieht nach der Uhr.) Wir haben

keine Zeit zu verlieren! Ich gehe nach meiner Tochter; über — drei Minuten bin ich hier! —

Sechszehnter Auftritt.

Valer. Lisette. Johann.

Lisette. Wie vortrefflich Sie Ihre Rolle spielen können; man sollte glauben, daß man in der Comödie wäre.

Valer. Das macht die Liebe, und da die Einwilligung meines Vaters als die Hauptsache gegründet ist, ja, da mein Vater wirklich in diesem Jahre seine silberne Hochzeit feiert, so glaube ich, daß die übrigen Episoden mir zu keinem Vorwurfe gereichen werden.

Johann. Wenn Sie nur unser Legat nicht zu den — wie heißen sie — Pisoden rechnen, so hat es nichts zu bedeuten, aber —

Siebenzehnter Auftritt.

Die Vorigen. Orbil. Wilhelmine.

Valer. Schönste Wilhelmine, endlich bin ich so glücklich —

Wilhelmine. (Zugleich.) Liebster Valer, die Schwierigkeiten — —

Orbil. Kein Wort, kein Wort, daß wir nicht die Zeit verfehlen. — Es ist gleich 4. (Hält beständig die Uhr in der Hand. Nach einer kleinen Pause zu seiner Tochter.) Jungfer Wilhelmine Orbil! Willst du dich mit dem Herrn (zu Valer) Vor= und Zunamen?

Valer. Samuel Gottlieb!

Orbil. (Fährt fort zu Wilhelminen.) Samuel Gottlieb Valer ehelich verloben?

Wilhelmine. Ja!

Orbil. Zu früh! (Legt ihre Hände in einander.) Ihr antwortet Beide zusammen, wenn ich Euch ein Zeichen geben werde — (Zu Valer.) Und Sie, Herr Samuel Gottlieb Valer, wollen Sie sich mit meiner Tochter, Wilhelmine Orbil, auf Ihre ganze Lebenszeit verbinden? — Still — — noch eine Secunde! — (Er giebt ein Zeichen mit dem Fuße.)

Valer und Wilhelmine. (Zusammen.) Ja!

Orbil. Puncto 4. — Und nun gebe ich Euch meinen väterlichen — Doch nein, damit Alles seine gehörige Zeit habe, so will ich mit meinem väterlichen Segen noch eine Viertelstunde warten. — Jetzt könnt Ihr reden, so viel Ihr wollt! —

Wilhelmine. (Zärtlich.) Valer!

Valer. Wilhelmine!

Johann. Ach Herr Orbil, wollen Sie wohl in dieser Viertelstunde noch ein gutes Werk stiften? Wenn Sie nur wüßten, wie schön es Ihnen läßt! Ich will gern mit Lisetten auch auf einmal antworten; und was noch mehr ist, so ist heute meiner seligen Großmutter Namenstag gewesen. — Sie hieß — sie hieß — wie der heutige Tag im Kalender. —

Orbil. O mein Sohn! Namenstag und Verlöbniß stehen in keinem Verhältniß, aber wenn Ihr sonst ein ordentlicher Mensch seyd —

Johann. Daran fehlt's nicht, Herr Orbil; seitdem sich mein Herr geändert hat, nehme ich keine Prise Tabak, ohne daß ich vorher nach der Uhr sehe, und ich würde mir alle Haare aus dem Kopfe reißen, wenn ich in einer Stunde mehr als in der andern denken sollte.

Orbil. Der Kerl gefällt mir! (Zu Valer.) Sind Sie mit ihm zufrieden?

Valer. Vollkommen!

Orbil. Tretet näher! (Sie treten zusammen, reichen einander die Hände und schreien:) Ja!

Orbil. Zu früh! Ihr seyd ein Paar Dienstboten und — (zu Johann) wann ist Euer Jahr zu Ende?

Johann. Ich heiße Johann Triller!

Orbil. Der Mensch ist vor Freude, eine Frau zu bekommen, außer sich. (Zu Valer.) Wann ist sein Jahr zu Ende, Herr Schwiegersohn?

Valer. Ueber 14 Tage.

Johann. Des Morgens um 6 Uhr.

Orbil. Gut, über 14 Tage, des Morgens um 6 Uhr soll Eure Verlobung seyn, und wenn Lisettens Jahr um ist, so haltet Ihr die Hochzeit. — Die Stunde will ich nachsehen, wann sie in Dienst gekommen ist. Es wäre gut, wenn sie in dieser Stunde copulirt werden könnte. — (Er erschrickt.) Himmel! da kommt der Magister!

Achtzehnter Auftritt.

Die Vorigen. Der Magister.

Orbil. Sie können mich zu nichts zwingen, Herr Magister, meine Tochter ist vergeben, und wenn alle Collegia —

Der Magister. Ich komme nicht aus dieser Ursache, Herr Orbil! O me infelicem! — Ich komme, mich bei Ihnen wegen der Ungerechtigkeit meines Vetters zu beklagen. Ich gehe zu ihm, um ihm von Allem, was vorgefallen ist, Nachricht zu geben, und der unbesonnene Mann verbietet mir sein Haus, nimmt mir zwei Freitische, die ich wöchentlich Montags und Freitags bei ihm gehabt — —

Valer. (Sieht Orbil bedeutend an.) Herr Vater —

Orbil. Ich verstehe Sie! (Zum Magister.) Herr Magister! Sie können Montags und Freitags bei mir speisen, aber Puncto 12 — Puncto 12. — — (Er zieht die Uhr heraus und thut erschrocken.) Eben ein Viertel! (Zu Valer und Wilhelmine.) Empfangt meinen väterlichen Segen! Lebet lange und zeuget ordentliche Kinder. — (Er zieht seine Schreibtafel heraus und schreibt, indem er pedantisch sagt:) So gegeben im Jahr von Erschaffung der Welt nach Calvisii Rechnung 5712, von der Sündfluth 4056, von Jerusalems Zerstörung 1693, von Erfindung des Geschützes und Pulvers 383, von Erfindung der Perpendiculuhren 106.

Johann. (Vor sich.) Wenn er nicht anführt: von Verrückung seines Haupts, so fehlt diesen Rechnungen das Vornehmste.

Orbil (welcher fortfährt). Von Christi Geburt anno 1763, welches ein gemein Jahr ist von 365 Tagen, den 17ten November nach Mittage, 1 Viertel auf 5 Uhr. — Ihr könnt Euch umarmen. — (Sie umarmen sich.) Vergessen Sie nicht, Herr Bräutigam, daß Sie den ersten Kuß (sieht auf die Uhr) 16 Minuten auf 5 erhalten haben.

Johann. Diesmal schlägt seine Uhr nicht richtig.

Der Magister. Ich nehme an Allem, was ich gesehen und gehört habe, mit innigem Vergnügen Antheil, und werde nicht ermangeln, meine Dissertation, die ich eben unter Händen habe, dem neuen Brautpaare volente Deo zu dediciren.

Orbil. Nein, Herr Magister! um des Himmels Willen, nein; wollen Sie die jungen Leute anstecken, in der Nacht aufzuspringen? Kein Wort von Ihrer Dissertation, wenn wir gute Freunde bleiben sollen — kein einziges Wort.

Der Magister. Alles nach Dero gütigem Belieben, mein Herr Orbil. Ich bin es zufrieden, und nehme mir vor, das zu erlebende preiswürdige Valer- und Orbil'sche Myrthenfest mit irgend etwas Anderem von meiner Hände Arbeit, und das aus zwei Ursachen, zu bezeichnen, wie folget: Einmal, damit ich eo ipso der Welt nicht undeutlich zu verstehen gebe, daß mir zwei Freitische aus Ihrer unverdienten Güte zugeflossen —

Orbil. Ja, ja, es ist Alles wahr, lieber Herr Magister, aber wenn nun die Welt zum Unglück auf

andere Tage kommt, als Montag und Freitag, und das ist leicht möglich. Ueberdies, wer wird die Welt darauf bringen, daß ich Puncto 12 anfange, — ein wichtiger Umstand, wenn von meinen Freitischen geredet wird! Hören Sie nur, Herr Magister, wenn man diese Sache in reifliche Erwägung zieht, so sieht man erst die bösen Folgen ein, die daraus entstehen könnten. — Geben Sie ja der Welt nichts undeutlich zu verstehen — es bleibt indessen bei unserer Abrede, Herr Magister, Montags und Freitags. — In Parenthesi, Sie sind doch über dreißig?

Der Magister. Dreißig Jahre in allen Ehren und ein Lustrum drüber.

Orbil. (Zu Lisetten.) Daß dem Herrn Magister nur ja ein Lehnstuhl gesetzt werde. (Zum Magister.) Ich habe es so in meiner Familie eingeführt, daß sich keines vor dem dreißigsten Jahre eines Lehnstuhls bedienen müsse, wenn es nota bene nicht eine Frau in gesegneten Umständen ist. — Sie werden sich dergleichen Dinge einmal für allemal merken, Herr Schwiegersohn.

Der Magister. Um aber von unserm Gespräch nicht abzukommen, so muß ich Ihnen pro secundo sagen, daß meine Wenigkeit das hohe Hochzeithaus mit einigen Blümlein, es sey in prosa oder in ligata, ausstreuen möchte, um den nach Stand und Würden geehrten Herrn Bräutigam sole ipso illustrius et clarius zu überführen, wie wenig Feindschaft ich gegen ihn des Vorzugs wegen habe, der ihm an dem heutigen Tage durch Vater und Tochter beigelegt worden — —

Orbil. Ha, das läßt sich hören — das ist ganz was Anderes! — Schreiben Sie immerhin was nieder — und wenn Sie — doch! das möchte Ihnen wohl zu schwer fallen, lieber Herr Magister — ich dachte eben daran, wenn Sie ein Verschen, wo die Jahrzahl hervorragt, anfertigen könnten — Ein —

Der Magister. Ein Chronostichon.

Orbil. Getroffen! — das ist das rechte Wort: ein Chro —

Der Magister und Orbil. (Zusammen.) Chronostichon.

Orbil. Wilhelmine! Lisette! behaltet dieses Wort — es gehen zwar 4 Secunden darauf — es schadet aber nichts — das Wort ist seine 4 Secunden werth. (Zum Magister.) Ja, wenn Sie so etwas zu der Hochzeit meiner Tochter —

Der Magister. Gut, Herr Orbil, das sollen Sie haben, in dergleichen Dingen bin ich, ohne Ruhm zu versichern, recht stark. — Verlassen Sie sich auf mich.

Orbil. Und wenn Sie sogar den Tag anbringen könnten —

Der Magister. Den Tag — das ist re vera ein Originaleinfall, Herr Orbil! — Wie doch auch Leute, die nicht dem Lager der Minerva folgen — Ich will sehen, was meine Kunst vermag, Herr Orbil.

Orbil. Sie sollen es mit keinem unerkenntlichen Menschen zu thun haben. — — (Sieht nach der Uhr.) 40 Minuten, Herr Schwiegersohn, nicht wahr?

Valer. Ganz richtig.

Orbil. Lisette! Johann! setzt Stühle an. (Die Stühle werden herbeigebracht und Orbil, welcher Jedem seine Stelle zeigt, sagt, indem er sich zum Sitzen vorbereitet:) Um 5 Uhr setzen wir uns Alle nieder.

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

153

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Hippel, Theodor Gottlieb <<von>>,

Th. G. von Hippel's sämmtliche Werke

Bd.: 10

Berlin 1828

Opp. 495 m-10

urn:nbn:de:bvb:12-bsb10604206-0